

Die Distelkarde und zwei Schiffchen als spätmittelalterliche Zeichen im Tuchmacher-Fenster zu Oberursel

Von Friedrich Karl Azzola

Im Spätmittelalter, als sich noch kein fester Kanon der Tuchmacherzeichen ausgebildet hatte, dienten verschiedene Werkzeuge der historischen Wollverarbeitung dazu, das Handwerk der Tuchmacher zu kennzeichnen. In Marburg¹, Bingen² und Enns³ (Oberösterreich) begegnet man der Tuschere, in Neuenbürg im Enzkreis⁴ sowie in Herborn⁵ der Kardätsche, in Regensburg⁶ dem Fachbogen und in Göttingen⁷ dem Fachbogen kombiniert mit einer Distelkarde als Tuchmacherzeichen. In Oberursel sind es eine Distelkarde und zwei Schiffchen eines um 1460 entstandenen farbigen Chorfensters⁸ der St. Ursula-Kirche⁹ (*Abbildung 1*).

In seiner Monographie zur Geschichte der Leipziger Tuchscherer-Innung schrieb Albin Kutschbach¹⁰ über die Distelkarde:

„Nachdem die Tuche von den Tuchrahmen genommen waren, wurden sie geraut. Hierbei wurden sie erneut angefeuchtet und über zwei Horizontalstangen – Rauh bäume – geführt, so daß sie von diesen herabhängten. Zwei Arbeiter strichen dann mit Handrauh das herabhängende Stück des Tuches in geraden Zügen der Länge nach abwärts (*Abbildung 2*). Diese Handrauh bestanden aus einem hölzernen, mit einem Handgriff versehenen Kreuze, auf dem eine Anzahl Rauh karden befestigt waren (*Abbildungen 3 und 4*), und der herabhängende Teil wurde so lange mit ihnen bearbeitet, bis die an den Stacheln der Karden befindlichen Häkchen die Wollfasern genügend bloß gelegt hatten. Dann wurde das Tuch über die Rauh bäume weiter gezogen, bis es zu Ende geraut war. In späterer Zeit, als die Maschinen aufkamen, wurden auch Rauhmaschinen gebaut, und das Handrauh ging dann auf diese über.¹¹

Das Museum der Stadt Göttingen verwahrt eine der wenigen erhaltenen Distelkarden (*Abbildung 5*). Diese Karde unterscheidet sich nicht nennenswert von den in Stein gehauenen Karden auf einem Schlußstein der Göttinger Marienkirche aus dem 14. Jahrhundert⁷ (*Abbildung 6*) und in

Neustadt an der Weinstraße als Wappenzeichen aus dem Jahr 1600 (*Abbildung 7*).

Auf dem farbigen Oberurseler Glasfenster der *Abbildung 1* ist die Distelkarde mit zwei Weber-schiffchen kombiniert. Im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit kommt das Schiffchen auch singular vor z.B. in Regensburg (*Abbildung 8*). Hierbei läßt sich im Einzelfall nicht entscheiden, ob das Schiffchen als Weberzeichen schlechthin oder ausschließlich als Zeichen der Leinweber zu verstehen ist. So könnten die Distelkarde und die beiden Schiffchen des Oberurseler Glasfenster entweder gemeinsam als Zeichen der Oberurseler Tuchmacher oder einzeln als Zeichen der Oberurseler Tuchmacher – die Distelkarde – und der Oberurseler Leinweber – die Schiffchen – gedeutet werden. Zweifelsfrei interpretierbar ist die Kombination aus Karde und Schiffchen im Siegel der Schweinfurter Tuchmacher von 1609 (*Abbildung 9*) und im Siegel der Nassau-Hadamarer Wollenweber von 1687 (*Abbildung 10*), doch darf daraus nicht vorbehaltlos auf das 15. Jahrhundert geschlossen werden, da die Zeichen und ihre Inhalte ständigen Veränderungen unterworfen waren. Da jedoch nach Hektor Ammann¹² die Stadt Oberursel im Spätmittelalter nicht nur zum mittelhheinischen Bezirk der Wollenindustrie zählte (*Abbildung 11*), sondern zugleich nach Rolf Rosenbohm¹³ die Tuchmacherzunft in der Stadt eine überragende Rolle spielte, wird man die Karde und die beiden Schiffchen als gemeinsames Zeichen der Oberurseler Tuchmacher interpretieren dürfen. Das farbige Glasfenster im Chor von St. Ursula mit seinem spätmittelalterlichen Tuchmacherzeichen auf *Abbildung 1* sagt uns demnach ohne Worte, daß die Oberurseler Tuchmacher¹⁴ um 1460 eine bedeutende Stiftung zur Ausstattung ihrer Stadtpfarrkirche – wohl die farbigen Glasfenster – finanzierten¹⁵. Dies dokumentierte die Zunft der Oberurseler Tuchmacher durch ihr Handwerkszeichen, das damals jeder Besucher der Kirche kannte und verstand¹⁶.

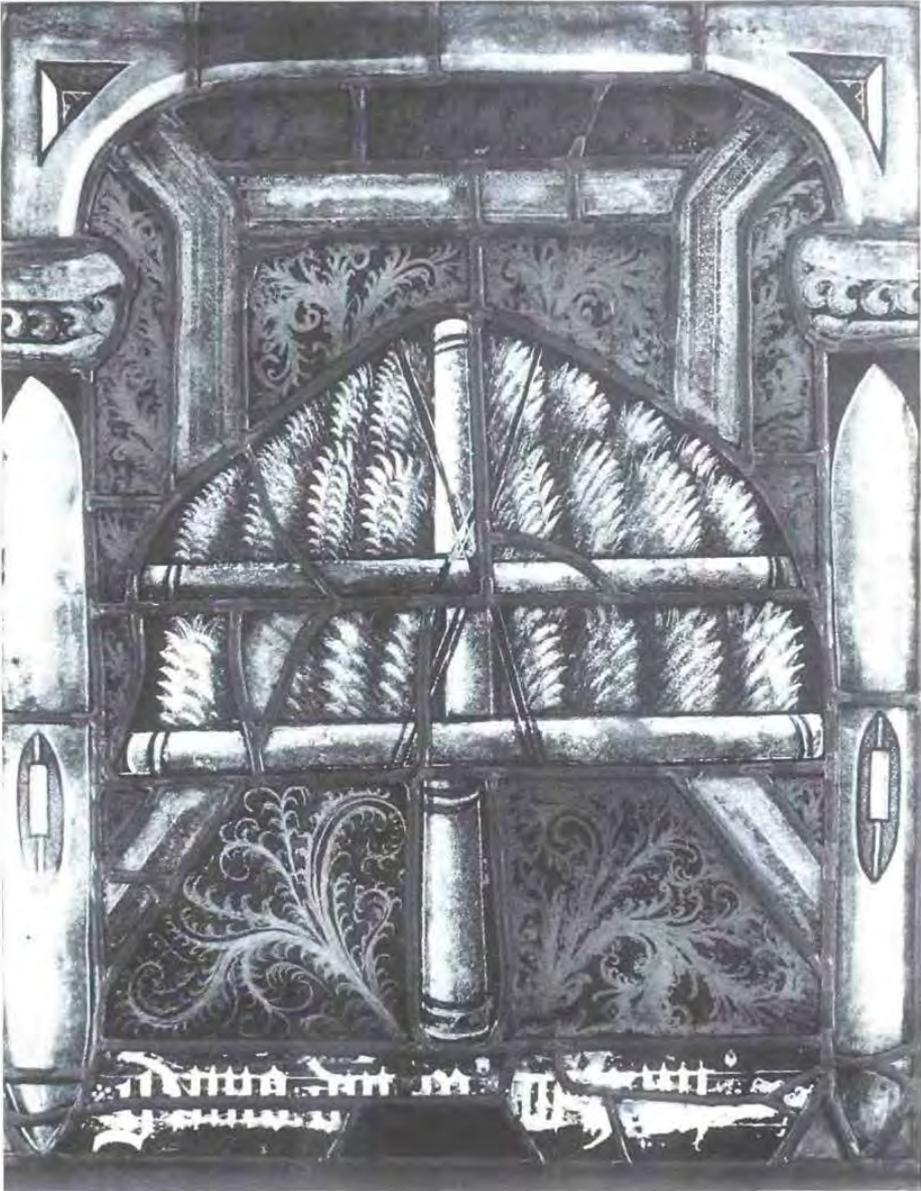


Abb. 1. Das farbige Chorfenster in der St. Ursula-Kirche zu Oberursel am Taunus, um 1460, mit einer Distelkarde und zwei Schiffchen als spätmittelalterliches Handwerkszeichen der Oberurseler Tuchmacher. Foto der Nachbildung im Vortaunusmuseum: Azzola.



Abb. 2. Peter Verber, ein Tuchrauer, der 18. Bruder, um 1425, aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, fol. 6v¹³.
Foto: Stadtbibliothek Nürnberg.

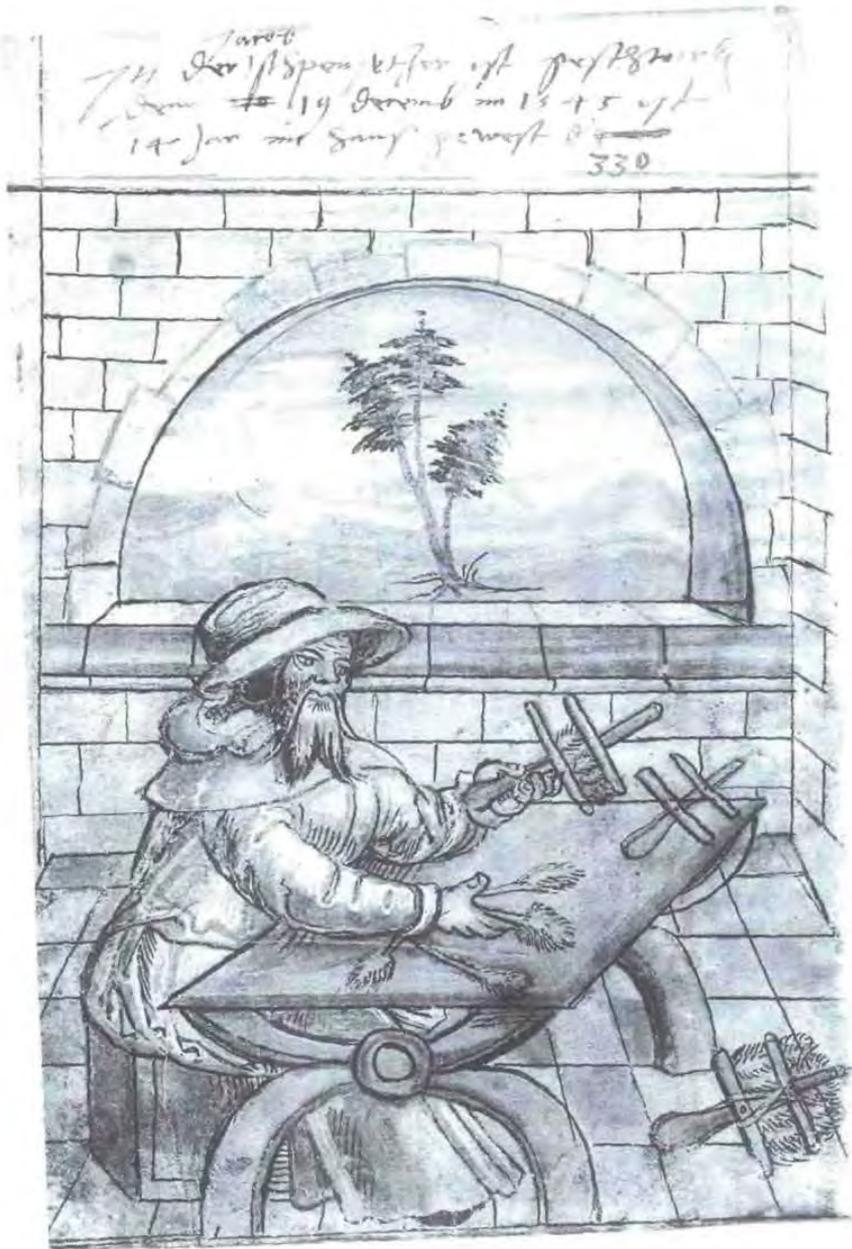


Abb. 3. Jacob Spensetzer, ein Kardenmacher, 1545, der 330. Bruder, aus dem Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, fol. 166v¹⁶. Foto. Stadtbibliothek Nürnberg.

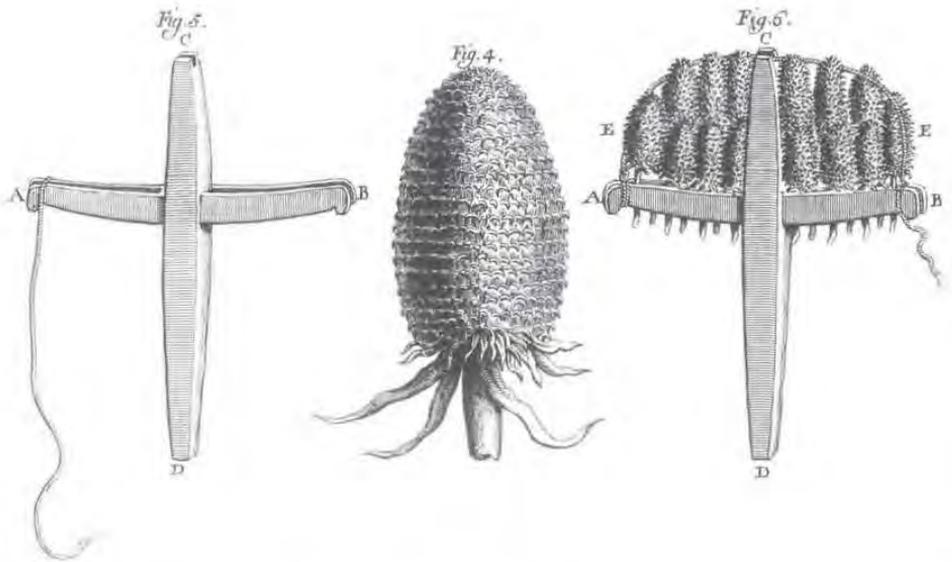


Abb. 4. Die Distelkarde nach Duhamel de Monceau, in deutscher Übertragung von Daniel Gottfried Schreber, 1766. Reprn: Azzola.

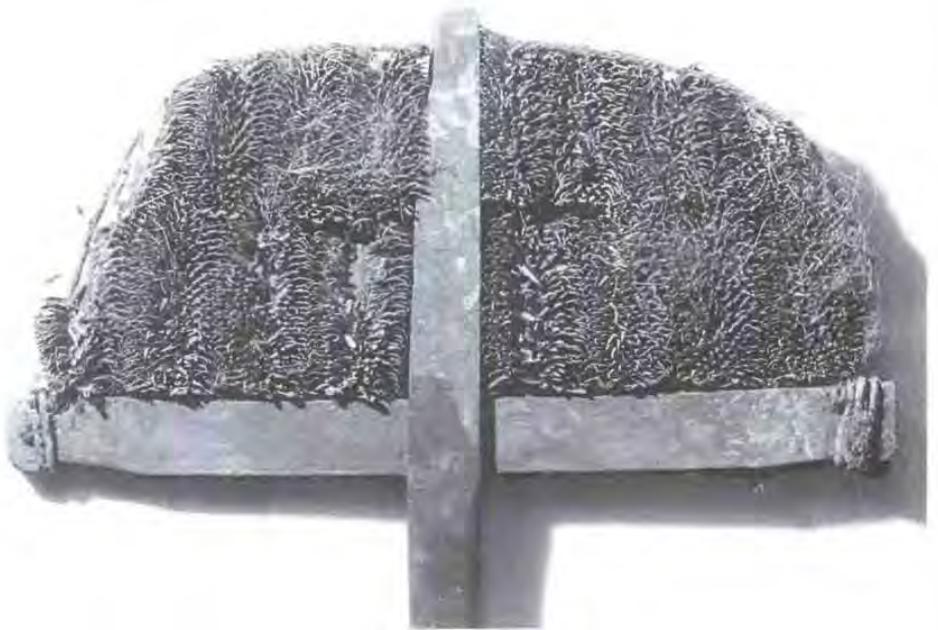


Abb. 5. Die 26,5 cm breite Distelkarde im Museum der Stadt Göttingen. Foto: Azzola.



Abb. 6. Schlußstein in der Göttinger Marienkirche, östliches Joch des südlichen Seitenschiffs, um 1350, mit einem Fachbogen, dazu ein Schlagholz und eine Distelkarde als historisches Handwerkszeichen der Göttinger Tuchmacher. Foto: Azzola.



Abb. 7. Als personenbezogenes Wappen gefaßte Distelkarde im Innenhof des Hauses Marktplatz 11 in Neustadt an der Weinstraße, 1600. Die Initialen lassen auf Conrad Attmann als Erbauer des Hauses schließen. Foto: Azzola.

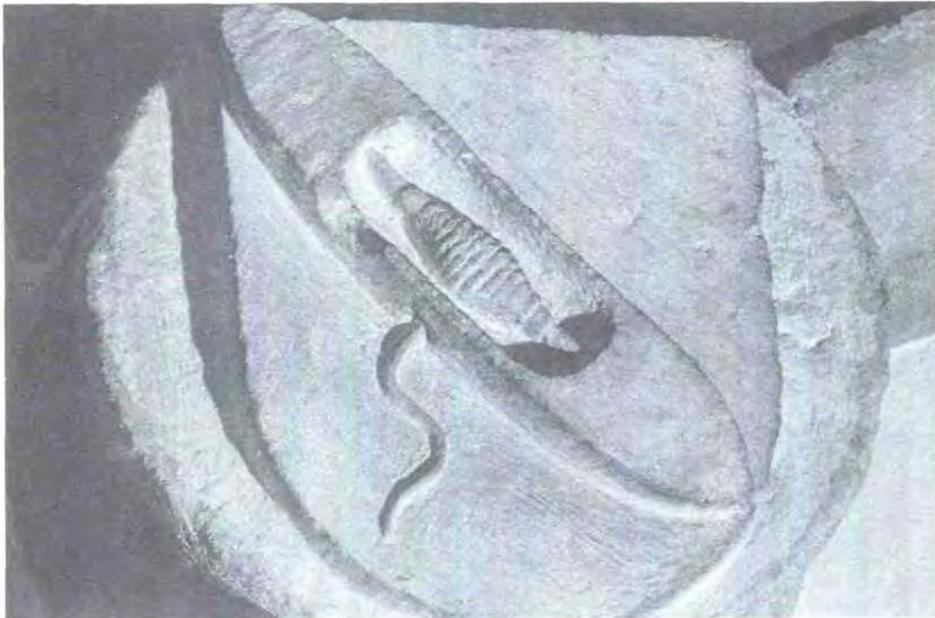


Abb. 8. Schlußstein im Kreuzgang neben der ehemaligen Dominikanerkirche zu Regensburg, um 1430, mit einem Schiffchen als Zeichen der Regensburger Woll- und/oder Leineweber. Foto: Azzola.



Abb. 9. Siegelstock der Tuchmacherzunft in Schweinfurt von 1609 mit zwei Distelkarden und zwei sich kreuzenden Weberschiffchen, jetzt in den Städtischen Sammlungen Schweinfurt. Der Durchmesser des Siegelstocks beträgt 32 mm. Foto: Ursula von Mickwitz.

Anmerkungen

- ¹ Friedrich Karl Azzola, Ein Schlußstein in der lutherischen Pfarrkirche zu Marburg (mit einer Tuchscherer als Zeichen der Marburger Tuchmacher), *Hessische Heimat* Jg. 39 (1989), Heft 1, S. 15–20.
- ² Juliane und Friedrich Karl Azzola, Ein spätmittelalterlicher Schlußstein im Heimatmuseum der Stadt Bingen auf Burg Klopp mit einer Schere und einer Tuchscherer als historische Handwerkszeichen, *Alzeyer Geschichtsblätter* Heft 23 (1988), S. 125–143.
- ³ Dies., Eine mittelalterliche Grabplatte mit einer Tuchscherer als Zeichen in Enns, *Mitteilungen des Museumsvereins Lauriacum-Enns N. F.* Heft 22 (Enns/O.Ö., 1984), S. 25–29. In dieser Arbeit wurde die Tuchscherer noch zu eng als Tuchscherer-Zeichen gedeutet; man muß sie umfassender als Tuchmacherzeichen verstehen.
- ⁴ Dies., Gedenkmal eines Wollstreichers? Das spätmittelalterliche Steinkreuz in Neuenbürg, *Schwä-*

bische Heimat Jg. 40, Heft 2 (April-Juni 1989), S. 117–121. – Siehe auch bei Friedrich Karl Azzola, Der Stein mit einem angeblich frühmittelalterlichen Tau-Kreuz von der Basilika in Lorch – Ein Grabmal mit einer spätmittelalterlichen Kardätsche als historisches Handwerkszeichen? *Jahrbuch des O.Ö. Musealvereines – Gesellschaft für Landeskunde* 134. Band (Linz 1989), S. 95–111.

- ⁵ Friedrich Karl Azzola, Zeugnisse der Herborner Wollweberei. Ein Siegel und ein historisches Hauszeichen mit einer Wollkratze/Kardätsche, *Hessische Heimat – Sonderheft Herborn N. F.* 36. Jg., Heft 3 (Sommer 1986), S. 109–113.

- ⁶ Ders., Der Fachbogen und die Kammlade auf Schlußsteinen im Kreuzgang der ehemaligen Dominikanerkirche St. Blasius als historische Handwerkszeichen der Regensburger Wollschläger und Tuchmacher, *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg* Band 131 (1991), S. 67–71.



Abb. 10. Siegelstock der Nassau-Hadamarer Wollenweberzunft von 1687 mit einer Distelkarde und zwei sich kreuzenden Weberschiffchen, jetzt im Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden. Der Durchmesser des Siegelstocks beträgt 29 mm. Das Bild ist seitenverkehrt abgezogen. Foto: Azzola.

- ⁷ Ders., Der Schlußstein in der Göttinger Marienkirche mit einem Fachbogen, einem Schlagholz und einer Distelkarde als historische Handwerkszeichen der Göttinger Tuchmacher, Göttinger Jahrbuch Band 38 (1990), S. 39–58.
- ⁸ Josef Friedrich, Die Chorfenster der St. Ursula-Kirche zu Oberursel, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel (Taunus) e.V. Heft 29/30 (Dezember 1988), S. 66–71 mit

einer farbigen Wiedergabe des Tuchmacher-Fensters als Abbildung 2 auf der Seite 68.

- ⁹ Hans-Hermann Reck, Die Pfarrkirche St. Ursula in Oberursel am Taunus. Die Bauuntersuchungen und Grabungen 1976–1979. Band 1. Grabungsergebnisse und Baugeschichte, Frankfurt 1981.
- ¹⁰ Albin Kutschbach, Geschichte der Tuchscherer-Innung in Leipzig, Leipzig 1931, S. 6.



Abb. 11. Der mittelrheinische Bezirk der mittelalterlichen Wollenindustrie nach Hektor Ammann¹². Repro: Azzola.

¹¹ Friedrich Mitterlehner, Die Weberkarde. Informationsblatt des Heimatvereins Katsdorf und Umgebung in A-4223 Katsdorf (Oberösterreich) anlässlich einer Sonderausstellung vom 15.5. bis zum 30.10.1988 zur Eröffnung des Heimathauses Katsdorf. – Michael Premstaller, Die Weberkarde, St. Georgener Heimatblätter, herausgegeben vom Heimatpflegeverein in A-4222 St. Georgen a. d. Gusen (Oberösterreich), Folge 3 (Oktober 1987), S. 6–8.

¹² Hektor Ammann, Der hessische Raum in der mittelalterlichen Wirtschaft, Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 8. Band (Marburg 1958), S. 37–70, insbesondere Tafel 17.

¹³ Ursella. Quellen und Forschungen zur Geschichte von Oberursel am Taunus, Bommersheim, Oberstedten, Stierstadt und Weißkirchen, herausgegeben von Waldemar Kramer, Frankfurt 1978, insbesondere S. 64–65: Die Tuchmacherzunft von Rolf Rosenbohm. – Angelika Baeumerth, Oberursel am Taunus – Eine Stadtgeschichte, Frankfurt 1991, S. 63–74: Oberursel als Tuchmacherstadt, mit einer Abbildung des Tuchmacherfensters auf der Seite 67.

¹⁴ Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Hessen, 2. Auflage München 1982, bearbeitet von Magnus Backes, spricht auf der S. 701 unter „Oberursel“ vom „Handwerkszeichen der

Weber als Stifter“. Da mit der Berufsbezeichnung „Weber“ in der Regel die Leineweber gemeint sind, sollten in einer künftigen Auflage zutreffend die Tuchmacher als Stifter genannt werden.

¹⁵ Wilhelm Treue, Karlheinz Goldmann, Rudolf Kellermann, Friedrich Klemm, Karin Schneider, Wolfgang von Stromer, Adolf Wißner und Heinz

Zirnbauer, Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg – Deutsche Handwerkerbilder des 15. und 16. Jahrhunderts, München 1965, Textband S. 111 und Bildband S. 15.

¹⁶ Wie Anm. 15, Textband S. 149–150 und Bildband S. 251.

375 Jahre Kreuzkapelle

Ansprache von Stadtrat Gerd Krämer am 21.9.1993

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

ein „an sich kunstgeschichtlich belangloses Gebäude des 17. Jahrhunderts“ – so jedenfalls 1973 das Urteil der „Bau- und Kunstdenkmäler des östlichen Taunus“ über die Kreuzkapelle – wird 375 Jahre alt. Und wieder einmal ist eine Renovierung beendet.

Diese beiden Anlässe haben uns heute zu einer kleinen Feierstunde zusammengeführt, zu der ich Sie herzlich begrüßen darf. Mein Gruß gilt – den Mitgliedern der städtischen Gremien der Stadtverordnetenversammlung und des Magistrates

– den Vertretern der Kirchengemeinden und der Schulen

– den Mitgliedern des Vereins für Geschichte und Heimatkunde, des Kreisarchivs und des Kuratoriums Vortaunusmuseum.

Besonders herzlich möchte ich Herrn Pfarrer Perne begrüßen, den Hausherrn, der uns heute Gastfreundschaft gewährt.

Ich freue mich, daß wir mit Herrn Dr. Vasold einen der kompetentesten Kenner der Geschichte der Pest in Europa als Referenten gewinnen konnten. Er wird uns in seinem Vortrag in die Zeit entführen, in der dieses Bauwerk entstand. Für die musikalische Umrahmung sorgt in ganz hervorragender Qualität der Königsteiner Renaissancekreis unter Leitung von Frau Küntzel. Welches Verhältnis eine Gemeinschaft zu ihrer Vergangenheit hat, erkennt man am augenscheinlichsten daran, wie sie mit den auf sie gekommenen Resten dieser Vergangenheit umgeht.

Wer heute durch den östlichen Teil Europas fährt, sieht rasch wohin der Versuch führt, eine imaginäre Stunde Null zu definieren und von dieser Stunde Null an eine neue Welt aus dem Nichts einer Ideologie heraus bauen zu wollen. Oberursel geht mit der eigenen Geschichte und seinen Denkmälern anders um. Obwohl Geld knapp ist, haben sich die städtischen Gremien der Aufgabe gestellt, die Kreuzkapelle zu sanieren. Dies geschah in zwei Abschnitten:

Von 1985 bis 1988 wurden die Außenarbeiten erledigt; 1991 begann man mit der Innenrenovierung. Wände und Decken wurden wieder in Ordnung gebracht, die Beichtstühle saniert und die Schönheit des Altares wurde wieder sichtbar gemacht. Nach 375 Jahren hielt dann auch die Elektrizität Einzug in das Gebäude. Diese Arbeiten wurden vor wenigen Wochen beendet.

Insgesamt fielen 367.000 Mark Kosten an, 29.000 Mark davon steuerte das Land bei. Ich bedanke mich ausdrücklich bei den städtischen Gremien, die diese Gelder zur Verfügung gestellt haben und damit in großer Einmütigkeit unter Beweis stellen, daß wir uns unserer Geschichte stellen und sie annehmen.

Bedanken möchte ich mich aber auch bei der katholischen Kirchengemeinde St. Ursula und dem Landesamt für Denkmalpflege für die Unterstützung und die gute Zusammenarbeit. Selbstverständlich gilt mein Dank auch den städtischen Ämtern und den beteiligten Firmen.

Denkmal ist nicht nur ein schönes Gebäude, ein Kunstwerk zur Erbauung des Betrachters. Im Wort selbst steckt der Auftrag, über die Ursprünge, die Ursachen und die Umstände nachzudenken, die es entstehen ließen.

Einen Beitrag hierzu soll die Ausstellung des Stadtarchivs leisten, die sie am Eingang sehen. Aber auch die Beiträge von Herrn Pfarrer Perne und Herrn Dr. Vasold.

Ich bin ganz sicher, daß in diesem wunderschön renovierten Raum noch viele hervorragende kirchliche und kulturelle Veranstaltungen das Leben unserer Stadt bereichern werden. Daß damit Kultur auf dem Friedhof Einzug hält, vermag ich nicht als pietät- oder würdelos anzusehen. Der Tod ist Teil des Lebens – eine Erkenntnis, die den Erbauern der Kreuzkapelle sicher viel selbstverständlicher war als uns heute. Meine Damen und Herren, bevor ich nun Herrn Pfarrer Perne bitte, uns einiges aus der Geschichte der Kapelle zu berichten, möchte ich

mich bei Herrn Bürgermeister Thomas Schadow für sein Engagement für dieses Projekt bedanken. Ohne ihn wäre der Verfall des Innenraumes wahrscheinlich viel zu spät entdeckt worden. Bei einer Begehung des Friedhofes bestand der damals neu ins Amt gewählte Bürgermeister auf Einlaß in der Kreuzkapelle. Alle Einwände, man wisse nicht wo der Schlüssel sei, ließ er nicht gelten.

Der Anblick, der sich ihm bot, war erschreckend. Teile der Decke waren herabgestürzt, der Altar in fürchterlichem Zustand. Sein kunstge-

schichtlicher Sachverstand, seine Hartnäckigkeit und sein Bemühen um Mittelbereitstellung waren Grundlage für das Gelingen der Sanierung. Ich weiß, wie gern er heute selbst hier teilgenommen hätte. Eine Krankheit verhindert dies leider. Ich bin sicher, daß wir alle ihm von hier aus eine rasche Genesung wünschen.

Kunstgeschichtlich belanglos fand der Chronist vor 20 Jahren dieses Gotteshaus. Wir stimmen ihm ausdrücklich nicht zu. Herr Pfarrer Perne, wir freuen uns auf Ihren Beitrag über die Geschichte der Kreuzkapelle.

Kreuzkapelle 375jähriges Bestehen. Anmerkungen

Von Gottfried Perne

Geschichte:

- 1618 erbaut als Sühnekapelle nach Pest zum Hl. Kreuz. Dreißigjähriger Krieg: Brände 1622 und 1645. Kapelle hat sie überdauert, unter wenigen Gebäuden.
- 1669 Hochaltar Gemälde Ffm. Maler Joh. Valentin Grambs.
- 1718/19 Renovierung und Erweiterung der Kapelle, Einbeziehung der dreiseitig offenen Vorkapelle. Einbau der Empore u. Beichtstühle u. Herstellung der Stuckdecke. Entdeckung des Grundsteins: Hohler Sandstein mit Platte.
Inhalt: Glas mit vertrocknetem Rotwein; Topf mit Goldstücken: Kreuzgulden u. Kreuzkretzer.
Silbernes Kreuz.
Fensterscheibe mit Namen des Papstes Paul V, des Kaisers Matthias, des Pfr. Alexander Heß des Schultheißen Paul Anthoni.
Zusätzlich lag dann hierin ein Verzeichnis des Stadtvorstandes und der Geistlichkeit Pfr. Dr. Liborius Lingmann + 1726, Grabstein.
Mittel zur Restaurierung wurden erbracht durch die Zünfte und Spenden der gesamten Bevölkerung.
- 1936–38 Größere Renovierung: Kapelleninneres; Dach; Neue Bänke.
- 1960 Neues Dach.
- 1985–88 Außenrenovierung.
- 1991–93 Innenrenovierung. Entdeckung des Marienbildes.

Nutzung der Kapelle:

- a Friedhofskapelle bis Neubau der Friedhofshalle.
- b Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges:
1. An einem Tag vor Himmelfahrt Bittprozession von St. Ursula zur Kreuzkapelle.
2. An Allerheiligen nach Andacht für die Verstorbenen in St. Ursula – Prozession zur Kreuzkapelle, Gräbersegnung. An den 7 Kniefallhäuschen in der Adenauerallee wurde kurz gebetet.
Knie-/Fußfallhäuschen 1712 von Oberurseler Nikolaus Kirsch, Vikar in St. Peter, Mainz errichtet.
- c Bis ca. 1947 am Samstag 7.00 Uhr Hl. Messe.
- d Bis 1964 Hl. Messe an Allerseelen. Dieses Jahr am 2. November Hl. Messe für Verstorbene geplant.
- e Kanzel wurde 1813 benutzt zu Aufrufen für das Aufgebot des Landsturms zu den Befreiungskriegen gegen Napoleon. 71 Freiwillige. (Kanzel: achteckige Außenkanzel auf Renaissancekonsolen, ehemaliger Taufstein.

Die Pest – eine Struktur der abendländischen Geschichte

Von Manfred V a s o l d

Festvortrag anlässlich der Feierstunde zur
Wiedereröffnung der restaurierten Kreuzkapelle
in Oberursel am 21.9.1993

Im 6. Jahrhundert nach Christus trat in Teilen Westeuropas die Pest auf; sie wurde nach dem oströmischen Kaiser auch als die Pest des Justinian bezeichnet¹. Danach war Europa viele Jahrhunderte lang pestfrei. Erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts kehrte die Pest aus der Levante nach Europa zurück. Fortan grassierte dieses Übel wieder in unseren Breiten, und zwar bis ins 18. Jahrhundert; in Teilen Südeuropas trat sie auch noch im 19. und 20. Jahrhundert auf². Die Pest war mithin kein Einzelereignis – durch ihr regelmäßiges Auftreten wurde sie zu einer Struktur der europäischen Geschichte.

Die Pest ist eine Infektionskrankheit, sie wird – wie alle Infektionskrankheiten, per definitionem – von einem lebenden Erreger verursacht. In ihrem Falle ist es ein Bakterium, seinem Entdecker zu Ehren *Yersinia pestis* genannt³. Die Pest ist zunächst eine Krankheit verschiedener Nagetiere, vor allem der Ratten; nur ausnahmsweise sucht sie Menschen heim. Sie wird durch Flöhe auf Menschen übertragen.

Ratten waren im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit weitverbreitet, wengleich wir über ihre Dichte wenig Zuverlässiges sagen können. Die Ratten lebten bis ins 18. Jahrhundert hierzulande bevorzugt in Gestalt der Hausratte unter den Dächern der Menschen – erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts, als auch die Steinbauweise sich endgültig durchsetzte, wurde die Hausratte von der Wanderratte abgelöst⁴. Umstritten ist die Frage, in welchem Ausmaße die Pest durch den Menschenfloh von Mensch zu Mensch übertragen wird.

Infektionskrankheiten folgen einem gewissen Muster, denn ihre Erreger – Lebewesen, meist Mikroorganismen – unterliegen den Regeln des Klimas, der Luftfeuchtigkeit usw. In unseren Breiten ist die Beulenpest eine Krankheit des Sommers; die Lungenpest trat häufiger im Winter auf. Die Lungenpest wird durch Sprechtröpfchen übertragen; die Beulenpest hingegen von den Flöhen, und nur in der warmen Jahreszeit ist die Beweglichkeit dieser Insekten groß genug, daß sie die Krankheit massenweise übertragen

können. Flöhe vermehren sich vor allem bei Temperaturen von 24 bis 27 Grad Celsius, Sommertemperaturen; in 25 bis 30 Tagen reift dann eine Flohgeneration heran, daher gab es die meisten Flöhe im Spätsommer. In der Vergangenheit wurde der September gern als „Flohmonat“ bezeichnet. Der Höhepunkt der Peststerblichkeit trat um diese Zeit und im folgenden Monat auf, im Oktober; oft kam es – drei, vier Wochen voneinander getrennt – zu einem charakteristischen Doppelgipfel der Peststerblichkeit⁵. Der Doppelgipfel war auf zwei verschiedene Flohgenerationen zurückzuführen.

War eine Ratte an der Pest verstorben, so suchten ihre Flöhe einen neuen Wirt. Flöhe sind nicht unbedingt artspezifisch, in Notzeiten suchen Rattenflöhe auch einen anderen Warmblütler auf, auch einen Menschen. Sie springen auf seine Beine und saugen dort Blut, dabei gelangen Erreger aus ihren Vormägen in seinen Kreislauf und infizieren ihn mit der Pest, der Beulenpest. Zwei bis sechs Tage nach diesem Einstich beginnt die Erkrankung ziemlich heftig auszubrechen: Aus scheinbarer Gesundheit heraus kommt es schlagartig zu einem Anstieg der Körpertemperatur auf etwa 40 Grad Celsius; die Lymphdrüsen schwellen an, vor allen die in der Nähe der Einstichstellen, am häufigsten die in der Leiste, denn die Flöhe sprangen oft vom Boden auf die Unterschenkel. Die Lymphknoten vergrößern sich und sind dann schmerzhaft und gut tastbar, etwa in Größe eines Eies oder eines Apfels. Zugleich tritt Lichtscheue auf, Schüttelfrost, heftige Kopf- und Gliederschmerzen, allgemeine Schwäche. Die Kranken beginnen zu lallen und zu taumeln – übrigens zeigten auch pestkranke Ratten gerade dieses Symptom, wiewohl selten beobachtet bei ihnen⁶. Oft waren die Kranken sehr unruhig und nur schwer im Bett zu halten. In alten Quellen war oft davon die Rede, daß die Kranken das Bett verließen und nackt, schreiend durch die Gassen liefen – das ist durchaus glaubhaft.

Die Sterblichkeit ist hoch: Bei der Lungenpest betrug sie in der Vergangenheit, vor dem Zeital-

ter der Antibiotica, stets an die hundert Prozent; sie war deutlich niedriger bei der Beulenpest, an ihr starben fünfzig bis achtzig Prozent der Befallenen. Die Pest hinterläßt eine gewisse Immunität von etwa sechs- bis zehnjähriger Dauer – und fast genau in diesem Rhythmus trat die Pest in Alteuropa auf. Die Pest war die wichtigste einzelne Ursache, daß die Bevölkerung Deutschlands vierhundert Jahre lang kaum anstieg: Die Verluste der Pest der Jahre 1349/50 – sie wird meist als der „Schwarze Tod“ bezeichnet – waren erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder ausgeglichen. Doch dann kam bald der Dreißigjährige Krieg (1618–1648), an dessen Ende die deutsche Bevölkerung erneut um etwa ein Drittel kleiner war als zuvor – auch die Toten dieses Krieges waren zum allergrößten Teil Seuchentote und nicht Opfer von Kriegsverletzungen⁷. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war die deutsche Bevölkerung wenig größer als vierhundert Jahre zuvor, vor dem Schwarzen Tod. Erst mit dem Ende der regelmäßig wiederkehrenden Pestepidemien begann hierzulande die Bevölkerung rascher zu wachsen.

Pestzüge

Die großen Epidemien von einst zu verfolgen ist nicht einfach, denn nur einige Örtlichkeiten in Deutschland sind in dieser Hinsicht gut erforscht – selbst über die Cholera- und Pockenepidemien des 19. Jahrhunderts und die große Grippepandemie von 1918, die weltweit mehr Menschenleben forderte als der Erste Weltkrieg – wurde bislang nur sehr wenig geschrieben⁸. Die Pest kam gegen Mitte des 14. Jahrhunderts nach Europa, und zwar von der Halbinsel Krim, über das Mittelmeer. Genuesische Schiffe brachten sie nach Italien, von dort zog sie auf dem Seeweg rasch weiter nach Frankreich und Spanien, sehr viel weniger schnell zu Lande – über die Alpen – nach Mitteleuropa. In den Alpen erreichte sie noch anno 1348 deutschsprachige Gebiete⁹. Sie nahm drei Wege nach Deutschland: erstens über den Brenner und das Inntal, zweitens über den St. Gotthard auf Südwestdeutschland zu und drittens von Westen her ins obere Rheintal. Basel und Wien wurden etwa zur gleichen Zeit von dem Übel befallen, im Mai oder Juni 1349. Im Sommer gleichen Jahres breitete

sich die Pest in Südwestdeutschland aus, und sie erreichte bald auch die Städte am Mittelrhein¹⁰.

Man hat später, im 19. Jahrhundert, das Auftreten der Pest verallgemeinert; aber in Wirklichkeit trat die Pest in diesen Jahren nicht an allen größeren Orten auf. Einzelne Teile, zum Beispiel der Böhmisches Kessel, blieben mit Sicherheit 1349/50 frei davon. Auch aus dem Umstand, daß es in einer Stadt zu einem Pogrom an den ortsansässigen Juden kam, hat man später zu Unrecht gefolgert, daß dort um diese Zeit die Pest grassiert haben müsse. Vielerorts wurden die Juden getötet oder vertrieben, bevor dort die Pest ausbrach. In einer der größten Städte des Reiches, Nürnberg, gibt es für die Jahre 1349/50 keinen Hinweis auf die Pest oder ein anderes Massensterben¹¹ – gleichwohl wurden im Dezember 1349 die Nürnberger Juden verbrannt oder vertrieben. Nach Nürnberg kam die Pest erst einige Jahre später¹².

Wann genau die Pest zum erstenmal kam, läßt sich selbst von großen Städten nicht mit letzter Sicherheit sagen, selbst von einer Stadt mit der Größe und der Bedeutung Mainz' ist dies nicht bekannt. Der Limburger Chronik zufolge kam sie bereits 1349, einer Mainzer Chronik hingegen zufolge erst im folgenden Jahr¹³. In der Kaiserstadt Frankfurt trat sie bereits Ende Juli 1349 auf. In Frankfurt starb am 14. Juni 1349 der Gegenkönig Günther von Schwarzenburg, drei Tage später zog Kaiser Karl IV. in Frankfurt ein. Karl verläßt am 5. Juli die Stadt – es könnte sehr wohl sein, daß er von der anrückenden Epidemie flüchtete. Die Pest brach dann in Frankfurt Ende Juli 1349 aus und wütete über den Winter hinweg bis Februar 1350¹⁴.

Wo die zeitgenössischen Chroniken und Annalen über eine Pestepidemie nichts aussagen, muß man an Folgeerscheinungen denken. Die unmittelbare Folge einer Pestseuche ist die stark erhöhte Sterblichkeit, und dies zieht wiederum in der Regel soziale und wirtschaftliche Folgen nach sich, zum Beispiel Preisverfall, vor allem für Grundnahrungsmittel, oder die vermehrte Suche nach Arbeitskräften. So konnten in einzelnen Städten bereits begonnene Kirchen nicht zu Ende gebaut werden, weil es an tüchtigen Armen fehlte – oder weil es gar nicht mehr nötig war, die Kirche fertigzubauen, weil es an Gläubigen gebrach. Was die Gesamtsterblichkeit anbetrifft, die der Schwarze Tod in Deutschland verursachte, so sind wir auf Schätzungen angewie-

sen, die sich in erster Linie auf die *mittelbaren* Folgen stützen, nämlich auf die Wüstungen. Diese Wüstungen – in Gestalt von Dorf- und von Flurwüstungen – waren von Region zu Region sehr unterschiedlich, sie machen in einzelnen Teilen des Landes vierzig Prozent und mehr aus. Auch die Zahl der Siedlungen ging nach 1350 zurück: gegen 1300 zählte man in Deutschland etwa 170000 Siedlungen – zweiundert Jahre später waren es nur noch 130000¹⁵.

Unmittelbar nördlich von Frankfurt am Main war der Wüstungsquotient niedrig, nach den Untersuchungen des Göttinger Agrarhistorikers Wilhelm Abel lag er hier zwischen 10 und 20 Prozent. Etwas weiter nördlich betrug er, auf dem rechten Rheinufer, zwischen 20 und 40 Prozent, und nordöstlich von Oberursel, etwa von Gießen bis sehr weit nach Nordosten, bis über die Elbe hinweg, war er sehr hoch, nämlich über 40 Prozent¹⁶.

Die Gesamtsterblichkeit mag in ganz Deutschland bei einem Drittel gelegen haben, wahrscheinlich aber etwas niedriger, vielleicht bei einem Viertel¹⁷. Auch die unterschiedliche Sterblichkeit in Stadt und Land ist nicht mit Sicherheit bekannt. Häufig heißt es in historischen Untersuchungen, die Pest habe die dichtbesiedelten Städte schwerer heimgesucht als das flache Land; aber sicher ist das nicht. „Die Vermutung liegt nahe“, schreibt Abel, „daß auf dem Lande die Verluste geringer blieben als in den eng bebauten und dem Verkehr offenen Städten, doch läßt sich diese Vermutung nicht belegen“¹⁸.

Richtig ist allerdings, daß die Sterblichkeit in der frühen Neuzeit – und zwar bis weit ins 19. Jahrhundert – in den Städten höher war als auf dem Lande, die Städte konnten ihre Bevölkerungszahl nur halten dank des Zuzugs von außen her¹⁹.

An einzelnen Städten läßt sich die Abfolge der Pestepidemien ganz gut ablesen. In Mainz gab es, nach der ersten Pestwelle von 1349 oder 1350, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch einige weitere Pestheimsuchungen: 1356, 1363, 1379, 1381, 1389²⁰. Für das 15. Jahrhundert bietet die große Stadt Augsburg zahlreiche Pesthinweise, wobei im folgenden jeweils nur ein Jahr genannt wird, obgleich die Seuche sich vielleicht über zwei erstreckte: 1401, 1407, 1420, 1430, 1438, 1462 – dann folgt ein sehr langer Sprung von 24 Jahren, vielleicht wurde eine Pest nicht festgehalten – nämlich 1473, dann wieder 1484

und 1494. Augsburg, über dessen Bevölkerungsgeschichte wir ganz vorzüglich im Bild sind, erlebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts etliche Pestjahre – längerfristig hatte die Stadt seinerzeit 56000 Einwohner, in insgesamt acht Pestjahren starben davon mehr als 38000. In der zweiten Jahrhunderthälfte waren es dann „nur“ noch sieben Pestjahre – mit etwa 20000 Toten. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahm die Pest – im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) – noch einmal zu und verschlang in neun Pestjahren 34000 Menschen aus dieser inzwischen stark geschrumpften Augsburger Bevölkerung²¹.

Aber nicht alle Seuchenzüge lassen sich, wie gesagt, nachweisen, nicht einmal an den größeren Orten. So fehlen zum Beispiel für Mainz zuverlässige Angaben darüber, ob in den allgemeinen Pestjahren 1584 und 1592 auch diese alte Bischofsstadt von der Pest heimgesucht wurde. Da die Sterblichkeit in diesen beiden Jahren in Mainz nicht dramatisch erhöht war, ist anzunehmen, daß zumindest keine größere Pestepidemie grassierte²².

Selbst einzelne Pestzüge des frühen 17. Jahrhunderts lassen sich an Orten wie Mainz nicht leicht nachweisen. Das trifft auch für die schwere Seuche zu, die im Herbst 1613 in diesem Raum grassierte, von der Wetterau bis nach Rheinhessen. In Mainz erwog der Hofrat seinerzeit, nach Aschaffenburg überzusiedeln – das war oft ein Anzeichen dafür, daß die Pest in nächster Nähe ausgebrochen war oder daß man zumindest den Ausbruch befürchtete²³.

War die Pest irgendwo ausgebrochen oder stand ein Ausbruch drohend bevor, dann erließen viele Städte sogar Pestregimenter oder Pestordnungen, in denen die Obrigkeit ihren Untertanen Ratschläge erteilte, wie sie sich zu verhalten hatten, um den Schaden möglichst gering zu halten²⁴. Obenan stand immer die Beziehung zu Gott – der Ausbruch der Seuche wurde als ein Beweis dafür angesehen, daß sich die Menschheit schrecklich versündigt hatte. In einem Mainzer Pestregiment von anno 1606 heißt es:

1. Man soll Gott anrufen und bitten, seinen Zorn über das sündhafte Leben abzuwenden und die Menschen durch seine Barmherzigkeit vor künftigem Übel zu bewahren. Zur Erhöhung dieses Gebetes seien Fasten, Almosengeben und andere gottgefällige Werke dienlich.

2. Niemand darf Fremde beherbergen, bzw. Fremde sind aus dem Haus zu entfernen.
3. Das Halten von Schweinen und Gänsen wird bei Strafe des Einzugs der Tiere untersagt.
4. Wohnungen und Zimmer sind auszuräumen, die Straßen und Gassen sind reinzuhalten.
5. In Essen und Trinken ist Maß zu halten; die in 1. genannten geistlichen Mittel sind zu gebrauchen, ebenso die verordneten Arzneien.
6. Verkehr an infizierten Orten und mit infizierten Personen ist zu vermeiden, ebenso die Einnahme von Speisen und Getränken in infizierten Häusern.
7. Von der Seuche befallene Personen („die, welche Gott heimgesucht hat“) sollen nicht auf den Markt oder in die Kirche gehen, bzw. sich in der Kirche mit einer abgesonderten Ecke bescheiden. Die Häuser von Infizierten sind zu verschließen, die Versorgung mit Lebensmitteln ist sicherzustellen.
8. Der Altkleiderhandel ist verboten, der Nachlaß von Verstorbenen darf bis zur Beendigung der Seuche nicht verteilt oder veräußert werden.
9. Die Gräber sollen tiefer ausgehoben werdend, Beerdigungen haben in allen Pfarreien zu einer bestimmten Zeit stattzufinden.
10. Das bettelnde Gesindel soll an den Stadttore abgewiesen werden; die Bettelvögte haben Gesindel aus der Stadt zu entfernen.
11. Alle Feiern und Gastereien sollen unterbleiben. Die Bürger dürfen zu Hochzeiten nur „drei oder vier Tische“ laden.
12. Faßbender und andere Handwerker, die sich mit Drusenbrennen beschäftigen, sollen dies bei Strafe von 10 fl. unterlassen.
13. Alle Badstuben sind bis auf weiteres zu schließen.
14. Allen einheimischen Bettlern wird der Gasenbettel verboten; sie sollen zu festgesetzten Zeiten Almosen durch dafür bestimmte Personen empfangen²⁵.

Schon die Jahre vor 1618 waren vielerorts schwere Pestjahre, und im Verlauf des nun anhebenden Dreißigjährigen Krieges nahmen die Seuchen noch zu. Vor 1630 grassierte häufig das Fleckfieber, das der Pest insofern verwandt ist, als es gleichfalls eines Vektors bedarf, um von Mensch zu Mensch zu gelangen – im Falle des Fleckfiebers ist es die Kleiderlaus, die diese

Aufgabe übernimmt²⁶. Nach 1630 war es dann wieder die Pest. Sie begann im Südwesten Deutschlands und zog sich wie ein Leichentuch bis hinauf nach Nordosten²⁷. Sie suchte bald auch die Stadt Mainz heim: Die Schweden kamen noch vor Jahresende 1631 in die Stadt, in den dann folgenden Monaten stieg die Sterblichkeit in Mainz an und erreichte ihren Höhepunkt im Oktober 1632. Allein in der Pfarrei St. Ignaz sollten ihr weit mehr als siebenhundert Mainzer und mehr als tausend schwedische Soldaten erlegen sein²⁸.

Im Verlauf dieser dreißig Jahre stieg die Sterblichkeit in einzelnen deutschen Städten in einzelnen Jahren um das Sechs- bis Achtfache, wobei man bedenken muß, daß sie auch zuvor schon sehr hoch gewesen war. Neuesten Berechnungen zufolge lag die Sterblichkeit in Frankfurt am Main in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei 51 Promille im längerfristigen Durchschnitt, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts betrug sie 68 Promille – nicht für ein einzelnes Jahr, wohlgemerkt, sondern für den gesamten Zeitraum²⁹. Der Anstieg der Sterblichkeit war nicht den Kämpfen zuzuschreiben, nicht der Gewalt der Waffen, sondern vor allem den Infektionskrankheiten: Pest und Fleckfieber.

Die Seuchen waren gefürchtet, ihre Erreger und ihr Übertragungsmodus war nicht bekannt – also flüchtete man sich zu Gott und bat ihn um Erlösung von diesen Übeln. Allenthalben entstanden im 17. Jahrhundert barocke Denkmale, die an die Pest erinnern. Möglicherweise wurde die Kreuzkapelle im Friedhof von Oberursel „zum Ausdruck des Dankes für das Erlöschen der Seuche“, der Pest, anno 1618 errichtet³⁰.

Es ist anzunehmen, daß die Orte nördlich von Frankfurt am Main schon zuvor von der Pest heimgesucht worden waren³¹. Aber vor allem in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts suchte die Pest diesen Raum heim. Die neue Stadtgeschichte von Oberursel, von Angelika Baeumerth, erwähnt die Besetzung von Königstein durch das schwedische Heer unter König Gustav Adolph. Dieses traf 1631 auf kurzmainischem Boden ein, und Ende dieses Jahres zogen seine Truppen auch im Taunus ein und etwa zur gleichen Zeit, so scheint es, in Oberursel. Nach der Einschätzung von Angelika Baeumerth hatte dieser Krieg auch für die Bevölkerung von Oberursel „verheerende Folgen. Die blühende Stadt wurde nicht nur eingäschert, sondern auch ihres Lebensnervs beraubt: die vormalig bedeu-

tende Tuchindustrie war mit einem Schlag erloschen und die frühindustrielle Entwicklung vor allem in der Eisenverarbeitung stark in Mitleidenschaft gezogen⁴³².

Die großen Dichter des Barock haben dem Elend und dem Tod ihres Zeitalters manches klagendes Wort nachgesandt. „Die Türme stehn in Glut, die Kirch ist umgekehret, / das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhaun, / die Jungfrau sind geschändt, und wo wir hin nur schau / ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret“; schrieb Andreas Gryphius schon 1636 in seinem Gedicht „Tränen des Vaterlandes“. Der Krieg ging noch weiter, zwölf lange Jahre, bei dem aus der alten Freien Reichsstadt Gelnhausen stammenden Dichter Grimmelshausen kann man – gelegentlich wohl auch mit starken Akzenten oder Übertreibungen – sich einen Einblick verschaffen von den Schrecknissen dieses Zeitalters³³.

Der Dreißigjährige Krieg hatte verheerende Folgen für die deutsche Bevölkerung. Der erst vor wenigen Jahren verstorbene Agrarhistoriker Günter Franz, der sich am eingehendsten mit den Verlusten beschäftigt hat, schätzt, daß wenigstens ein Drittel der städtischen und rund vierzig Prozent der ländlichen Bevölkerung diesem Krieg zum Opfer fiel, wobei die große Mehrzahl, wie gesagt, nicht an den unmittelbaren Folgen der Kampfhandlungen verstarb, sondern an Infektionskrankheiten erlag, allen voran der Pest³⁴. Die deutsche Bevölkerung schrumpfte von etwa 15 bis 16 Millionen bei Kriegsausbruch auf schätzungsweise 10 Millionen im Jahr des Friedensschlusses, 1648³⁵.

Aber auch nach diesem Großen Krieg war die Pest noch nicht vorbei. Die Verluste dieses Krieges waren noch längst nicht überwunden, da kam die Pest erneut ins Hochstift Mainz, wo der Mainzer Erzbischof Johann Philipp von Schönborn gerade dabei war, die Bevölkerungszahl durch Peuplierungsmaßnahmen anzuheben. Die schwere Pest der 1660er Jahre stellte diese Erfolge wieder in Frage:

Diese große Pandemie begann in Nordwesteuropa schon früher. Sie nahm ihren Anfang anno 1664 in London und griff von dort noch im gleichen Jahr über nach Amsterdam; von dort breitete sie sich in der zweiten Hälfte dieses Jahrzehnts in den Rheinlanden aus, begünstigt vielleicht von den Kriegszügen des französischen Königs Ludwig XIV. in den sogenannten Devolutionskriegen. 1665 und 1666 wurde Köln von

dieser schweren Pestepidemie heimgesucht, sie soll dort insgesamt 10000 Menschenleben gekostet haben. Fast alle Rochuskapellen aus dieser Erzdiözese stammten aus dieser Zeit – der Hl. Rochus war in den Rheinlanden seinerzeit der beliebteste Heilige gegen die Pest, weiter östlich wurde häufiger der Hl. Sebastian angerufen³⁶. In Bingen brach die Seuche Mitte Juni 1666 aus, und die Einwohner dieser Stadt gelobten, zu Ehren des hl. Rochus eine Kapelle zu errichten, dies wurde der Beginn der später so berühmten St.-Rochus-Wallfahrt nach Bingen – knapp einhundertfünfzig Jahre später, 1814, hat Goethe diese Wallfahrt mitgemacht und darüber geschrieben.

Von Köln zog die Seuche weiter rheinaufwärts – es versteht sich, daß der Handel und überhaupt der gesamte Verkehr von Personen oder Waren die Ausbreitung der Pest begünstigte. Daher wurden in Pestzeiten auch immer wieder Quarantänemaßnahmen ergriffen, allerdings fruchteten sie wenig. Trotz vielerlei Kontrollen kam die Pest Anfang Juli auch nach Mainz. Sie wütete dort ein halbes Jahr lang, bis in den Winter. Dann gab sie eine Weile Ruhe, doch im April und Mai 1667 trat sie erneut auf und forderte ihre Opfer; erst Ende Mai kam sie endgültig zum Erlöschen. Das Umland von Mainz hatte auch im Sommer und selbst im Herbst 1667 noch Fälle von Pest aufzuweisen. Der Kurfürst und mit ihm sein Hof hatten die Stadt inzwischen längst verlassen, sie waren ins heimatliche Würzburg ausgewichen; erst im Sommer 1668 kehrte Johann Philipp von Schönborn nach Mainz zurück³⁷.

Auch für diese Pest der 1660er Jahre fehlen für Oberursel bislang die eindeutigen Belege. Immerhin wissen wir aus der Geschichte von Oberursel des Historikers Neuroth, daß seinerzeit in Oberursel die Sterblichkeit höher war als zu gewöhnlichen Zeiten: So starben in Oberursel in den Jahren 1657 bis 1663 durchschnittlich 15 Bewohner pro Jahr – 1666 hingegen waren es mehr als dreimal soviel, nämlich 51. Das könnte durchaus ein Hinweis auf die Pest sein³⁸.

Das Ende der Pest – in Europa

Im frühen 18. Jahrhundert hörte die Pest endlich auf, in Mitteleuropa epidemisch zu grassieren. In den östlichen Teilen Deutschlands endete sie später als in dessen Westen. Ostpreußen erlebte im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts noch einmal eine gräßliche Pestseuche, rund ein Drittel der Bewohner soll seinerzeit verstorben sein, die Folge war ein Peuplierungsversuch der preußischen Könige, der Menschen aus aller Herren Länder – selbst Salzburger und Schweizer – nach Ostpreußen brachte³⁹. Prag und Wien sahen 1713 noch einmal schwere Pestausbrüche, dann hörte die Pest in Zentraleuropa auf. In Frankreich gab es zu Beginn der 1720er Jahre – vor allem im Raum um Marseille – noch einmal eine verheerende Seuche⁴⁰.

Teile Südeuropas wurden noch in späterer Zeit von ziemlich großräumigen, mörderischen Pestwellen heimgesucht: Messina 1743, Teile Süditaliens noch im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts⁴¹, in Griechenland wütete noch in den 1920er Jahren eine Pestepidemie, und die Großstadt Paris wurde in der Zwischenkriegszeit von Pestfällen heimgesucht, die sich in einzelnen Jahren zu kleineren Epidemien verdichteten⁴².

Je weiter nach Osten man geht, je weiter ins Innere dieses riesigen Kontinents Eurasien, an dessen äußersten westlichen Rand Europa liegt, desto später treffen wir noch auf Spuren der Pest: Moskau erlebte zu Beginn der 1770er Jahre noch einen schweren Ausbruch⁴³, und in Teilen Innerasiens, Zentralrußlands, wurden auch noch zu Beginn der 1990er Jahre Fälle von Pest aufgefunden. In den letzten Jahren hat die Pest – weltweit – sogar wieder etwas zugenommen. Das ist wahrscheinlich eine Folge der allgemeinen Unruhe, die in die Welt gekommen ist, und eine Folge der raschen Bevölkervermehrung und des Absinkens der Hygiene. In den 1980er Jahren erkrankten weltweit im Durchschnitt etwa 850 Menschen an der Pest, etwa hundert davon starben jährlich. Am Ende des Jahrzehnts, der 1980er Jahre, waren es rund 1250 Pestfälle jährlich, die Sterblichkeit betrug etwas weniger als zehn Prozent, meldete die Weltgesundheitsbehörde⁴⁴.

In der frühen Neuzeit (16.–18. Jh.) war die Sterblichkeit hoch, sie war seinerzeit in Friedenszeiten weit höher als im 20. Jahrhundert zur Zeit der Weltkriege. Das hatte Folge für das religiöse und auch für das gesellschaftliche Leben der Menschen, denn der Tod war allgegenwärtig: „Mitten wir im Leben, sind vom Tod umgeben.“

Anmerkungen

¹ Am ausführlichsten hat ein Zeitgenosse, der oströmische Historiker Prokop von Cäsarea, diese Pest beschrieben, in seinen Perserkriegen. Vgl. M. Vasold: Pest, Not und schwere Plagen. Seuchen und Epidemien vom Mittelalter bis heute, München 1991, S. 23–27.

² Siehe unten, Anm. 42.

³ Siehe Henri H. Mollaret u. Jacqueline Brossolet: Alexandre Yersin. Der Mann, der die Pest besiegte, Zürich 1987, passim.

⁴ Zur Bedeutung der Ratte ausführlich Graham Twigg: The Black Death. A Biological Reappraisal, London 1984; und Vasold (wie Anm. 1), bes. S. 76–79, mit vielen Hinweisen auf weiterführende Literatur.

⁵ Ob die Pest nur von Rattenflöhen übertragen werden kann, oder auch von Menschenflöhen, darüber gab es eine lebhafteste Kontroverse, die bislang eigentlich nie richtig gelöst wurde; die meisten neueren Autoren über die Pest haben diese Frage stillschweigend übergangen, so z.B. V. Zimmermann: Krankheit und Gesellschaft: Die Pest, in: Sudhoffs

Archiv 72 (1988), S. 1–13. Ein heftiger Befürworter der „klassischen“ Rattenflohtheorie, die weit mehr Anhänger in England als in Mitteleuropa fand, war Erich Woehlkens: Das Wesen der Pest, in: Studium generale 9 (1956), S. 507–512; Woehlkens hatte kurz zuvor eine sehr gründliche Studie veröffentlicht: Pest und Ruhr im 16. und 17. Jahrhundert. Grundlagen einer statistischen topographischen Beschreibung der großen Seuchen, insbesondere in der Stadt Uelzen, Hannover 1954. Er fand seinen heftigsten – und überzeugendsten – Widersacher in Ernst Rodenwaldt: Die Pest in Venedig 1575–1577. Ein Beitrag zur Frage der Infektkette bei den Pestepidemien West-Europas (= Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-Naturwissenschaftliche Klasse 1952), Heidelberg 1953. – Die Rattenflohtheoretiker behaupten, daß es „ohne Rattensterben keine Menschenpest“ geben könne – aber Rattensterben wurde äußerst selten beobachtet; also muß man annehmen, daß entweder der Menschenfloh die Pest von Mensch zu Mensch übertragen kann oder daß es sich bei der Mehrzahl der alt-europäischen Pestepidemien eigentlich um andere

- Seuchen handelte, nicht um eine Form der Pest. Siehe auch G. Keil: Seuchenzüge des Mittelalters, in: Bernd Herrmann (Hrsg.): Mensch und Umwelt im Mittelalter, Stuttgart 1986, S. 109–128.
- ⁶ Siehe Vasold (wie Anm. 1), S. 78f.
- ⁷ Siehe R. Hoeniger: Der dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur, in: Preußische Jahrbücher 138 (1909), bes. S. 428–430.
- ⁸ Dazu, mit Blick auf die Grippepandemie 1918, etwas ausführlicher, mit einer Begründung, M. Vasold: Der erste apokalyptische Reiter, in: Die Zeit, 19.11.1993, S. 80.
- ⁹ H. Klein: Das große Sterben von 1347/49 und seine Auswirkung auf die Besiedlung der Ostalpenländer, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 100 (1960), bes. S. 118f.
- ¹⁰ Dazu Vasold (wie Anm. 1), S. 46–50.
- ¹¹ Dazu Frantisek Graus: Pest-Geissler-Judenmord. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit, Göttingen 1987, bes. S. 23ff.
- ¹² A. Fössel: Der „Schwarze Tod“ in Franken 1348–1350, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 74 (1987), bes. S. 16ff.
- ¹³ Ferdinand Seibt: Karl IV. Ein Kaiser in Europa 1346 bis 1378, München 1978, S. 67; Karl Bücher: Die Bevölkerung von Frankfurt am Main im XIV. und XV. Jahrhundert. Socialstatistische Studien. Tübingen 1886, S. 208.
- ¹⁴ Vgl. Vasold (wie Anm. 1), S. 47f; Klaus Bergdolt: Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters, München 1994, S. 136f.
- ¹⁵ W. Abel: Landwirtschaft 1350–1500, in: Hdb. der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1, hrsg. von H. Aubin u. W. Zorn, Stuttgart 1976, S. 302.
- ¹⁶ Ebd., Karte. Siehe auch die Literatur in Vasold (wie Anm. 1), S. 298f., bes. Anm. 56–59, 63, 69.
- ¹⁷ Dazu ausführlich Vasold (wie Anm. 1), S. 53–61, 85f.
- ¹⁸ W. Abel: Agrarkrisen und Agrarconjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter, Hamburg-Berlin ³1978, S. 52. Siehe auch E. Kelter: Das deutsche Wirtschaftsleben des 14. und 15. Jahrhunderts im Schatten der Pestepidemien, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 165 (1953), S. 175.
- ¹⁹ Dies mag heute erstaunlich erscheinen; aber den Ärzten des 18. Jhs. war es eine Selbstverständlichkeit. Vgl. Joh. P. Süßmilch: Die göttliche Ordnung in der Veränderungen des menschlichen Geschlechts, Bd. 1, Berlin 1765, S. 74–76.
- ²⁰ W. Rödel: Pestepidemien in Mainz im 17. Jahrhundert, in: Scripta Mercaturae 15 (1981), S. 85.
- ²¹ A. Schreiber: Die Entwicklung der Augsburger Bevölkerung vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Archiv für Hygiene und Bakteriologie 123 (1940), S. 111, 129, 165.
- Dazu jetzt allg. B. Roeck: Als wollt die Welt schier brechen. Eine Stadt im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, München 1991.
- ²² Siehe Rödel (wie Anm. 20), S. 89.
- ²³ Ebd., S. 86.
- ²⁴ Eine solche Pestordnung – Ein kurz Regiment / wie man sich in zeit Regierender Pestilentz halten soll, Nürnberg 1574 – wurde abgedruckt in einer Faksimile-Ausgabe in der Nürnberg Edition.
- ²⁵ Zitiert nach Rödel (wie Anm. 20), S. 92f.
- ²⁶ Zur Bedeutung der Kleiderlaus als Überträger des Fleckfiebers am ausführlichsten der Beitrag von F. Otto in: Hdb. der Ärztlichen Erfahrungen im Weltkriege 1914/1918, hrsg. von Otto von Schjerning. Bd. VII: Hygiene, hrsg. von Wilhelm Hoffmann, Leipzig 1922, S. 417–421. Dazu demnächst der Aufsatz von M. Vasold, in: Süddeutsche Zeitung – Magazin.
- ²⁷ Diesen Eindruck vermittelt, sehr anschaulich, die Karte von Erich Keyser, Die Ausbreitung der Pest in deutschen Städten 1634–1640, in: Festgabe H. Mortensen, 1954, abgedruckt auch in Vasold (wie Anm. 1), S. 152.
- ²⁸ Röder (wie Anm. 20), S. 86, 91.
- ²⁹ Peter Borscheid: Geschichte des Alters. Vom Spätmittelalter zum 18. Jahrhundert, München 1989, S. 34.
- ³⁰ Ferdinand Neuroth: Geschichte der Stadt Oberursel und der Hohemark, Oberursel 1955, S. 149.
- ³¹ Der Schwarze Tod in der Mitte des 14. Jhs. ließ einige Gebiete aus, vor allem Waldregionen – wie den Taunus –, aber im Verlauf des Spätmittelalters und des 16. und 17. Jhs. war kaum eine Region für längere Zeit von der Pest verschont. Siehe dazu Georg Sticker: Abhandlungen aus der Seuchengeschichte und Seuchenlehre. Bd. 1/2: Die Pest als Seuche und Plage, Gießen 1910, passim; ferner: N. Bulst: Vier Jahrhunderte Pest in niederdeutschen Städten. Vom Schwarzen Tod 1349–1351 bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650, Bd. 4, Braunschweig 1985, S. 256ff. Siehe auch F. W. E. Roth: Culturgeschichtliches aus der Herrschaft Königstein besonders der Stadt Oberursel im 16. Jahrhundert, Oberursel 1900, S. 11f., 27f.
- ³² A. Baeumerth: Oberursel am Taunus. Eine Stadtgeschichte, Frankfurt/M. 1991, S. 156.
- ³³ Grimmelshausen: Simplicius Simplicissimus.
- ³⁴ Günter Franz: Der Dreißigjährige Krieg und das deutsche Volk. Untersuchungen zur Bevölkerungs- und Agrargeschichte, Stuttgart-New York ⁴1979, S. 2–7. Dazu ausführlich M. Vasold: Die Deutschen Bevölkerungsverluste während des Dreißigjährigen Krieges, in: Zs. für Bayerische Landesgeschichte 56 (1993), H. 1, S. 147–160.
- ³⁵ Abel: Landwirtschaft 1650–1800 (wie Anm. 15), S. 511.

- ³⁶ Vgl. H. Dormeier: *St. Rochus, die Pest und die Imhoffs in Nürnberg vor und während der Reformation*, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums*, Nürnberg 1985, bes. S. 11f.
- ³⁷ Rödel (wie Anm. 20), S. 87f. Siehe auch Heinrich Schrohe: *Kurmainz in den Jahren 1666 bis 1667*, Freiburg 1903.
- ³⁸ Neuroth (wie Anm. 30), S. 220.
- ³⁹ Über die Pest in Ostpreußen sehr ausführlich Wilhelm Sahm: *Geschichte der Pest in Ostpreußen*, Leipzig 1905; zur Peuplierung Friedrich Terveen: *Gesamtstaat und Retablisement. Der Wiederaufbau des nördlichen Ostpreußen unter Friedrich Wilhelm I. 1714–1740*, phil. Diss., Göttingen 1953, bes. S. 25ff.
- ⁴⁰ Vgl. Jean-Noël Biraben: *Les hommes et la peste en France et dans les pays européens et méditerranéés*, 2 Bde., Paris 1975/76.
- ⁴¹ Dazu Lorenzo Del Punta: *Le epidemie nella storia demografica italiana (secoli XIV–XIX)*, Turin 1980, bes. S. 182f. Einen lebendigen Augenzeugenbericht gibt Th. Freller: *Die Pest auf Malta*, in: *DAMALS* 25 (1993), S. 28–30.
- ⁴² C. Seyfarth: *Über die Pest in Griechenland aufgrund einer Studienreise im Herbst 1924*, in: *Münchener Medizinische Wochenschrift* 72 (1925), S. 1428–1430. Über Paris E. Joltrain: *La peste à Paris (1917–1937)*, in: *Bulletin de L'Académie de Médecine* 116 (1936), S. 601–615.
- ⁴³ John T. Alexander: *Bubonic Plague in Early Modern Russia. Public Health and Urban Disaster*, Baltimore-London 1980; ders.: *Catherine II., Bubonic Plague, and the Problem of Industry in Moscow*, in: *American Historical Review* 79 (1974), S. 637–671, bes. S. 661. Siehe dazu auch M. D. Damoilowitz: *Mémoire sur la Peste*, Paris 1783.
- ⁴⁴ Vgl. W. Knapp: *Yersinia-Infektionen*, in: *Hdb. der Inneren Erkrankungen*, hrsg. von Bernhard Bruschke, Bd. 5: *Infektionskrankheiten*, Jena 1983, S. 661. *Pest am Aral-See. Stadt unter Quarantäne*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 21.9.1990; *Pest wieder häufiger*, ebd., 7.11.1991. *Die Pest in Indien*, im Sept. 1994, forderte keine hundert Todesopfer.

Die Meister des Häfnerhandwerks in Oberursel

Von Karl Baue m e r t h

Quellenlage und Forschungsstand

„In Oberursel, wo der 1930 verstorbene Joseph Borzner als Letzter arbeitete und auch Hans Thoma die Töpferscheibe meistern lehrte, ist das Handwerk schon 1591 bezeugt, doch scheinen im Höchstfall fünf Meister auf ihm gearbeitet zu haben (1709)“. Diesen Sachstandsbericht gab 1933 einer der ersten hessischen „Keramikforscher“, der Volkskundler Adolf Spamer, in seinem berühmt gewordenen Beitrag: „Vorbemerkungen zu einer Darstellung der hessischen Töpfer- und Zieglerkunst“¹. Spamer stützte sich dabei auf Angaben des Oberurseler Chronisten August Korf aus dem Jahr 1901². Erweitert wurde das Wissen um die Oberurseler Töpferei dann 1981 durch die Veröffentlichung einer Befragung des Neffen des letzten Töpfers von Walter Stolle³.

Neuere Forschungen zur Töpfereigeschichte Oberursels haben die Ersterwähnung eines Häfners auf 1513 verschieben können und das Spektrum der bislang namentlich bekannten Meister für die Zeit vom 16. bis zum 20. Jh. auf immerhin 26 Personen erweitern können. Ein Schwerpunkt mit dem größten Besatz an Handwerksmeistern fällt demnach ganz offensichtlich in die Zeit der Bemühungen um die Aufrichtung einer Zunftverfassung zu Anfang des 18. Jhs. Mit dem bereits oben erwähnten Joseph Borzner erfährt das Handwerk zwar zu Beginn des 20. Jhs. noch einmal eine kunsthandwerklich sowie kunstgeschichtlich interessante Facette, findet damit aber auch zugleich sein Ende.

Heute (1991) sind in Oberursel wieder zwei Keramiker tätig. Sie können in einen historisch-handwerklichen Zusammenhang nicht eingereiht werden, sondern gehen eigenständige künstlerische Wege⁴.

schichte Oberursels bedeutsamen Zeitraum vom 16. bis 19. Jh. abdeckt, soll eine historisch richtige Einordnung erleichtern helfen.

1419 wurde durch die Eppsteiner die im vormaligen Niddagau liegenden Herrschaften Königstein, Eppstein und Homburg vereint. 1433 erhält in der Eppsteiner Bruderteilung Eberhard von Eppstein die Königsteiner Stammlande. Ab 1522 bildeten die vereinigten Herrschaften Königstein und Eppstein die Grafschaft Königstein. 1524 wird hier die Reformation eingeführt. Nach dem Tod des letzten Eppsteiners 1535 trat sein Neffe, der Graf von Stolberg-Wernigerode das Königsteiner Erbe an.

1581 gelang es den Erzbischöfen von Mainz, sich in den Besitz der Herrschaft Königstein zu bringen. 1601 führten sie die Gegenreformation in der Grafschaft durch. Die Amtsvogteien Eppstein, Königstein und Oberursel werden geschaffen. 1704 erwirbt Kurmainz auch die Herrschaft Cronberg und erweitert damit seinen Einflusbereich.

1803 wurde durch den Reichsdeputationshauptschluß Kurmainz aufgelöst und es erfolgte die Gründung des nassauischen Amtes Königstein. Aus den kurmainzer Amtsvogteien Eppstein, Königstein und Oberursel wurden die nunmehr nassauischen Ämter Eppstein, Königstein, Oberursel, Cronberg, Sulzbach und Heddernheim geschaffen. 1810 wurden diese Ämter wieder aufgelöst und durch die Ämter Königstein und Oberursel ersetzt. 1815 wird das Amt Oberursel bereits wieder mit dem Amt Königstein vereint. Nach der Annektion Nassaus durch Preußen 1867 wurde aus den nassauischen Ämtern Königstein und Usingen und dem hessischen Amt Homburg der Obertaunuskreis gebildet⁵.

Oberursel und das Amt Königstein

Die territoriale Entwicklung des Amtes Königstein ist relativ kompliziert. Eine knappe Zusammenfassung, die den für die Töpfereige-

Die Häfnerzunft im Amt Königstein

Im Mittelalter war das Zunftwesen in Oberursel in Anfängen bereits entwickelt (Wollweberzunft 1435, Schmiede- und Bäckerzunft 1464). Nach

Amt Königstein

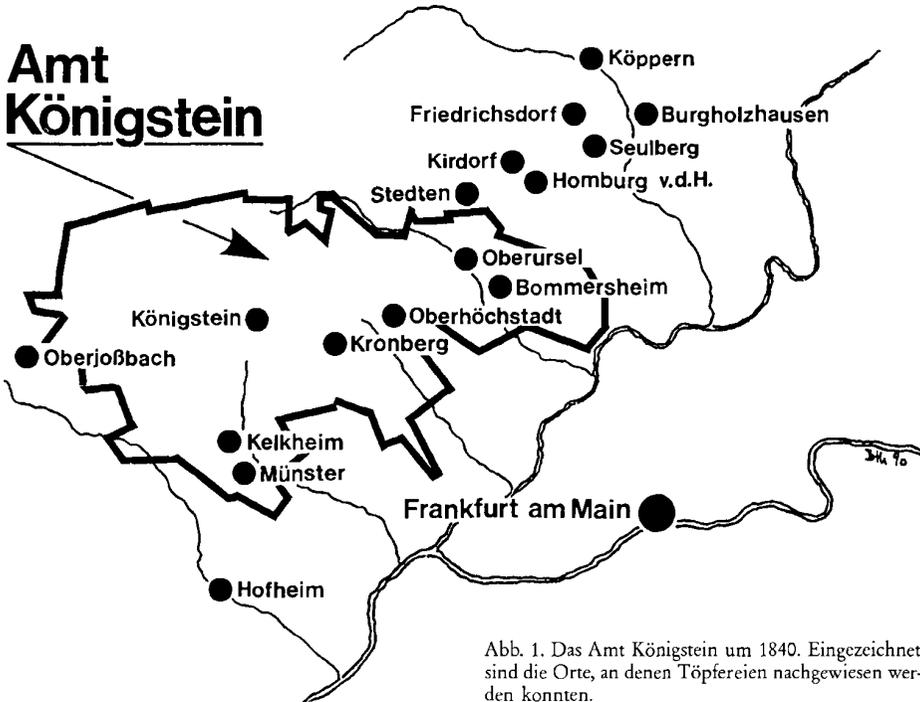


Abb. 1. Das Amt Königstein um 1840. Eingezeichnet sind die Orte, an denen Töpfereien nachgewiesen werden konnten.

dem Dreißigjährigen Krieg folgte die Bauzunft (1670), die Zunft der Müller auf der Urseler Bach (1696), die Leinweberzunft (1706), die Metzgerzunft und die Bender- und Bierbrauerzunft (1716)⁶.

Von Bestrebungen der Häfner, sich zu einer eigenständigen Zunft zu vereinigen, hören wir zu Beginn des 18. Jhs. Vermutlich hat ein zahlenmäßig zu geringer Besatz an entsprechenden Handwerkern eine Zunftorganisation zu einem früheren Zeitpunkt kaum notwendig erscheinen lassen. In einer quellenmäßig einstweilen nicht überprüfaren Notiz gibt es für 1591 immerhin einen sehr frühen Hinweis auf ordnende Bestrebungen. Es schien hierbei jedoch wohl vor allem um das Privileg des Ziegelmachens in Oberursel gegangen zu sein:

„Allen denjenigen welche das Häfner- oder Töpferhandwerk nicht ehrlich und voll gelernt haben, soll das Ziegelmachen ernstlich verboten sein; es soll ein solcher sich auch keinen Knecht zu dieser Arbeit halten. Nur derjenige, welcher

bei ehrlichen Leuten das Häfnerhandwerk gelernt hat, mag mit seinen Kindern und dem Gesinde auch wohl Ziegel machen; aber er darf keinen Ziegelbrand allein thun, sondern hat halb Ziegel, halb Töpfe zugleich in einem Ofen zu brennen“⁷.

Ernsthafte Überlegungen zur Errichtung einer eigenständigen Häfnerzunft sowohl von der Seite der Landesherrschaft als auch von Seiten der um diese Zeit nachweisbaren sechs Häfnermeister im Amt Königstein haben offenbar erst um 1718 ihren Anfang genommen. Bei den Akten des Amtes befindet sich eine am 9. April 1718 gefertigte „Copia der bey alhisigem Churfürstl. Archiv ufbehaltenen und vidimirten (im Wortlaut beglaubigte) Häfnerordnung ...“, die wohl als Vorbild dienen sollte. Es handelt sich hierbei um eine von Churfürst und Erzbischof Anselm Casimir in Mainz am 13. November 1631 für die Dieburger Häfner erlassene und am 18. Mai 1666 renovierte Ordnung⁸. Die Diebur-

ger Häfnerzunft galt wohl damals im Kurfürstentum Mainz als die renommierteste und zahlenmäßig stärkste. Sie hatte bereits 1527 eine eigene Ordnung erhalten⁹.

In einem am 26. Mai 1719 an die mainzische Regierung gerichteten Schreiben¹⁰ sprechen die Häfner zu Oberursel und Oberhöchstadt im Königsteiner Oberamt zwar bereits von Zunfiverhandlungen „mit gehabter offener Ladte und Schildt“, eine regelrechte Zunftordnung für das Handwerk hat es bis zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht gegeben. Die Bemerkung in diesem Schreiben, daß „die Schmidt alda zwar zwangsweiß unß in ihre Zunfft nötigen und ziehen wollen“ deutet vielmehr auf eine vor allem von deren Seite gewollte gemeinschaftliche Zunfverfassung hin. Jetzt aber hatten die Häfner ihre „Handwerks Angelegenheiten so viel möglich unter unß selbstn depattiert“ und „haben wir fürs ratsamste befunden, unß mit denen Cronberger Häfner Meistere zu unter und verabreden, daß sie sich ebenfalls dießer Zunfft einverleiben ...“ Die von der Landesherrschaft als Vorbild erwählte Dieburger Häfnerordnung war sicher inzwischen auch „depattiert“ worden, denn die Häfner berichten weiter, daß „... zu solchem Endte wir dan ein unterhäniges ohnmaßßgebliches project der benötigten Zunfft articulu zu unserer Richtschnur hand hab und fortführung unseres Handwerks hiermit ... beylegen ...“

Vergleicht man den dem Schreiben beigelegten „Endwurf“ für eine neue Ordnung mit dem Dieburger Vorbild, so fällt auf weite Strecken die wortgetreue Übernahme der Zunftartikel auf. Nur an den Textstellen, die sich speziell mit den Dieburger Verhältnissen und dem Umgang mit den „außländischen“ landgräflich hessischen Häfnern befassen, werden die Artikel entweder einfach fallengelassen oder in ihrer Formulierung auf die Bedürfnisse des Oberamtes zugeschnitten.

Das Projekt einer Zunfverfassung scheint unter den Oberurseler Häfnern aber keinesfalls nur auf ungeteilte Zustimmung gestoßen zu sein. Die Meister Johann Martin (= Urs 8) und Elias Fürst (= Urs 5) werden sogar namentlich genannt, „weilen (sie sich) wiederrechtlichen hierzu nicht verstehen, und unß übrigen Meistern mit ihren ohnzuläßigen Verhandeln Ihren dan und wan auch undauglichen wahren gar schädlich sein wollen, mithin zu Ihrem besten und unserm Schaden Ihren verderblichen Han-

del zu continuiren gesint seindt ...“ Interessant scheint hierbei die Tatsache, daß die beiden Töpfermeister zu diesem Zeitpunkt bereits verstorben waren, die Werkstätten jedoch von ihren Witwen weitergeführt wurden. Vielleicht erklärt sich aus dieser Sonderstellung der beiden Frauen ihre sicherlich zögerliche Haltung vor den beabsichtigten Neuerungen, die von den männlichen Kollegen sogleich als „schädlich“ und „verderblich“ bezeichnet wurden. Letztendlich haben beide Witwen das Anschreiben jedoch mitgetragen und unterzeichnet.

Die Akten des Oberamtes Königstein geben keine Auskunft, wie das weitere Schicksal des Entwurfes für die neuen Zunftartikel ausgesehen hat. Überliefert ist erst wieder eine nunmehr offenbar fertiggestellte Zunftordnung, die „am dritten Monatstag Februarij nach der gradenreichen geburth unseres lieben Herrn und Seeligmachers Jesu Christi des Eintausend, Siebenhundert und Ein und Zwanzigsten Jahres“ (3.2.1771) vom Erzbischof Lothar Franz beurkundet wurde. Diese Ordnung galt nun für das Oberamt Königstein und das Amt Kronberg gleichermaßen¹¹.

Das völlige Fehlen jedweder Nachrichten über die Häfnerzunft in den folgenden Jahrzehnten des 18. und 19. Jhs. sowie die Nichterwähnung beim Einzug der Zunftunterlagen und Zunftsiegel anlässlich der allgemeinen Aufhebung der Zunfverfassung im Jahr 1819 läßt den begründeten Verdacht aufkommen, daß es über die Ausarbeitung einer Ordnung keine weiteren Aktivitäten der Töpfer in Bezug auf eine zünftige Verfassung gegeben hat¹². Vielleicht hat auch die übermächtige Konkurrenz aus dem benachbarten Hessen-Homburg, wo im gleichen Zeitraum allein im Töpferort Seulberg die Meisterzahl von 16 auf 27 gleichzeitig tätigen anstieg, ein Aufblühen der Zunft im mainzischen Oberamt Königstein nachhaltig beeinflußt, wenn nicht gar gänzlich verhindert¹³.

Oberurseler Töpfer und Töpferfamilien

Die Zusammenstellung der Oberurseler Töpfer und Töpferfamilien erfolgte in Ermangelung archivalisch überlieferter Zunftunterlagen im wesentlichen nach den Eintragungen in den Kirchenbüchern. Hier wurden die persönlichen Daten gewonnen, die dann anschließend mit

weiteren Informationen aus anderen archivalischen Quellen und der Literatur ergänzt wurden.

Die entstandene Liste ist alphabetisch geordnet und berücksichtigt innerhalb einzelner Familien die Abfolge der Generationen. Eine Vollständigkeit ist angestrebt, kann aber im Hinblick auf die Quellenlage kaum erreicht werden. Sie ist im Bereich der Häfnermeister sicher eher gegeben als bei den nur temporär arbeitenden Häfnergesellen, die in den Kirchenbüchern kaum Spuren hinterlassen haben.

Urs 1

Bornheimer, Johannes

Häfner („figulus“) in Oberursel

1687, 28.02. als Pate bei der Taufe des Johannes Umbart, So. d. Andreas U., genannt.

Urs 2

Borzner, Johannes

Häfnermeister in Oberursel

* Oberursel 1719, 04.05. †(?)

Vater: Andreas Borzner, Maurer

∞ Oberursel 1748, 24.09.

mit Maria Salome Beck

* (?) †(?)

1750 Bürgerliste

1764 Meisterstück mit Jahreszahl (heute im Vortraumuseum)

Urs 3

Borzner, Joseph

Häfner in Oberursel (Vorstadt 24)

* Oberursel 1814, 24.11. †(?)

Vater: Joseph Borzner, Maurer

∞ Oberursel 1842, 02.08.

mit Anna Maria Borzner

∞ Oberursel 1819, 08.11. †(?)

1840, 20.06. Gesuch um Concession zur Errichtung eines Brennofens¹⁴

1848, 16.10. Ein Brennofen 29' lang, 17' tief mit Hofraum¹⁵

1852 Häfner mit 1 Rad ohne Gehülfe (Gewerbe-register)

1866, 16.10. Ein einstöckiges Wohnhaus 33' lang, 20' tief ein Brennofen 29' lang, 17' tief, gelegen vor den Biengärten neben einem Fußpfad und Joseph Braß; erworben durch Zuweisung¹⁶.

Urs 4

Borzner Joseph

Häfner in Oberursel (Vorstadt 24)

* Oberursel 1849, 11.03. †Oberursel 1930,

Vater: Joseph Borzner (= Urs 3)

„Der letzte Oberurseler Töpfer, Joseph Borzner, war Junggeselle. Seine Werkstatt betrieb er, wie



Abb. 2. Joseph Borzner (1849–1930).

der Vater, Vorstadt 24. Den Ton gewann er auf eigenem Gelände, das etwas rechts vom heutigen Hallenbad lag. Hier standen nach 2–3 m Abraum ein magerer gelber und ein fetter weißer Ton an. Beide Sorten wurden gemischt und ergaben nach dem Brand einen gelben, bisweilen rötlichen Scherben. Vor dem Ersten Weltkrieg fing Borzner an, sich die Arbeit zu erleichtern, indem er sich Ton von Urberach kommen ließ. Ein bis zwei mal pro Jahr führte Borzner einen Brand durch. Der Brennraum des Ofens hatte die Größe von knapp 3 mal 3 m und eine Höhe von 1,75 m. Die Produktion bestand aus Gebrauchsgeschirr wie Schüsseln (verschiedener Größe) Kochtöpfen, viereckigen Brättern („Bratpfannen“), Sieben, Blumentöpfen und Drainage-rohren. Die kleine Tonplastik eines hausierenden Töpfers soll Borzner um 1880 mit Ausnahme des Gesichtes angefertigt haben. Letzteres führte der hierin geschickte Bruder (ein Schuhmacher) aus. Käufer von Borzners Geschirren waren Leute am Ort. Ferner lieferte er waschkorbeweise Puppengeschirr auf den Christkindesmarkt nach Frankfurt a. M. Im Alter ver-



Abb. 3. Wohnhaus von Joseph Borzner, Vorstadt 24. Über der Tür das keramische Firmenschild.



Abb. 5. Lageplan der Töpferei Borzner, Vorstadt 24 (Parzelle 207). Ausschnitt aus dem Gewannbuch der Gemarkung Oberursel, Band I, Blatt 10 (1863–1867). Stadtarchiv Oberursel.



Abb. 4. Firmenschild von Joseph Borzner. Das zentrale Mittelschild und die umgebenden Rosetten bestehen aus Keramik und wurden auf eine Holzplatte aufgenagelt. Vortausnumuseum.

legte sich der Meister mehr und mehr auf den Handel von Keramik, die er sich von der „Dippemeß“ in Frankfurt a. M. besorgte. Nach dem Tode Borznern wurde das gesamte Anwesen geräumt, die Werkstatteinrichtung und drei Fuhrwerke Keramik (z.T. noch ungebrannt) auf die „Kieskaute“ (Müllplatz) geschafft¹⁷.

Borzner lieferte dem Maler Hans Thoma ungebrannte Wandteller, die der Künstler während seiner Sommeraufenthalte in Oberursel bemalte. Borzner brannte diese Teller anschließend¹⁸.

Urs 5

Fürst, Elias

Häfnermeister in Oberursel

* Oberrodern † (?)

Vater: Daniel Fürst, Oberrodern

∞ Oberursel 1708, 21.05.

mit Anna Elisabeth Wormbser

(Daniel W. rel.vidua, geb. Schwartz)

* Fritzlar 1675 (?) } Oberursel 1742, 10.10.

Vater: Joachim Schwartz

1719 unterzeichnet die Witwe des Häfnermeisters ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung.¹⁹

1743 wird Elias Fürst Witwe noch in einer „Specification aller in Oberursel befindlichen Eheleuten ... in die „5te Claß“ eingeordnet.²⁰

Urs 6

Illwair (Illweger?), (?)

Häfner in Oberursel

* (?) † Oberursel 1513, 16.02.

1513, 16.02. wurde der hiesige Häfner „Illwair“ im Kührtrieb gegen den Wald als Zauberer verbrannt ...²¹

Urs 7

Kappus, Nicolaus

Häfnerlehrling in Friedrichsdorf / Häfner in Oberursel (Austraße 23)

* Oberursel 1851, 12.06. † Oberursel 1907, 12.08.

Vater: Philipp Kappus, Schuhmacher

∞ Urberach 1891, 26.12.

mit Margareta Anna Gerhold

* Urberach 1861, 25.7. † Oberursel 1922, 17.06.

1865, ... 11. als Lehrling/Geselle in Friedrichsdorf registriert.

Meister: Martin Beckmann²².

1880, 07.12. Übernahme eines zweistöckigen Wohnhauses, einer Scheuer, eines Holzbehälters und eines Hofraumes gelegen auf der Au neben Georg Pfaff und Karl Rompel²³.

Vorbesitzer: Philipp Kappus und dessen Ehefrau Anna Maria geb. Wolf²⁴. Heutige Bezeichnung: Austraße 23

Aus der Erinnerung des Enkel Karl Kappus: „In der Scheune war ein großer Tonkeller, der mit Ton aus einer Grube von der Gemeindegrenze Stierstadt/Oberursel (heute etwa am Köhlerweg) gefüllt war. Im Anbau befand sich ein großer Brennofen und ein weiterer kleiner Ofen. Beide bestanden wohl bis ca. 1932. In diesem Jahr haben unsere Eltern das Haus an den Maurermeister Eberhard Homm zu Oberursel verkauft ... Es gab damals noch einige größere Schmuck-Töpfe, die bei einem oder mehreren damals üblichen Handwerker-Festzügen auf einem Wagen aufgebaut waren. Sie sind inzwischen verfallen... Aus Berichten unseres Vaters weiß ich, daß der Großvater Puppenküchenschirr als Spezialität anfertigte. Die Großmutter soll die Töpfchen, in einem Korb gestapelt, auf dem Kopf nach Frankfurt oder zu anderen Märkten getragen haben. Der Erlös hat bei drei bis fünf Talern gelegen... Mit Gänsekiel-Federn sollen die schönen Muster aus verschiedenen Metalloxydfarben in Pulverform aufgebracht worden sein. Besonderes Können soll darin liegen, daß die Farben im Ofen nicht verlaufen. Soweit ich aus Erzählungen von Vater und Onkel weiß, hatte der Großvater ein genau ausgedachtes oder probiertes Maßsystem, um die verschie-

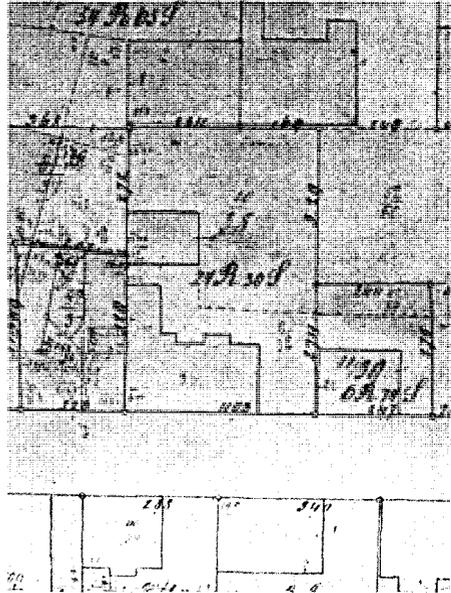


Abb. 6. Lageplan der Töpferei Kappus, Austraße 23 (Parzelle 38). Ausschnitt aus dem Gewannbuch der Gemarkung Oberursel, Band I, Blatt 4 (1863–1867). Stadtarchiv Oberursel.

denen Schmelzpunkte der Oxyde zu beherrschen... Aus dem weiteren Fertigungsprogramm ist mir nur noch so viel bekannt, daß alle im Haushalt und im bäuerlichen Betrieb gebrauchten Gefäße angefertigt wurden, meist mit ähnlich ‚wertvoller‘ Bemalung und Ausstattung...“²⁵ Nikolaus Kappus hat nach seiner Lehre in Friedrichsdorf vermutlich in Urberach als Geselle gearbeitet, bevor er sich mit seiner von dort stammenden Frau in Oberursel als selbständiger Töpfer niedergelassen hat.

Urs 8

Martin, Johann

Häfnermeister in Oberursel

* 1655 (?) † Oberursel 1715, 01.07.

(von Neukirch auß dem Bamberger Land = Neukirchen/Ofr. = 8631 Lautertal)

Vater: (?)

∞ (1. Ehe) Oberursel 1706, 27.01.

mit Maria Salome Bollheimer (vidua des Johannes B.)

* (?) † (?)

∞ (2. Ehe) Oberursel 1707, 17.05.

mit Anna Maria Kühn

* (?) † (?)



Abb. 7. Töpferei von Nikolaus Kappus, Austraße 23.

1719 unterzeichnet die Witwe des Häfnermeisters ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung²⁶.

Ohne Datum: Protokoll über die Aufnahme des Johann Hering²⁷: „...würde außer Zweifel an noch verhoffentlich in andencken schweben, wie daß Ich jüngß deß Todts verschieden Johannes Hering, viele Unruh, verdrüßlichkeit und hindernuß meines Handtwercks im Hauß gehabt, derselbe inferrirte die ursach selbst: demnach er durch den Hanß Jacob Fill mich hat ansprechen lassen: ob ich Ihm doch ein kleine Zeit in mein hauß wolte aufnehmen, und Einige Nächt bey meinem Sohn liegen lassen, worauff ich ihm geantwortet: Ihr habt Ewe Freunde, die last Euch verpflegen, dann dieses mögte mir verdenkt werden. Alß ich aber sahe, daß Er gantz traurig und betrübt, und lieber auff der gassen seine Nachtherberg nehmen wolte, alß bey seinen Freunde Einzukehren; hab ich ihn aufgenommen. 9 tåg unter welchen er bey meinem Sohn die Nachtläger gehabt, und durch außwerffen geprester der lung, mein Sohn mit grossem Eckel und Greuel der Zeit sehr viel außgestanden: Zu dem hab ich Ihn und seine Seel Sorg getrag, ud einen Priester, welcher ihn mit

den Nothwendigkeiten der H. Sacramenten versehen, kommen lassen, ud gleichfals in obberuhrten 9 tåg Tag ud Nacht Unruh gehabt. Dahero protendire ich p.jeden Tag und Nach 1 fl ud samenth 8 fl darzu auch 15 alb wäscherlohn, so meine fraw ahn Ihme mit wäschen verdient, alß Er beym Kauffman ware ...“

1735, 12.03. Vormunds-Rechnung²⁸

Urs 9

Ruppel, Caspar

Häfnerlehrling in Friedrichsdorf/Häfner in Oberursel (St. Ursulagasse 18)

* Oberursel 1850, 20.06. † Oberursel 1931, 05.07.

Vater: Philipp Ruppel, Zigarettenfabrikant/Gastwirt

⊙ (?)

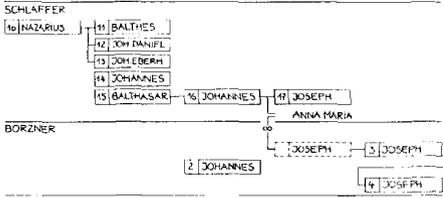
mit Viktoria Schöppner

* (?) † (?)

1865, 01.01. bis 1867, 01.07. Lehrzeit laut Lehrvertrag vom 18.09.1865

1865, ...03. als Lehrling in Friedrichsdorf registriert. Meister: Martin Beckmann²⁹.

1890, 25.10. Kauf eines einstöckigen Wohnhauses mit Hofraum, gelegen hinter der Kirche, neben der Straße und Eberhard Wohlfahrt³⁰. Heutige Bezeichnung: St. Ursulagasse 18



Urs 10
Schläffer, Nazarius
 Häfnermeister in Oberursel („figulus“)
 * (?) † (?)
 Vater: (?)
 ∞ (1. Ehe)
 mit Dorothea (?)
 * 1658 (?) † Oberursel 1718, 27.04.
 ∞ (2. Ehe) Oberursel 1719, 22.05.
 mit Anna Maria Bähr
 * 1684 (?) † Oberursel 1760, 20.04.

1719 unterzeichnet er ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung³¹.

Urs 11
Schläffer, Balthes (Balthasar)
 Häfnermeister in Oberursel
 * 1692 (?) † Oberursel 1740, 10.05.
 Vater: Nazarius Schläffer (= Urs 10)
 ∞ Oberursel 1712, 26.05.
 mit Susanna Abt
 * 1679 (?) † Oberursel 1756, 10.04.

1719 unterzeichnet er ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung³².
 1743 wird Balthes Schläffers Witwe in einer „Specification aller in Oberursel befindlichen Eheleuthen...“ in die „5te Claß“ eingeordnet³³.

Urs 12
Schläffer, Johann Daniel
 Häfnermeister in Oberursel („figulus“)
 * Oberursel 1679, 25.06. † Oberursel 1764, 30.06.
 Vater: Nazarius Schläffer (= Urs 10)
 ∞ Oberursel 1702, 15.01.
 (Taufzeuge u.a. Daniel Wormbser) mit Anna Ursula Beer
 * (?) † (?)

1719 unterzeichnet er ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung³⁴.
 1743 wird Daniel Schläffer in einer „Specification aller in Oberursel befindlichen Eheleuthen...“ in die „5te Claß“ eingeordnet³⁵.

Urs 13
Schläffer, Johann Eberhard
 Häfnermeister in Oberursel („vigili“)
 * Oberursel 1695, 05.03. † Oberursel 1745, 13.07.

Vater: Nazarius Schläffer (= Urs 10)
 ∞ Oberursel 1716, 27.07.
 mit Anna Margaretha Häring
 * 1697 (?) † Oberursel 1745, 08.07.

1719 unterzeichnet er ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung³⁶.
 1743 wird „Eberth Schläff“ in einer „Specification aller in Oberursel befindlichen Eheleuthen...“ in die „5te Claß“ eingeordnet³⁷.

Urs 14
Schläffer, Johannes
 Häfner in Oberursel („figuli“)
 * (?) † nach 1735
 Vater: (?)
 ∞ (?)
 mit Anna Margaretha
 * 1680 (?) † Oberursel 1735, 16.10.

Urs 15
Schlaefer, Balthasar
 Häfner und Bürger in Oberursel
 * (?) † (?)
 Vater: (?)
 ∞ vor 1746
 mit Anna Catharina Diez
 * 1708 (?) † Oberursel 1752, 28.06.

Urs 16
Schlaefer, Johannes
 Häfner in Oberursel („figuli“) (Vorstadt 24)
 * Oberursel 1750, 21.06. † vor 1817
 Vater: Balthasar Schlaefer (= Urs 15)
 ∞ Oberursel 1775, 28.11.
 mit Anna Katharina Fell
 * Oberursel 1754, 07.09. † Oberursel 1839, 31.01.

Deren Tochter Anna Maria heiratet am 30.10.1814 Joseph Borzner, Maurer. Deren Sohn ist wiederum Häfner: Joseph Borzner (= Urs 3) 1817, 25.11. Aufnahme der Witwe des Johannes Schläfer als Ortsbürger: Seelenzahl der Familie: 2³⁸.

1822 im Besitz der Witwe des Johannes Schläfer: Hofreite in der Vorstadt, bestehend aus: einem zweistöckigen Wohnhaus 26' lang, 25' tief, einer Scheune 30' lang und 24' tief, einem Stall 5' lang, 5' tief, einem Brennofen 34' lang, 16' tief und einem Hofraum³⁹.

Urs 17
Schlaefer, Joseph
 Häfner und Bürger in Oberursel
 * Oberursel 1790, 19.10. † Oberursel 1845, 01.02.
 Vater: Johannes Schlaefer (= Urs 16)
 ∞ (?)
 mit Eva Rompel
 * (?) † (?)

1815, 22.05. Aufnahme als Ortsbürger: Seelenzahl der Familie: 2⁴⁰.

Urs 18
Schläffer, Martin
 Häfner in Oberursel (?)/Häfner in Oberrodern (?)

1719, 20.02. wird bei der Hochzeit seines Sohnes Paulus Martin Schläffer als „figuli quondam in oberrode“ (= Töpfer einstmals in Oberrodern) erwähnt⁴¹.

Urs 19
Umbart, Daniel
 Häfner in Oberursel

1605, 23.09. erwähnt als Häfner in einer „Erklärung, welche von der Bürgerschaft Oberursels wegen ihrer Stellungnahme zur katholischen Religion“ ... abgegeben wurde⁴².

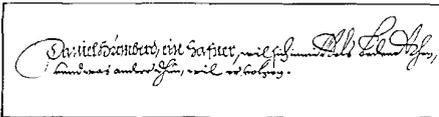


Abb. 8. Erklärungen der Bürger Oberursels wegen ihrer Stellungnahme zur katholischen Religion. Hier: Schriftzug „Daniel Humbert“.

Urs 20
Umbart, Conrat
 Häfner in Oberursel („figulus“)
 * (?) † (?)
 Vater: (?)
 Ⓞ Oberursel 1630,24. post Trinitatis
 mit Catharina Müller

Urs 21
Umbart, Johannes Petrus
 Häfner in Oberursel („figulus“)
 * (?) † Oberursel 1662, 24.05.

Urs 22
Wormbser, Eberhard
 Häfner in Oberursel, Censor ecclesiae
 * 1607 (?) † Oberursel 1666, 05.05.
 Vater: Johann Wormbser
 Ⓞ (1. Ehe) Oberursel 1639, 14.11.
 mit Elisabetha (?)
 * (?) † Oberursel 1640 (?)
 Ⓞ (2. Ehe) Oberursel 1641, ... 06.
 mit Anna Margaretha Hanßbarden
 * (?) † (?)

1648, 04.11. Das Handwerk des Häfners Ebert Wormser ist mit 50 fl, sein Brennofen mit 30 fl Jahresertrag eingeschrieben⁴³.

1650 Gewerbetreibende: Häfner Eberhard Wormbser⁴⁴.

Urs 23
Wormbster, Daniel (jun.)
 Häfnermeister in Oberursel
 * (?) † Oberursel 1707, 22.02.
 Vater: (?)
 Ⓞ (1. Ehe)
 mit Anna Margaretha
 * 1657 (?) † Oberursel 1697, 23.05.
 Ⓞ (2. Ehe) Oberursel 1698, 12.05. (Trauzeug: Daniel W. sen.)
 mit Anna Elisabeth Schwartz
 * Fritzlar 1675 (?) † Oberursel 1742, 10.10.

1683, als Daniel Wormser im Holzweg einen Brennofen bauen wollte, beschwerten sich die Vorstädter und verlangten Kautio...⁴⁵

1707, 05.04. „Daniel Worsers seel. hinderlassene Kinder Vormundern schlagen vor, daß hero hofraith, worahn die Kinder erster und letzter Ehe participiren, möge außgebotten und verkaufft werden, die Wittib und wumondere der Kinder letzter Ehe hingegen waren der meinung, daß der wittib und pupillen, dero ein drittel von dem hauß aufenthalt möge conservirt werden; weilen dafür gehalten würdt, daß die hofraith, so ohne dem Eng durch die Abtheilung nit so wohl anzubringen seyn würdte und dann die gantze hofraith weder wittib noch Kinder behaupten können, alß ist resolvirt, daß hauß gastias mit hoch obrigkeiths consens plus offerenti zu verkauffen und den Kindern erster ehe ihre portion darahn gegen Pension außzulohnen, mit der Kinder Ehe Erbportion wäre alsßdann Ihnen und der wittib anderwerts under zu helfen, worzu den Vormundern ein extractus Prothocolli umb deßfalls bey hochlöbl. Oberambt pro Consensu einzukommen verwilliget worden“⁴⁶.

Urs 24
Wormbser, Johannes Daniel
 Häfner in Oberursel („figulus“)
 * Oberursel (?) † (?)
 Vater: Daniel Wormbser (= Urs 23)
 Ⓞ Oberursel 1704, 14.01.
 mit Anna Margaretha Cofi
 * Oberursel (?) † (?)

1719 unterzeichnet er ein Gesuch um Errichtung einer Zunftordnung⁴⁷.

Urs 25
Wormbser, Johann Jacobus
 Häfner in Oberursel („figulus“)

Kostenlose Leseprobe

* Oberursel 1668, 12.02. † Oberursel 1716, 10.04.
 Vater: Daniel Wörmbser (= Urs 23)
 ☉ Oberursel 1701, 05.09.
 mit Anna Elisabeth Baltes
 * (?) † Oberursel 1744, 29.03.

Urs 26
Zoelle, Paul
 Häfner in Oberursel (Obergasse 13)
 * Erzizingen 1815, 14.01. †(?)
 (= 7895 Klettgau)
 Vater: Georg Joseph Zoelle
 ☉ Oberursel 1848, 14.05.
 mit Eva Westenburger
 * Oberursel 1822, 11.02. † Oberursel 1874, 08.08.

1848, 08.04. Aufnahme als Ortsbürger⁴⁸.
 1869, 01.02. Erwerb eines zweistöckigen Wohnhauses mit Hofraum gelegen ober der Kirche neben Constantin Kessler und der Straße durch Adjudication⁴⁹. Heutige Bezeichnung: Obergasse 13.

Die grafische Darstellung der überlieferten Töpfernamen mit ihren Lebensdaten macht deutlich, wie im Laufe von 300 Jahren das Handwerk im wesentlichen in den Händen von vier Familien gelegen hat.

Die mit ihren Lebensdaten sehr spärlich überlieferte Familie Umbart, deren exakte Verwandtschaftsverhältnisse nur erahnt werden können, stellt in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts „die Töpfer“ in Oberursel.

Die mindestens in drei Generationen vertretene Familie Wormser folgt in der zweiten Jahrhunderthälfte. In der Zeit zwischen 1700 und 1750 erlebt das Handwerk in Oberursel zweifelsfrei eine Blütezeit.

Die Familie Schläffer mit mindestens sechs gleichzeitig arbeitenden Familienangehörigen scheint danach eine beherrschende Stellung einzunehmen. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts

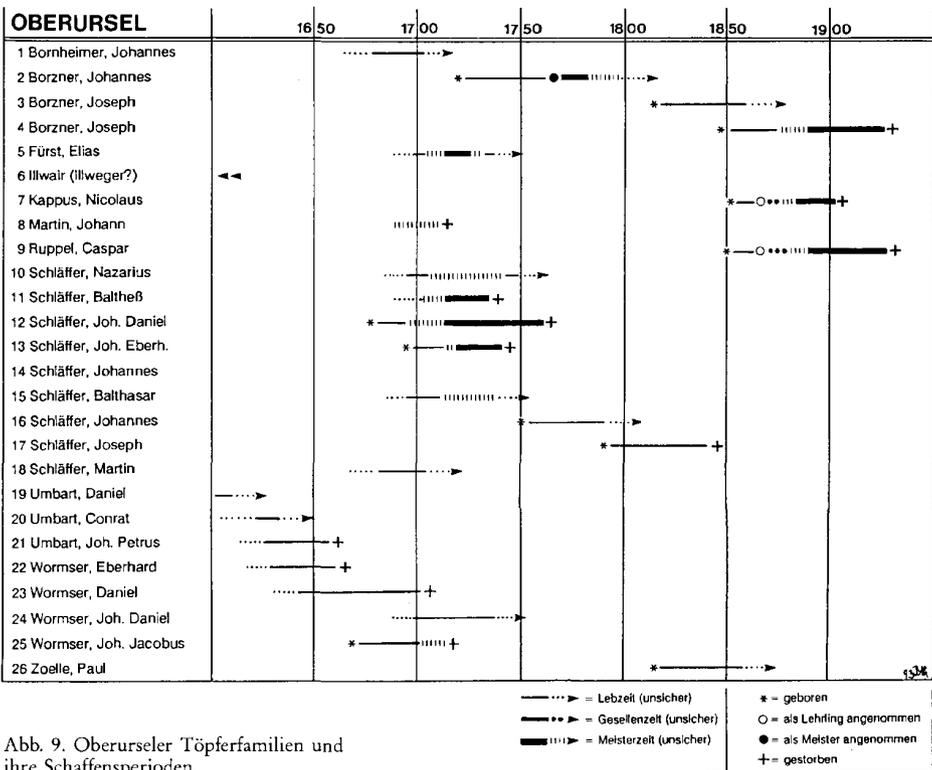


Abb. 9. Oberurseler Töpferfamilien und ihre Schaffensperioden.

sind dann noch zwei bis drei Handwerker gleichzeitig in Oberursel vertreten. Die Familie Schläffer wird in dieser Zeit von Angehörigen der Familie Borzner, die dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch durch Heirat miteinander in Verbindung treten, abgelöst. Die Borzners halten das Handwerk mit jeweils einem Vertreter aufrecht. Im letzten Drittel des Jahrhunderts erlebt das Töpferhandwerk mit drei gleichzeitig Tätigen noch einmal einen geringen Auftrieb. Das erste Drittel des 20. Jahrhunderts bedeutete dann jedoch mit der letzten Borzner-Werkstatt das endgültige Aus. Eine nicht ganz unbedeutende Handwerkertradition für Oberursel war damit zu Ende gegangen.

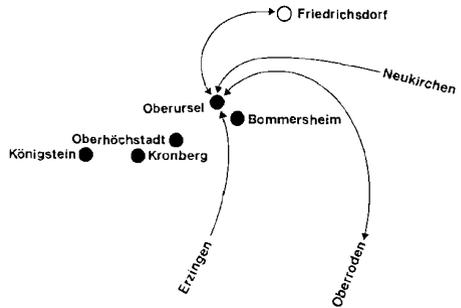


Abb. 8. Wanderungsbewegungen Oberurseler Töpfer.

Töpfer:	Zuzug von:	Wegzug nach:
Fürst, Elias	Oberrodern	
Kappus, Nicolaus	1867 Friedrichsdorf	1865 Friedrichsdorf
Martin, Johann	1706 Neukirchen/Ofr.	
Ruppel, Caspar	1867 Friedrichsdorf	1865 Friedrichsdorf
Schläffer, Martin		Oberrodern
Zoelle, Paul	1848 Erzingen/Baden	

Wanderungsbewegungen der Töpfer

Die Wanderungsbewegungen der Oberurseler Töpfer halten sich in bescheidenen Grenzen. Von den 26 bekannt gewordenen Meistern sind drei von außerhalb zugewandert. Vermutlich kamen sie als wandernde Gesellen hierher. Die Heirat mit einheimischen Frauen veranlasste sie zum Verbleiben. Ein Oberurseler Töpfer war um 1719 in Oberrodern tätig („figuli quondam in oberrode“).

Zwei Personen sind zeitweise zur Absolvierung ihrer Lehre im benachbarten Friedrichsdorf nachweisbar⁵⁰. Zu dieser Zeit (1865) existierte in Oberursel nur ein einziger Töpfer⁵¹, während in Friedrichsdorf der aus Oberrodern stammende Töpfermeister Martin Beckmann als Lehrmeister offenbar einen guten Ruf genoß. Ein ausgesprochener Austausch mit anderen Töpferorten kann nicht nachgewiesen werden. Die große Ähnlichkeit Oberurseler Erzeugnisse aus der zweiten Hälfte des 19. Jhs. mit der Rodgauer Ware ist möglicherweise dem Einfluß des oben genannten Martin Beckmann zuzuschreiben.

Tonvorkommen

Über Tonvorkommen, die von den Häfnern in Oberursel genutzt worden sind, gibt es so gut wie keine Nachrichten. Auch die Zunftordnung von 1722 bzw. der Entwurf dazu von 1719 geben keine konkreten Hinweise. 1719 wird lediglich geregelt, daß es ausschließlich den Zunftgenossen gestattet sei, „Häfner Erdt“ zu graben⁵². 1722 ist von „ausgegrabene Erd auß der Lettgruben“ die Rede, die keinem gestattet sei ohne dessen Wissen abzufahren⁵³. Aus dieser Formulierung heraus auf die Existenz einer gemeinsam genutzten Grube schließen zu wollen, wäre dennoch sehr gewagt. Wo eine solche bestanden haben könnte, ist noch weniger überliefert. Der Töpfer Nicolaus Kappus (= Urs 7) holte seinen Ton aus einer Grube an der Gemeindegrenze zwischen Stierstadt und Oberursel⁵⁴. Der letzte Oberurseler Töpfer Joseph Borzner (Urs 4) „gewann den Ton auf eigenem Gelände, das etwas rechts vom heutigen Hallenbad lag. Hier standen nach 2–3 m Abraum ein magerer gelber und ein fetter weißer Ton an. Beide Sorten wurden gemischt und ergaben nach dem

Brand einen gelben, bisweilen rötlichen Scherben... Vor dem ersten Weltkrieg fing Borzner an, sich die Arbeit zu erleichtern, indem er sich Ton von Urberach kommen ließ⁵⁵.

Brennöfen

Die Töpfer von Oberursel benutzten für die Herstellung ihrer Waren mindestens seit dem 17. Jh. jeweils eigene Brennöfen. Ob die beiden 1591 erwähnten Öfen⁵⁶ gemeinschaftlich genutzt und unterhalten wurden, wie dies in der benachbarten Landgrafschaft Hessen-Homburg bis in das 19. Jh. üblich war⁵⁷, ist nicht bekannt. Am 4.11.1648 wird der Brennofen des Häfners Eberhard Wormbser (= Urs 22) mit 50 fl Jahresertrag eingeschrieben⁵⁸ und 1649 als gewerbliche Betriebswerkstätte nochmals erwähnt⁵⁹. Als Daniel Wormser (= Urs 23) 1683 im Holzweg einen Brennofen bauen wollte, beschwerten sich die Vorstädter und verlangten Kautio⁶⁰. 1735 befindet sich in der „Vormunds Rechnung über Einnahme und Außgab vor Johannes Martins (= Urs 8) verl. Kind...“ ein Hinweis über einen in der Erbmasse vorhandenen „Brennofen mit zu gehörigem platz“⁶¹.

1822 befindet sich ein Brennofen im Besitz der Witwe des Häfnermeisters Johann Schläfer (= Urs 16). Seine Abmessungen werden mit 34' lang und 15' tief angegeben. Er stand auf einem Grundstück in der Vorstadt(?)⁶².

Der Häfnermeister Joseph Borzner (= Urs 3) erbaute im Jahr 1840 einen neuen Brennofen. Eine in Königstein ausgefertigte Protokollnotiz die „Concession zur Errichtung eines Brennofens betreffend“ hat sich erhalten: „...Es erschien heute Bittsteller und erklärte mit Beziehung auf das Concessionsdecret vom 12ten dieses (Monats), wonach die Concession an die Bedingung geknüpft ist, daß er seinen bisherigen, die Bildung einer Baulinie nach dem s.g. Schwitserbornweg bei Oberursel hindernden Brennofen, abreiß; – Er sey zur Eingehung dieser Bedingung bereit, bitte jedoch ihm zu gestatten, den alten Brennofen oder vielmehr das ihn deckende Gebäude, so lange stehen zu lassen, bis seine Wegräumung zum zwecke der Baulinie nöthig werde, worauf er solches ohne allen Anspruch auf Entschädigung zu machen thun wolle...“⁶³. Berücksichtigt man die verwandtschaftlichen Zusammenhänge zwischen den Familien Borzner und Schläffer, so ist womöglich der 1822 er-

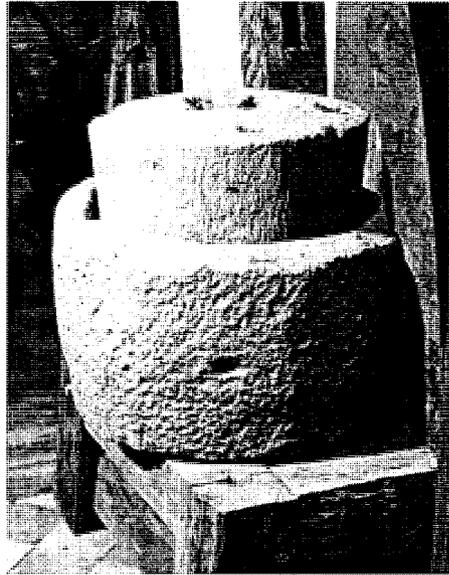


Abb. 11. Glasurmühle. Gefunden anlässlich der Notgrabung 1984 auf dem Gelände Vorstadt 24. Vortausmuseum.

wähnte Brennofen des verstorbenen Häfnermeisters Johannes Schläffer identisch mit dem Brennofen des Häfnermeisters Joseph Borzner, der 1840 beseitigt werden sollte. Vermutlich stand dieser Ofen auf dem Grundstück Vorstadt 24. Der von Joseph Borzner 1840 neu erbaute Ofen dürfte wiederum auf demselben Grundstück errichtet und bis 1930 von seinem Sohn Joseph (= Urs 4) genutzt worden sein.

Anlässlich einer Notgrabung im Jahr 1984 konnten neben den Steinen einer Glasurmühle sowie verschiedener Brennhilfen auch eine große Anzahl von Werkstattbruch geborgen werden⁶⁴. Der wissenschaftlich noch nicht ausgewertete Befund ist uneinheitlich und scheint die Vermutung, daß auf diesem Grundstück während mehrerer Generationen getöpft wurde, zu bestätigen.

Interessant scheinen in diesem Zusammenhang auch die verschiedenen Typen von Brennhilfen. Es gibt eine große Anzahl kleiner gedrehter Röhrchen, die wohl als Stapelhilfen im Ofen dienten. Als Zwischenlagen benutzte man eigens dafür auf der Drehscheibe hergestellte flache



Abb. 12. Gedrehte Brennhilfen. Notgrabung Vorstadt 24.

Tonplatten – sie sind an den auf einer Seite gut sichtbaren Abschneidefurchen zu erkennen – und Biberschwanzziegel. Der Nachweis, daß diese Ziegel im Brennofen benutzt wurden, wird durch darauf anhaftende Glasurreste geliefert. Nicolaus Kappus betrieb seit etwa 1880 in der Austraße 23 seine Töpferei. In einem Anbau an die Scheune befand sich ein großer und ein kleiner Brennofen, die beide noch bis etwa 1932 bestanden haben⁶⁵.

Leider gibt es zu allen archivalisch belegbaren Beispielen der Oberurseler Töpferbrennöfen weder genaue Beschreibungen, Baurisse noch sonstige Angaben zur Konstruktion. Es ist anzunehmen, daß es „liegende“ Öfen waren. Die 1822 bzw. 1848 erwähnten Größenangaben beziehen sich, da sie dem Kataster entnommen sind, auf die Gebäudeaußenmaße, nicht aber auf die darin befindlichen eigentlichen Öfen. Es ist festzustellen, daß die in den Innenstadtbereichen angesiedelten Töpfermeister, offenbar wegen der Feuersgefahr, hier keine Brennöfen unterhielten, sondern sie wohl im Außenbereich auf separaten Grundstücken erbauen mußten.

Erzeugnisse der Oberurseler Töpfer

Gefäße für den täglichen Gebrauch stellten sicher die Hauptmenge der Erzeugnisse der Oberurseler Töpfereien dar. Abgesehen von einer Reihe von Bodenfunden in der Altstadt, für deren Herkunft allerdings bislang keine eindeutigen Aussagen gemacht werden können, ist die Anzahl überkommener Gefäße mit gesicherter Zuordnung außerordentlich gering. Strengge-

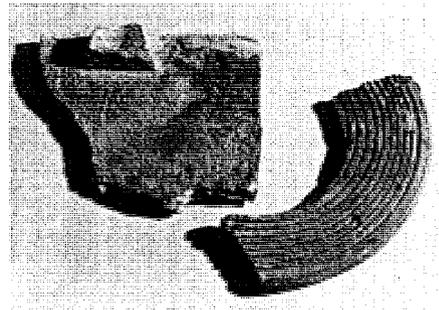


Abb. 13–14. Brennhilfen mit Glasurresten. Links ein Stück eines Biberschwanzziegels. Notgrabung Vorstadt 24.

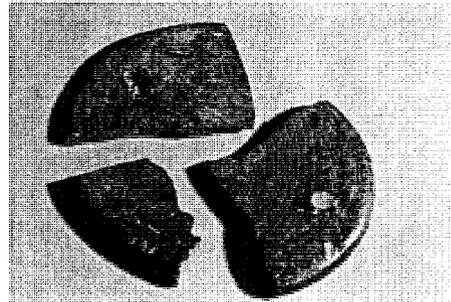


Abb. 15. Auf der Scheibe gedrehte und abgeschnittene Brennhilfe. Notgrabung Vorstadt 24.

nommen sind nur die Erzeugnisse des letzten Oberurseler Töpfers, Joseph Borzner, hinreichend bekannt. Aber auch hier handelt es sich ganz sicher nur um eine zufällige, durch die Erhaltungsumstände bedingte Auswahl.

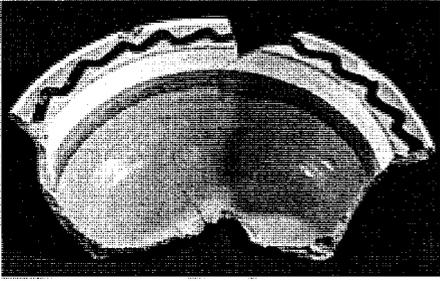


Abb. 16. Fragment einer tiefen Schüssel. Notgrabung Vorstadt 24.

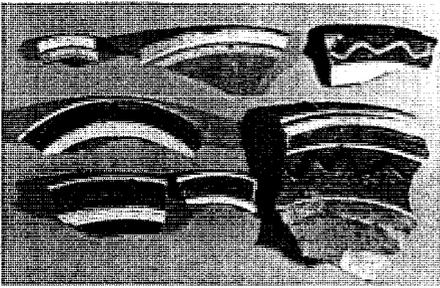


Abb. 17. Schüssel- und Tellerfragmente. Notgrabung Vorstadt 24.

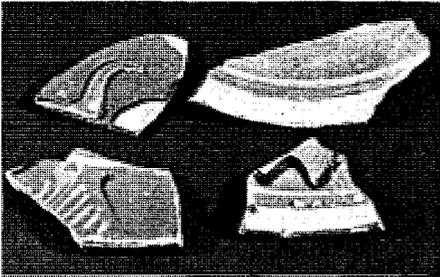


Abb. 18. Scherben mit Malhornverzierung. Notgrabung Vorstadt 24.

Bei der Mehrzahl der erhaltenen Gegenstände – besonders aus den Werkstätten Borzner und Kappus – handelt es sich um Kinderspielzeug (Puppengeschirre) und um keramische Sonderformen, die bisweilen wohl nur Unikate gewesen sein dürften.

Die Gebrauchsgeschirre erinnern in Form, Farbgebung und Bemalung an die etwa gleichzeitig entstandenen Produkte aus Rodgauer Werkstätten. Da Joseph Borzner der Konkurrenz der Rodgauer Töpfer, die einen hohen Prozentsatz ihrer Erzeugnisse in der nahen Wetterau absetzten, und der damals in Rodgauer Tradition arbeitenden Töpfern aus Homburg und Friedrichsdorf (Töpferfamilie Beckmann)⁶⁶ ausgesetzt war, ist eine Anpassung an deren Erzeugnisse nicht verwunderlich. Zum Rodgauer Töpferort Urberach hatte Borzner auch geschäftliche Beziehungen unterhalten, da er in der Spätzeit seiner Schaffensperiode den Ton aus den dortigen Tongruben bezogen hat⁶⁷.

Von allen übrigen Töpfereien, besonders denen des 18. und 19. Jahrhunderts, fehlen heute noch Funde aus Werkstattbruchgruben, die Aufschluß über ihre Erzeugnisse geben könnten.

K r ü g e

Aus der Borzner-Werkstatt hat sich ein schlanker hoher Milchkrug erhalten. Er ist nur im Innern glasiert. An dem relativ weit ausladenden Wulstrand setzt ein kurzer Bandhenkel an. Als äußerer Schmuck trägt der Krug unterhalb des Henkelansatzes einen, oberhalb zwei dunkle Engoberringe.

Entsprechende Krugformen kommen auch bei den auf dem Werkstattgelände in einer Notgrabung geborgenen Puppengeschirrfragmenten vor.

K a n n e n

Kaffeekannen in gerader oder gebauchter Form, mit einem Deckel versehen, sind aus der Werkstatt Kappus als Puppengeschirre überliefert. Von Borzner sind Teekannen mit Bügelhenkel bekannt. Es ist anzunehmen, daß diese Formen auch als Gebrauchsgeschirre Verwendung fanden.

K o c h t ö p f e

Bei den Kochtöpfen herrschen Doppelhenkeltöpfe und einhenkelige Töpfe mit Ausgußschnauze vor. Einfache Henkeltöpfe gibt es als flache „Rutscher“ oder als hohe, kannenähn-



Abb. 19. Milchkrug. Werkstatt Borzner. Privatbesitz.



Abb. 22. Zweihenkelige Kochtöpfe, innen glasiert. Werkstatt Borzner. Privatbesitz.



Abb. 23. Einhenkelige Kochtöpfe mit Ausgußschnauze. Werkstatt Borzner. Privatbesitz.



Abb. 20. Kannen (Puppengeschirr). Werkstatt Kapus. Privatbesitz.

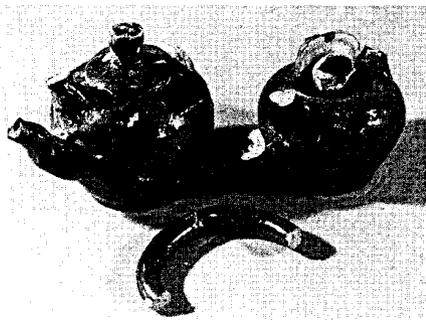


Abb. 21. Teekannen (Puppengeschirr). Werkstatt Borzner. Notgrabung Vorstadt 24.

liche Gefäße. Insgesamt erinnert gerade diese Gefäßform stark an Rodgauer Vorbilder. Die Töpfe wurden entweder nur innen oder auch innen und außen glasiert. Der Außenglasur wurde gelegentlich ein Farbstoff zugesetzt, der sie bräunlich oder grünlich schimmern läßt. Auch von dieser Gefäßform gibt es Beispiele, die für Puppengeschirre das Vorbild lieferten.

Schüsseln

Schüsseln finden sich als flache oder hohe Formen entweder mit schräg aufsteigenden, geradlinigen oder mit gewölbten Wandungen. Die Verzierung besteht aus ein- oder mehrfarbigen, mit dem Malhorn aufgetragenen Kreisringen und Wellenlinien. Gespritzte Dekore oder Tropfenziehmuster, die auch noch zusätzlich durch ruckweises Drehen auf der Töpferscheibe spiralgig ineinander zum Verlaufen gebracht werden konnten, ergänzen das Dekorationsspektrum zumindest bei den Erzeugnissen des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.

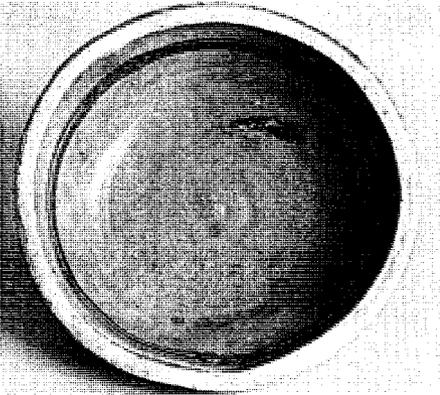


Abb. 24. Tiefe Schüssel. Werkstatt Borzner. Privatbesitz.

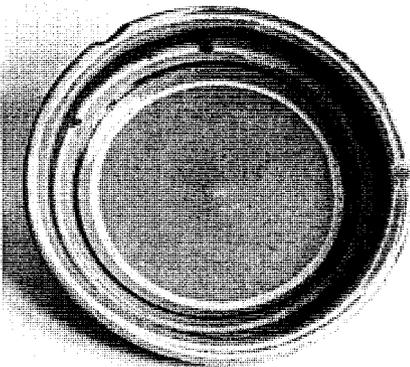


Abb. 25. Flache Schüssel. Werkstatt Borzner. Privatbesitz.

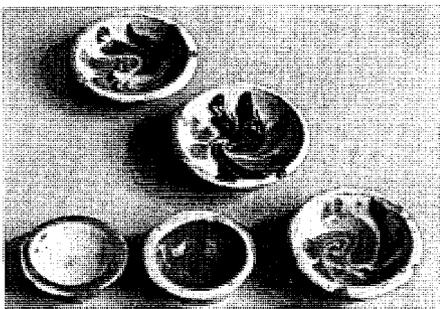


Abb. 25. Teller (Puppengeschirr) mit Flattermuster. Privatbesitz.

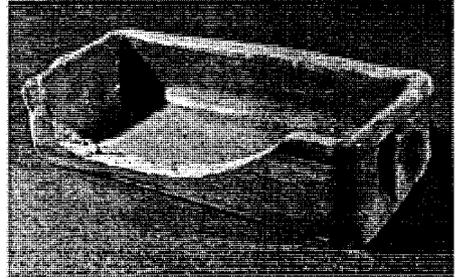


Abb. 27. Zweihenkelige Bratpfanne (Puppengeschirr). Notgrabung Vorstadt 24.

Glasur findet sich nur im Innern der Schüsseln. Sie ist in der Regel ohne eine vorherige Engobierung aufgebracht, ungefärbt und durchscheinend.

Auch nach dem Vorbild der Schüsseln wurden in Form und Farbgebung ähnliche Puppengeschirre gefertigt.

Backformen

Back- und Bratformen scheinen besonders in rechteckiger Ausführung hergestellt worden zu sein. Beispiele runder, gedrückter Napfkuchenformen unter den Puppengeschirren lassen auch hier auf Vorbilder im Bereich der Gebrauchsgesäße schließen.

Sonderformen

Beim Kinderspielzeug überwiegen verkleinerte Töpfe, Schüsseln und Teller aus dem Programm der Gebrauchsgeschirre. Ein Keramik-Kochherdchen hat sich aus der Werkstatt des Joseph Borzner erhalten.

Borzner war es auch, der durch die Formversuche des Malers Hans Thoma die Anregung zu plastisch gestalteten Wandtellern bekommen hat. Ein Christbaumständer wiederholt die Form eines damals beliebten aus Holz gefertigten „Weihnachtsgärtchens“ in keramischem Material. Das in einem zaunumfriedeten „Garten“ stehende Häuschen diente zur Aufnahme eines Tannenbäumchens.

Ein Mühlenmodell mit der Jahreszahl 1862 mit beweglichem Mühlrad ist nicht mit absoluter Sicherheit dem Joseph Borzner zuzuschreiben.

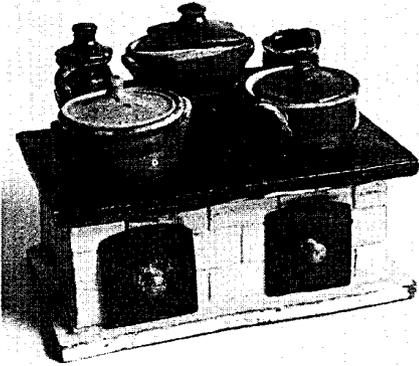


Abb. 28. Keramikherd für Puppenstube mit Puppengeschirr. Werkstatt Borznr. Privatbesitz.



Abb. 29. Wandteller. Joseph Borzner. Privatbesitz.

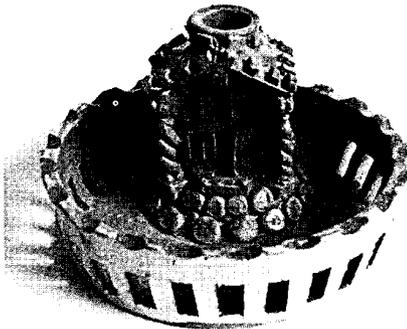


Abb. 30. Weihnachtsbaumständer aus Keramik. Joseph Borzner. Privatbesitz.

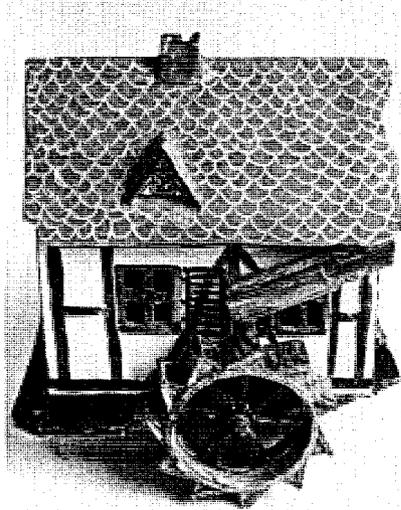


Abb. 31. Mühlenmodell aus Keramik mit drehbarem Wasserrad. Privatbesitz.



Abb. 32. Mühlenmodell aus Keramik. Dated 1862. Privatbesitz.



Abb. 33. Tonfigur eines Topfverkäufers. Joseph Borzner. Um 1880. Ehemals Historisches Museum Frankfurt am Main, heute verschollen.

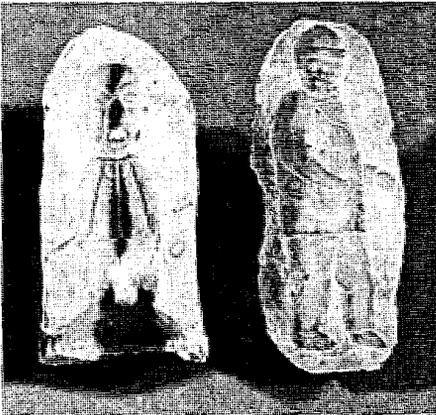


Abb. 34. Gipsformen für Spielfiguren. Werkstatt Borzner. Vortaunusmuseum.

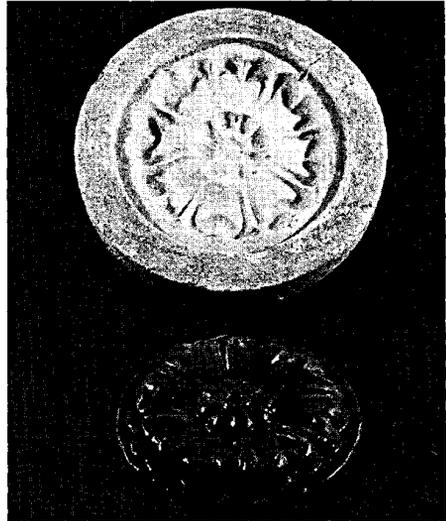


Abb. 35. Kaminrosetten und zugehörige Gipsform. Werkstatt Borzner. Vortaunusmuseum.

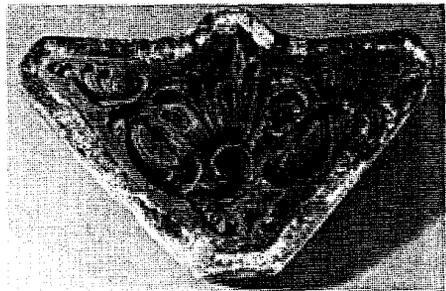


Abb. 36. Gipsform für Ofenkeramik. Werkstatt Borzner. Vortaunusmuseum.

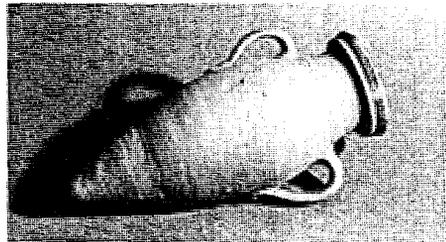


Abb. 37. Grabsteckvase, innen braun glasiert. Werkstatt Borzner. Vortaunusmuseum.

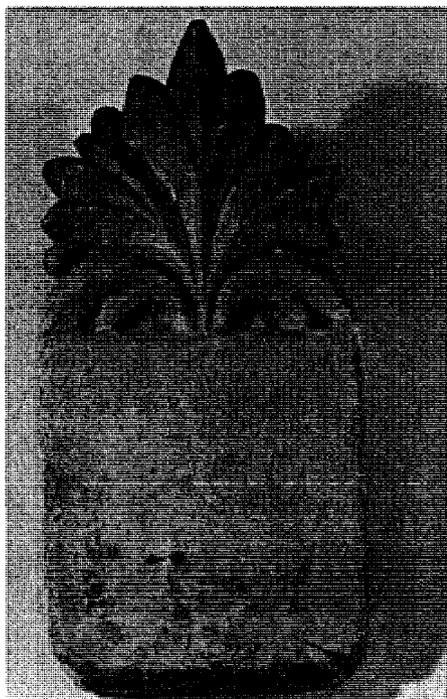


Abb. 38. Rabattenziegel mit Akanthusverzierung. Werkstatt Borzner. Vortaunusmuseum.

Aus erhaltenen Gipsformen der Borzner-Werkstatt zu schließen wurde auch Ofenkeramik, wie z.B. verzierte Verschlussdeckel für Ofenrohrfütter oder Kachelofengesimse hergestellt.

Eine unüberschaubare Anzahl von Gipsformen für Spielzeugfiguren haben sich in den dem Vortaunusmuseum übergebenen Werkstattrelikten des Joseph Borzner erhalten.

Eine Besonderheit stellen Rabattenziegel mit einer Akanthusblattbekrönung dar. Sie fanden wohl vornehmlich als Grabeinfassungen Verwendung. In den Bereichen der sepulkralen Nutzung fallen auch unten spitz zulaufende Vasen, die man zur Aufnahme von Blumensträußen in die Erde der Grabstätten drücken konnte.

Das Meisterstück

Art, Form und Größe eines Meisterstückes wurde üblicherweise in der Zunftordnung festgelegt und die Herstellung desselben durch dazu von der Zunft beauftragte Meister überwacht. Sowohl im Entwurf zur Zunftordnung von 1719 als auch in der Ordnung von 1722 wurden drei Werkstücke verlangt: einen „gekräselten hafnen von 3 viertel“, eine „bratpfan“ sowie einen „gevierten ofen“.

Auf den ersten Blick ist es schwierig, den hinter dieser Aufteilung in drei verschiedene Werkstücke steckenden Sinn zu ergründen, zumal außer der Bratpfanne zunächst Form und Aussehen der anderen beiden Stücke nicht so ohne weiteres aus den altertümlich klingenden Bezeichnungen zu erschließen sind. Zunächst kann festgestellt werden, daß die Beschreibung des Meisterstückes in der dem Zunftordnungsentwurf von 1719 zur Vorlage dienenden „Renovirten Haffener Ordnung 1631 et 1666“ aus Dieburg bereits wörtlich enthalten ist: „Einen gegreselten Haffen von dreyen Vierteln, ein Bratpfann und einen gevierten Ofen“⁶⁸. Aber auch diese Formulierung hat bereits ein Vorbild in deren Vorläufer, der „Häfnerordnung zu Aschaffenburg, Klingenberg, Röllfeld, Wörth, Dieburg und Oberroden vom 6. März 1593“⁶⁹. Hier wurde als Meisterstück gefordert, „...einen gegreselten Haffen von drey Viertel, item ein Bratpfann und einen gefurten ofen...“ zu machen.

Versucht man die Bedeutung „gegroselter“, „gegreselter“ oder „gekräselter“ Hafnen zu hinterfragen, so ergeben sich zwei Erklärungslinien. Zum einen steckt das Wort „kraus“ oder „gekräuselt“ im Sinne von „ins Runde gekrümmt“ darin. So könnte auch das im Hessischen gekannte Wort „Krause“ für einen breitbauchigen Krug, Napf oder Tigel durchaus mit „kraus“ in der Bedeutung „drehend“ zusammenhängen⁷⁰. Ein weiterer Erklärungsversuch könnte über die ältere Schreibweise von „Kreusel“ für „Kreisel“ zu „kräuseln“ und „kreiseln“ = „wie ein Kreisel drehen“, führen⁷¹. Bei einem „gekräuselten hafnen“ handelt es sich also um einen – auf der Drehscheibe – „gedrehten“ Hafnen. Die Angabe „drei viertel“ bezieht sich dabei auf dessen Höhe, die auf drei viertel Elle festgelegt wurde. Dieses Grundmaß eines Gefäßes, das sich gerade

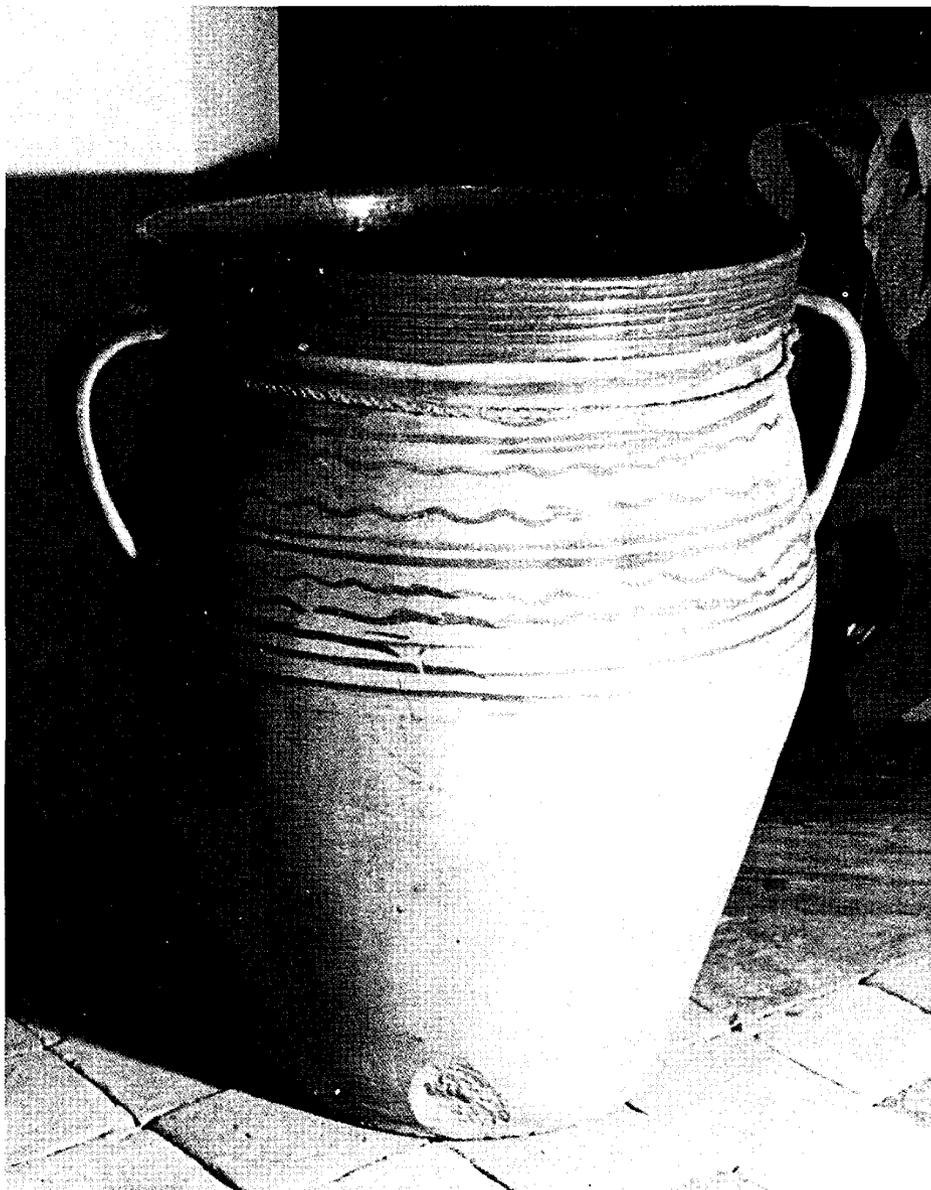


Abb. 39. Sogenanntes Meisterstück. Datiert 1764. H 67 cm, BD 30 cm, ÖD 47 cm. Nachlaß Borzner. Vortauuseumuseum.

noch bequem und ohne besondere Hilfsmittel mit dem Unterarm (3/4 Elle) auf der Scheibe aufdrehen läßt, ergab wohl eine in jeder Beziehung für die Handhabung ideale Topfgröße.

Mit den beiden übrigen Werkstücken, der Bratpfanne und dem „gevierten“, d.h. viereckigen Kachelofen, ergibt sich ein äußerst sinnvoller Zusammenhang. Mit diesen drei Werkstücken hatte man zugleich die drei Haupttechniken, die ein Töpfer beherrschen muß, erfaßt: das Drehen auf der Scheibe durch den „gekräselten hafen“, das freie Aufbauen durch das Formen einer Bratpfanne, die damals noch eine eckige Form hatte, und das Ausformen aus Modeln, wie es für die Kachelherstellung unabdingbar war, durch das Herstellen eines „gevierten Ofen“.

Im Vortanus-Museum hat sich ein großes Vorratsgefäß erhalten. Es ist wohl mit der „Stiftung Borzner“ in den Besitz des Museums gelangt und wird hier als „Meisterstück“ bezeichnet (Inv.Nr. 0/554). Auf der Außenwand trägt das Gefäß die heute nur noch schwach lesbare Jahreszahl 1764. Sollte sich die Jahreszahl auf das Jahr der Meisterwerdung beziehen, so können dafür lediglich Häfnermeister aus der Familie Borzner oder der Familie Schläffer in Frage kommen. Johannes Borzner (= Urs 2) wäre dann allerdings bereits 45 Jahre alt gewesen, als er den Meistertitel erworben hätte. Das Stück selbst hätte sich dann über vier Generationen in der Familie erhalten.

Die ungewöhnliche Größe des Gefäßes deckt sich natürlich nicht mit den zuvor erwähnten Anforderungen aus der Zunftordnung für ein Meisterstück. Sollte die Überlieferung, daß es sich um ein Meisterstück handelt, überhaupt stimmen, so wäre das nur dadurch erklärlich, daß die Zunftordnung 1764 bereits nicht mehr oder – wie weiter oben erörtert – niemals in Kraft getreten ist. Daß ein besonderes Können oder Meisterschaft notwendig gewesen sein muß, um ein so groß dimensioniertes Gefäß zu drehen und dann auch fehlerfrei zu brennen, steht außer Zweifel. Der relativ gute Erhaltungszustand dieses schwer handhabbaren Gefäßes spricht dafür, daß es in den über 200 Jahren seiner Existenz wohl immer als etwas besonderes geachtet und daher auch nie richtig benutzt wurde.

Anhang

Entwurf für eine Zunftordnung für die Häfner zu Oberursel und Oberhöchstadt von 1719²

Litt.A.

Endwurf

Nach der in anno 1631 et 1666 von Churfürst Anselm Casimir Höchst seel.andenken ertheilten Häfnerordnung.

1.mo. Erstlich sezen ordnen und wollen wir daß so ein Stein Mez oder Mauerer auch dünger andere so daß Handwerk inhalt der ordnung nit redlich gelernet öfen auf zu sezen sich nit verstünden, und darüber betreffen würden, der solle 6 f zur straf erlegen und davon 4 unß und die übrige zwey aber dem handwerk gebühren sollen.

2. Mit weniger und zum andern da ein Kärger Häfner geschirr führte und deß handwerks nicht währe der solle nicht allein solches geschirr verlustigt, sondern auch gleichfalls 6 f straf als neml 2 theil unß und ein theil dem handwerk verfallen sein.

3. Solle hinfüro kein lediger gesell so daß handwerk zu treiben begehret aufgenommen werd Er habe dann zu vor die hier noch specificirte stück gemacht und sich dieser Ihnen betreffenden puncten und articuln confirmirt.

4. Wie auch dan viertens keiner es seye ein Inheimisch oder ein frembter in dieße Zunft aufgenommen werden solle. Er hab dan zu vor 2 Jahr lang vermög der alten ordnung daß Häfner handwerk bey einem Ehrlichen meister Erlernet und 3 Jahr gewandert, und daß ein frembter, welcher sich etwa ahn eine wittib oder Mstrs.tochter verehelichen wolte, derselbe soll, nach 3 obig wanders Jahren noch 2 Jahr an ein ander Einem meister dieser Zunft gearbeith haben und sollen diese lehrjung nach außweiß der landtordnung gehalten werden und zu dem geleich wo dieselbe keine Meisters Söhne wären, Ein Jahr 2u (Pfund) Wachs geben die Meister Söhn aber dessen entübrigt und befreyt bleiben.

5. Wolte dan zum fünften Einer oder mehr so auß gelernet und ... bestimfte der 3 Jahren gewandert, wo anderst werkstätten oder mit wittib

oder Mstrs. töchter bevor währe, Meister werden, so solle Ein jeder Er sey gleich Eines Mstrs. sohn oder Ein frembter abged. massen zum Mstr.stück noch Einen gekräselten hafnen von 3 viertel Item eine bratpfan und einen gevierten ofen solte aber Einer dieße Erstgemelte 3 Stück nit mach noch darmit vor den vieren verordneten Mstrn. bestehen können, der soll Ein halb jahr still stehen, auch vermög der landordnung Einen golt gülden zur straf zu Erlegen schuldig sein, davon 2 theil unß, und daß Eine drittel dem Handwerk verfallen soll, welches so oft solle wiederholt werd. biß Er mit dem Meisterstück bestehen wird, darneben auch allemahlen den vier Mstrn. die dieses besichtigen Ein Mahlzeit zu bezahlen schuldig sein. Es solle auch kein frembter angenommen werd Er verheurathe sich dan bevorstehendermassen Endweder an Eine Mstrs. wittib oder tochter, so noch Eine Werkstatt di in dieße zugelassen Zahl gehörig hab.

6. Es solle sich auch kein Mstr. gelüsten lassen sein geschirr den unterkäufern welche Es auß dem orth zu verkaufen tragen bey straf 4 f zu verkaufen.

7. Zum Siebenden, so Ein Mstr. Einen lehrjungen annehmen Müste oder würde, der solle wie vorgesehen 2 Jahr lang lernen, und vermög der alten ordnung 16 f zu lehrgeld gebe, davon 14 dem Mstr. und 2 f dem handwerk in die bruderschaft, so aber Einer auß unvermögheit daß lehrgeld nicht zu Erlegen hette, derselbe soll 4 Jahr lernen, und nichts destowenig 2 f der Bruderschaft zu Erlegen schuldig sein.

8. So auch Ein lehr jung ohn und zu vor die Lehrjahren zu End gelassen, ohne bewegliche Ursach vom Mstr. außstünde, der selbe soll obemelte 16 f Ein weg als der andern zu Erlegen schuldig, auch bis zu außgang der zwey lehrjahre das Handwerk zu treiben erlaubt sein.

9. Es solle auch kein Mstr. dies Handwerks vor sich selbst allein ohne vorwissen Ein oder mehr Meister keinen lehrjungen an Nehmen bey straf 2 f.

10. Wan ein frembter nach praestierung aller vorgemelten in die Hafener zunft aufgenommen wirdt, so solle derselbe 8 f der Bruderschaft Erlegen und daß meisterstück vor gehörter massen zu mach schuldig sein, der Meistersohn aber

solle der gem. 8 f entübriget sein und bleiben, hingeg. aber das Meisterstück so wohl als der frembte zu mach schuldig sein.

11. Fals auch einer oder mehr in Stätt oder flecken das Hafner geschirr fail hätte und des handwerks nit währen noch dasselbig redlich gelernet hetten, der solle nicht allein alles hafner geschirr verlustigt, sondern auch 6 f straf zu erlegen schuldig sein, davon muß 2 theill und dem handwerk 1 theil ... werden soll.

(13. articul 12 casirt, weyl alle märkte von denen sonntagen feiertagen auf die werktäg verlegt werden sollen)

12. In gleichem so Einer oder mehr in Stätten oder flecken vor mittag ehe der Gottes dienst verichtet sein geschirr zu verkaufen auslegt, der soll auch mit 6 f straf verfallen sein, auf maß als vorstehet.

13. Solle an Einem jedem Jahrmarkt der älteste Mstr. den jüngsten Mstr. dieseshandwerks zu sich nehmen, da sich aber ein solcher junger Mstr. oder wer sich dieses verweigern thäte, der soll Ein orthsgülden zur straf Erlegen, gem. alter Mstr. solle die geschirr besichtigen, befinde sich das Eine oder ander geschirr für guth nit Erkannt würde, solle der verbrecher obgem. maßen 4 f zur straf Erleg, und sein geschirr ohn verkauft wieder hinweg führen.

14. Und im fall sich befinden würde daß Einer dem ander sein geschirr heimblicher weiß abspannen und verführen thäte, Ein solcher solle 4 f straf Erlegen, welche gleich anderer strafen getheilt und verrechnet werden sollen.

15. Zu Einer solchen straf sollen beneben anderen der alten ordnung nach zwey meister auß der Zunft separatim Erwehlt werden.

16. Wie auch ein jeder Mstr. in diese Zunft alle tag mit geschirr failhaben mag.

17. Ferners da ein Mstr. seiner Mithandwerks genossen Einen strafbaher befinde, solches wüste, und nicht anzeigte, der soll 6 f straf Erlegen, und darmit gleich anderer Strafen verfahren würden.

18. Solle in gemeiner versamblung aller gottlästerung überflüssig zu treiben mit ungebührli-

chen reden, so wohl gegen die religion als sonsten alle Schmach und ohnehrlliche Händel bey straf 2f verboten sein, da sich aber Ein meister oder gesell hierin betreffen laßen würde, der soll obige straf ohnnachlässig Erlegen, und solche halb der Zunft für die Armen und übrige helfft zur Kirch oder sonsten gutfertig Stiftung gestiftet werden. Im fall aber der Frevel gar zu groß, so solle derselbe bey amt gleich andere amts verbrechung außgetragen werden.

19. Wan aber versamblung dem handwerk zum besten vorgenohmen und gehalten werden sollen die Mstr. allzeit schuldig sein waß verhandelt unseren ämbtern zu referiren.

20. Wofern auch ein frembter sein geschirr auf dem Markt nicht alle verkaufen könnte, so solle Er dasselbig wieder mit sich führen und nicht aufstellen, bey straf 3f.

21. Desgleichen sollen auch die frembte auf Jahr und Woch Märk länger nicht dan umb 12 Uhr fail haben, bey verlust des geschirrs.

22. Sollen sich alle Meister im umliegenden Ambtern in diese Zunft nit begeben oder nicht geduldet werden, ihr geschirr öffentlichen zu verkaufen bey übertretung solches, nicht allein Ihres geschirrs verlustigt sein, sondern auch mit genehmhaltung der beampten der gebühr nach abgestraft werden.

23. Und werden ander weitigen keine Eisen Knechte in unserm hohen Erzstift herkömlichen geduldet werden als solle keinem Meister und was Vorwand es auch immer seye, der gleich Eisenknecht gestattet, sondern also bald fort und ufgetrieben werden.

24. Solle kein Häfner Erdt Erlaubt sein frembten so nicht der Zunft einverleibt zu graben noch zu zu führen bey straf zu gestatten sondern darmit wie bishero gehalten und den Zunftgenossen ruhentlichen zu graben erlaubt sein.

25. Schließlichen sollen diesen unßer Gndgst Ertheilten Zunftordnung und articuln in allweg gehorsambst nach gelebt und gleich anderer Zünfte in unserem Erzstift den Zunftgenossen Erlaubt sein Ihr Zunftgeschilt, ofene Ladten und anders zu führen auch sich in dergleich und anderen fällen den übrig zünften conform zu ver-

halten, wobey sie von unseren Ober- und Unterbeampten Vestiglich manuteniret werden sollen, dessen zu verkünden und stetter Vesthaltung haben wir gegenwärtige ordnung darnach sich Ein jeder zurichten und selbstn . . . zu halten wissen wie mit unserem zu Endt aufgetrukten Secret Insiegel p.

Zunftordnung für die Häfner zu Oberursel und Oberhöchstadt von 1722⁷³

Wir Lotharius Frantz von Gottes Gnaden des Heil. Stuhls Zu Maintz Ertzbischoff des Heil. Röm. Reichs durch Germanien ErtzCantzler und Churfürst, Bischoff zu Bamberg, p. Urkunden und bekennen hiermit, demnach bey Unß die Meistere des Haffner Handwerks in unseren beyden respective Ober- und Ambt Königstein und Cronberg, auß allerhandt ahnggeführten motiven, absonderlich aber zu abhelfung der unterthanen bishero entstandenen Confusionen und Zankereyen, auch damit Sie ihre Kinder und andere zünftig lernen und dieselbe nach Ihrer Loßsprechung auf die Wanderschaft im Heil. Röm. Reich und sonsten gleich anderen Zünftigen gesellen ungehindert paßiert werden möchten, unterthänigst ahngesucht und inständigst gebetten, Sie gleich in anderen Unßeres Ertz Stifthum Ämbtern und Stätten beschehen, mit Einer Zunftordnung Zu begnädigen und zu privilegiren, Wir auch dieses ihr Unterthänigstes Bitten auß ahnggeführten und anderen Ursachen nicht unbillich befunden, daß solchem nach Wir denenselben in ihrem suchen auß besonderen Gnaden Willfahret, und Sie mit einer Zunft sambt der zugehörigen articuln und ordnung folgender masen hiermit und in Craft dieses privilegiret und autorisiret, darbey aber Unß außstrücklich reserviret und vorbehalten haben daß unß und unßeren Succesoren ahn Ertzstift solche ordnung nach gefallen zu mindern und zu mehren, auch befunden dingen nach, gar wieder aufzuheben und in allweg frey und bevorstehen solle. Undt zwar

1. Erstlich ordnen und wollen Wir, daß alle und iede ietzige Haffner Meistere in Unßerem respee Ober- und Ambt Königstein und Cronberg, welche bißhero alß Ehrlich ohntadelhafte Leuth pohsiret und das Handwerk getrieben,

auch ferner fortreiben wollen, in diese Zunft auf- und ahngnommen werden sollen, iedoch daß sie dasienige praestiren und leisten thun, wie hernach in neherem folgen wirdt.

2. Zum Zweiten, soll inskünftige keiner in diese Zunft auf- und ahngnommen werden, Er habe dan zuzorderst mit glaublichen briefen, oder doch sonsten ohnverwerflichen Zeugnuß beygebracht, daß Er von Ehrlichen Eltern geböhren, und das Haffner Handwerk drey Jahr Ehrlich und Zünftig erlernet, darauf Vermög der alten Ordnung drey Jahr gewandert, und sonsten biß dahin sich aller orthen wohl und redlich verhalten habe, auch da es ein frembder Welcher sich etwa ahn Eine Wittib oder Meisterstochter Verhelichen wolte, derselbe solle nach obigen dreyen WanderJahren, noch zwey Jahr ahneinander bey einem Meister dießer Zunft earbeitet haben. Da nun Zum

3. Dritten Ein oder mehr, so außgelernet, und die bestimbten drey Jahr gewandert /: Wo anderst Werkstätte oder mit Wittiben oder Meisters Tochter Vorhanden wären /: Meister werden wolten, dieselbe sollen sie seyn inheym- oder außländisch ehender Zum Handwerk nicht zugelassen werden, sie haben dann Zuvor das Meisterstück /: Welches sein solle Ein gekröselter Hafen Von drey Viertel, Ein bradtpfann und ein geVierter ofen, oder Wie es sonsten nach der Landsarth und gebrauch vorgeschrieben wird /: ohne mangel Verfertiget, darneben Er auch erlegen soll zwölf gülden, halb uns, und die andere Helft dem Handwerk zu Verrechnen, die Meisters Söhne aber, oder welche Eine Meisters Tochter oder Wittib heurathet, sollen nur halb so Viel als nembl. Sechs gulden entrichten, in gleicher Weiß, wie gemeldet zu Vertheilen, doch aber auch schuldig sein, das Vorbestimbt Meisterstück, daß es bewehrt seye, zu machen. Welcher aber Zum Vierten mit dem Meisterstück vor den Zweyen Verordneten Schaumeistern /: davon Einer auß unserem Oberamt Königstein, und der andere auß unserem Amt Cronberg seyn solle /: nicht bestehet, der soll ein halb Jahr still stehen, auch Vermög der Landtsordnung zwey gülden Zur straf erlegen, gehalten seyn, davon die Helft uns, und die andere helft dem Handwerk verfallen solle, welches so oft wiederhohlet soll werden, biß Er mit dem Meisterstück recht bestehen wird, Darneben auch alle mahl den Zwey Verordneten Schaumeistern

Eine Mahlzeit /: so iedoch sich höher nicht als Ein halber gulden auf die person belaufen solle /: zu bezahlen schuldig seyn, wie dann auch Zum

5. Fünften kein frembder, ohne Unßer oder Unßerer Nachgesetzten Regierung Special Concession ahngnommen werden solle, Er Verheurathe sich dan bevorstehender maßen Endweder ahn Eine Meisters wittib oder tochter, so noch eine Werkstatt, die in diese Zugelassene Zahl gehörig, habe; da nun Zum

6. Sechsten, Ein oder ander, so sich des Haffner Handwerks gebraucht, befinden würde, daß Er damit nicht redlich, wie es handwerks gewohnheit erfordert umgange auch sonst sich Unehrlich verhielte, derselbe soll /: außser Waß höhere Verbrechen belanget, wovon hier und Weiters folget /: Zur straf geben sechs gülden, Unß und dem Handwerk zu gleichen Theilen, wie dan in allen hiernach folgenden puncten unß und unserem Ertzstift die Helft von allen Zunftstrafen und gefallen iedesmahl soll entrichtet werden. Wann zum

7. Siebenden Ein Meister Einen Lehrjungen, der keines Meisters Sohn ist, annehmen will, soll Er vorher seine Ehrliche geburth einbringen, und bey denen Handwerks Meistern vor öffentlicher Laden aufgedingt werden, dabey Zwey bürgen stellen, die vor alle Untreue gut sein, auch bei dem Loßsprechen so wohl als bey dem aufdingen iedesmal Zwey gulden zur Handwerks laden, so dann iedem Zunft- oder Obermeister ein Kopfstück erlegen auch solle Zum

8. Achten Ein jeder Lehrjung, der das Handwerk lernen will, drey Jahr lang, wie oben gemeldet, bey seinem Meister in der Lehr stehen, sich treu und fleißig halten, und vermög der alten ordnung sechzehnen gülden zu Lehrgeld und Zwar auf Zeit und Zihl Wie man sich dießfalls vergleichen wird, erlegen, davon Vierzehn gülden dem Lehrmeister, die Zwey ander gülden aber zu nutzen des Handwerks und Ihrer Bruderschaft kommen sollen; der Meister hingegen schuldig sein, den Jungen also treulich zu unterrichten, und sonsten also zu halten daß es ihm und dem handwerk zu ruhm gereichen und keine Klage vorfallen möge; So aber ein lehrjung auß unvermögenheit das Lehrgeldt nicht geben könnte, so soll derselbe dargegen vier Jahr als

lehrung bey dem Meister stehen, nichtsdesto weniger aber obige zwey gulden dem handtwerk Zu nutzen, der bruderschaft Zu entrichten gehalten sein, Wegen der Meister söhne aber soll es Zum

9. Neunten also gehalten werden, daß da Ein Vatter ihn seinen sohn selber das Handtwerk lehren wolte, derselbe nur bey dem Loßsprechen in dem es bey diesen keiner aufdingung bedarf, zwey gülden, halb unß und die andere helft dem handwerk zu erlegen hette. So dann sollen Zum

10. Zehenden die Lehrjungen nach außweiß der Landsordnung, wo dieselbe keine Meisters söhne wären, gehalten seyn Zum geleucht und Ein Jahr Zwey Pfund Wachs Zum gebrauch der Bruderschaft zu geben, die Meisters söhne aber dessen erfreyet bleiben, wahn noch sonst ein Jung so außgelernt und loßgesprochen ist, seinen lehrbrief haben will soll der Jenige, der die Mittel hat, Ein . . . , Ein armer aber nur die halb-schied vor das Zunftsiegel erlegen. Und da

11. Zum Eilften sich zutrüge, daß ein Lehrjung, ehe und bevor die Lehrjahr zu End geloffen, ohne bewegliche Ursach Vom Meister außstünde, so soll derselbe obgelmte Sechzehn gülden Lehrgeldt einen Weeg als den anderen Vorbeschriebenen maßen zu erlegen schuldig sein, auch biß Zu außgang der drey Lehrjahren, es wäre gleich Einem oder anderem Meister das Handtwerk Zu treiben beraubt seyn, Welcher Meister nun Zum

12. Zwölfften auff die Mark keine gute Waar und Kaufmanns Wehrung bringen wird /: so Zur Erkantnuß der Schaumeistern stehen solle :/ der soll zur Straf verfallen sein, und alßbahlt Zween gülden Uns und dem Handtwerk wie obgemeldt, Zur helft erlegen, und da Einer sich nicht darzu bequemen wolte, soll die straf von Unserem iedes Orths beamtten von demselben außgebracht, wann aber außländische Meister dergleichen Jahr Marken in gndl. Unseren beide Ober- und Ämter Waaren, wie gebräuchlich hinweggenommen, und ahn statt der Straf halb für uns und halb für die Zunft zu geldt gemacht werden. Falls auch zum

13. DreyZehenden Einer oder mehr in Stätten oder Flecken das Haffner geschirr fayl hette,

und des handwerks nicht wäre, noch dasselbige redlich gelernet hette, der solle nicht allein alles Haffnergeschirrs Verlustiget sondern auch Sechs gülden straf zu erlegen schuldig seyn, davon Uns die helft, und die andere helft dem handwrk gerecht werden solle.

14. Zum VierZehenden sollen die frembde auf Jahr- und Wochen Märken länger nicht dan umb zwölf uhr fayl haben bey Verlust des geschirrs. Und so fern auch zum

15. Fünf Zehenden Ein frembder sein geschirr auf dem Mark nicht all Verkaufen könte, so soll Er daselbe wieder mit sich führen, und nicht aufstellen, bey straf drey gülden. Darneben soll Zum

16. Sech Zehenden auf allen Jahr Märken zwischen den Meistern und denen Ihrigen das abspannen der Kunden und Kaufleuthen mit Zurufen, oder sonst in alle weeg Verbotten seyn, bey straf zwey gülden.

17. Sieben Zehendens Soll auch kein Meister sein geschirr denen Unterkäufern, welche es auß dem orth zu verkaufen tragen, sich gelüsten laßen zu Verkaufen bey straf Vier gülden, hingegen mag Ein ieder Meister in dießer Zunft alle tag mit geschirr fayl haben, jedoch aber keinem erlaubt sein, außgenommen die Wochen- und Jahrmärk, sich des haufsirens Zu gebrauchen, und welcher darwider handeln wird, so Er inheimisch Zwey gülden, Ein außländischer aber Sechs gülden erlegen soll. Worbey auch noch dieses ferner Verordnet wird, daß ieder Meister nur in dem ambt und orth, worinnen Er angesessen, den Wochenmark mit seinem geschirr Zu halten befugt sein solle.

18. Zum Acht Zehenden soll keiner dem andern seine Knecht oder gesind heimlicher Weiß abspannen, oder Verführen bey straf Vier gülden, noch Einer dem anderen ohne dessen Vorwissen und bewilligung die außgegrabene Erd auß der Lettgruben wegführen, oder durch andere abführen lasen, bey straf Zwey gülden, wie dan auch keinem frembden, so nicht der Zunft ein Verleibt, Haffner Erd Zu graben noch Zu zuführen gestattet sein, bei Ebenmäßiger straf Zwey gülden, welche strafen gleich obigen anderen getheilte und verrechnet werden sollen. Ingleichen soll

19. Zum Neun Zehenden keiner dem andern seine arbeith Verachten, denselben hintergehen und sagen, ich will sie geringer machen, auch von der ofen arbeith nicht mehr alß gebräuchlich, fordern auch keiner seine Waare, dem andern Zum schaden umb halb geld hingeben.

20. Zum Zwanzigsten setzen und ordnen Wir, nicht daß so Ein Steinmetz, Maurer, Tüncher oder andere, so das handwerk nach inhalt der ordnung nicht redlich gelernet, öffen auf Zusetzen sich unterstünden, und darüber betroffen würden der soll sechs gulden zur Straf erlegen, und davon die helft Uns, die andere helft aber dem handwerk zu kommen; nicht weniger und Zum

21. Ein und Zwanzigsten da Ein Kärcher haffner geschirr führte, und des Handwerks nicht wäre, der soll nicht allein solches geschirr Verlustiget sondern auch gleichfalls in Sechs gülden straf halb Uns und halb den Handwerk verfallen seyn.

22. Zum Zwey und Zwanzigsten sollen alle haffner Meister in umbliegenden Ambtern so noch in keiner ordentlichen approbirten Zunft stehen, sich in dieße Zunft mit begeben, oder nicht geduldet werden, ihr geschirr in besagten Unsern Landen Ober- und Ambtern öffentlich zu verkaufen, bey übertretung solches, nicht allein ihres geschirrs Verlustiget, sondern auch mit genehmhaltung Unserer Beamten der gebühr nach abgestraft werden, und weilen

23. Zum Drey und Zwanzigsten anderwertig keine Eisenknecht in Unserm ErtzStift herkömmlich geduldet werden, alß soll keinem Meister unter was verwandtes auch immer seye, dergleichen Eisenknecht gestattet sondern alsbald uf und fortgetrieben werden. So viel nun

24. Zum Vier und Zwanzigsten die Verwahrung der Handwerkslade und Zunftarticuln ahnbelanget, da soll selbige in Unserem Stätggen OberÜrsel bey den Verordneten Ober- und Zunftmeistern verpleiben, woselbst die sambtliche Meister sich zu haltung Ihres Jahrestage bey Einem dasigen Schildt- oder Gasdthwirth ein hier zu bequemem Zimer außzusuchen wissen werden. Diesen Ihren Jahrtag sollen sie zum

25. Fünf und Zwanzigsten auf den tag des heyligen Sebastiani alß Ihren handwerks patronen,

wann Er aber einen freytag- Sambstag- oder Sonntag fallet, den nächsten Montag darnach halten, auf welchen alß dann die gesambte Meister zu erscheinen, und zu forderst Zu Ehren Gott des allerhöchsten, so dann Ihres Handwerks patronen, auch Vor die abgestorbener Einige Messen halten zu laßen, und sambtlich darbey Zum opfer Zu gehen schuldig – nicht weniger wann Ein Meister oder Meistersfrau auß dem Handwerk mit todt abgeheth, die Zunft genossen so nicht Zu weith entlegen, den todt zum grab zu begleithen Verbunden seyn, bey straf Zehen kreutzer, Welcher

26. Zum Sechs und Zwanzigsten bey dem Jahrtag entweder ohne genugsame erhebliche Ursach gar nicht erscheint, wann es auß unachtsamkeit oder Vergessenheit beschiehet, solle Zur straf Einen halben gülden erlegen, solte es aber auß Verachtung des Handwerks beschehen, alß dann solle dem oder denenselben gemelte straf verdoppelt werden, auch ieder Meister alle Viertel Jahr drey alb. Zur Zunftladen zu erlegen gehalten sein. Nach verrichtetem gottesdienst sollen

27. Zum Sieben und Zwanzigsten die gesambte Meistere in Ihrer nach dem alter habenden ordnung auf ihre Zunftstuben zurückgehen wan sie sambtlich ihren sitz genomen, alß dann diese Unßere ordnung zu iedermanns neheren Wissenschaft und zwar jedes Jahr ablesen lasen, dem bey dergleichen Zünften üblichen herkommen gemäß Neue Zunft- und Schaumeister erwehlen, dießer wegen aber in Unßeren beiden Ober- und Ämbtern Königstein und Cronberg eine gleichheit halten, der abgehenden Bruder- oder Zunftmeistern Rechnungen ordentlich abhören, den überbleibenden recess den Neuen Bruder Meister zu stellen, die biß dahin außgesetzte handwerks strittigkeiten untersuchen und außmachen, und sonsten das ienige berathschlagen und verordnen, was sie Zur Conservation ihres handwerks dennoch dem gemeinen wesen in besagten Unßeren beiden Ober- und Ämbtern undschädliche vor rathsamb und nöthig befinden werden. Und damit man

28. Zum Acht und Zwanzigsten umbso mehr versichert seye, daß bey solchen Ihren Zusammenkünften dem Publico Zum Nachtheil nichts attentirt oder vorgenommen werde, So wollen Wir, daß Unßer Schultheiß zu besagtem Ober-

Ursel solchem Jahrtag oder wann sonsten die gesambte oder doch die mehreste Meistere Zusammen kommen, von anfang biß Zum End beywohnen, und mit fleiß zusehen solle, damit ja dem gemeinen wesen Zum schaden und nachtheil Zumachen nichts vorgenommen werde, bey solchen ihren Zusammenkünften nun sollen Zum

29. Neun und Zwanzigsten keiner dem andern Vorgreifen, thuen, schwören, pfänden und schmähen oder den andern mit schimpflich undt ungeziemenden reden antasten, bey straf des handwerks, und soll Ein solcher ehender nicht angenommen werden, Er habe sich dan mit seinem gegentheil wiederumb Versöhnet; Wie dan auch

30. Zum Dreysigsten die meistere, wann sie beyssammen sindt, sich aller ungebührlichen reden so wohl gegen die religion als sonsten bey strafe zwey gulden enthalten sollen, da sich aber Ein Meister oder gesell hierinnen betreffen lassen würde, derselbe soll obige straf ohnnachlässig erlegen, und solche theils für die armen, theils zu Ehren des gottesdienstes gereicht, im fall aber der frevel gar zu groß wäre, so woll selbiger bey amt gleich andern dahingehörige Verbrechen angebracht und außgemachet werden. Des gleichen soll Zum

31. Ein und Dreysigsten bey solcher Zusammenkunft Ein Jeder Meister das ienige, so Er an einem oder an dem anderen dießer Ordnung halber etwas strafwürdig gefunden bey den pflichten und ayd damit Unß und Unßerem Ertzstift derselbe Zu gethan ist, treulich und ohne Partheylichkeit ahnzeigen und das geringste nicht Verschweigen Wan Zum

32. Zwey und Dreysigsten Ein Meister Ein gebott haben will, so soll selbiger wenn Er ein frembder Zwanzig alb., Ein Zunftgenosse aber nur Sechs albus erlegen, und der jüngste Meister das Handwerk, so oft es nöthig und erfordert wird, Zusammen zu rufen, und denselben auf zu warten schuldig – hingegen wann sie ein Zech miteinander haben, frey seyn und nichts darzu bezahlen dörfen.

33. Zum Drey und Dreysigsten soll auch ein gesell sich unterstehen, seinen Meister bey welchem Er arbeitet, oder in der Lehr gestanden in

dem Würtshauße oder Bierzechen außzurufen oder auf denselben zu schelden Wird Einer solche gestalt befunden, soll Er in Einem halben gulden straf verfallen seyn. Wann

34. Zum Vier und Dreysigsten Ein gesell untreu befunden, oder die hände kleben und mit nehmen würde, was nicht sein ist, derselbe soll nicht geduldet sondern der Obrigkeit ahngeZeiget werden.

35. Zum Fünf und Dreysigsten sollen die Jährlich einkommenden gulden es seyen straf oder buessen, auch andere Zunftgefall nicht verzehret sondern durch die Zunft oder einen anderen Haffner Meister, so ahm tauglichsten darzu befunden, und durch unßern beambte absonderlich verpflichtet werden, Eingesamblet in eine besondere Verschlossene Lade gelegt, und Verwahrt werden, wovon die helft Unßerer Rentmeisterey Zu Königstein alle Jahr nebst Verzinsung der über die Einnahm- und Außgaben geführten Rechnung, die andere helft aber dem handwerk oder Zunft ohne Klag überliefert werden, von welcher letzterer helft dann bey dem Jahrtag denen Meistern eine Mahlzeit mit einander Zuthun erlaubt sein, solche iedoch uf iede Persohn sich höher nicht als einen halben gulden erstrecken solle, bey straf Eines gulden vor ieden, so dargegen handeln möge, und der überrest Zu anderen des handwercks nothdurft angewendet werden solle. Letztlich und Zum

36. Sechs und Dreysigsten da auch Einer oder mehr befunden würden, welche sich dießer ordnung gar nicht bequemen, sondern derselben Widerstreben wolten, der oder dieselbe sollen des handwerks entsetzet und ihnen solches hinführo Zu treiben in keiner Weiß Verstattet werden, Er habe sich dann von Neuem wieder eingekauft, und Versicherung gethan, daß Er der ordnung gehorsamblich leben solle.

In allen anderen fällen, so über kurtz oder lang Vorkommen mögten, und dannach in dießer Unßer ertheilten Zunftordnung nicht specific exprimirt seind, sie betreffen gleich die Lehrjungen, die gesellen oder auch die Meister unter sich, oder das Handwerk selbst, welche obengemelte Haffnermeister Vor sich oder auch mit und beneben dem ihnen Zugeordneten beysitzer nicht erörtern oder Vergleichen könten, sollen sie Zu unßeren Oberbeambten ihren recurs nehmen, welche alsdann dieselben der Noth-

Kostenlose Leseprobe

durft nach Zu untersuchen, und der gebühr Zu erledigen und außZumachen wissen werden. Dießen allen Zu wahren urkundt haben Wir Unßer Cantzley Secret Insiegel diesem brieff Wissentlich ahnhangen laßen, sogeben undt geschehen in Unßerer Residenz Stadt Maintz den dritten Monatstag Februarij nach der gnadenreichen geburth Unßeres lieben Herrn und Seeligmachers Jesu Christi des Ein tausend, Siebenhundert und Ein und Zwanzigsten Jahres.

LS

Daß gegenwärtige Copia dem originali gleichlautend seye, attestire hiermit
 Ursell den 26. octobr. 1722
 C. B. Messer
 Statthbr daz

Copia Vormundsrechnung⁷⁴

Copia Vormunds Rechnung über Einnahm und Ausgaab vor
 Johannes Martins verl. Kind
 gehalten durch beede Vormunder
 Joh. Phil. Hoff und Jo'es Stehden
 Ursell den 12t. Marty
 1735

(Seite 2)

Ahn Kinder sindt noch bes Leben 6 benamt
 Joes Martin ... Soldat
 Maa Salome
 ... Christina
 Susanna
 Conrad
 Maa Elisabeth

(Seite 3)

Einnahmen	fl alb x
Von Jo'es Nagel, so das hauß mit zugehörigem platz und garthen p 141 fl kauft, zur ahngieft gefallen Vor 10 ruthen Krauthgarten, kauft Jacob Möglichß wittib	70 15
Aus einem verkauften Brand Erden geschirr	6 5
Auß verkauften übrigen effecten	10

lauth der von den Vormündern beygebrachten specification	25 9 2
Latus ex Sua	111 29 2

(Seite 4)

No. Ausgaab	fl alb x
1 Hrn. Pfaffern von beeder Eltern begräbnis und exequien ahn 3 fl übrige 1 fl nachgelassen und ob paupertatem geschenkt	2
2 Beeden Schulmeistern	2 3
3 dem Glöckner	1 3
4 den Trägern von beeden begräbnissen	2 10
5 dem Becker Daniel Schembarth vor Backlohn und hie...	4 8
6 dem Maurer Andreas bortzener vor Maurerarbeit ahn den Brennoffen	5
7 J. Christian Ferman restituirt sind defuneras bey ihme entlehnt	1
Latus	12 28

(Seite 5)

Cont. Ausgaab	fl alb x
8 dem Müller Kilian Filtzinger vor ein halb Mltr. mehl	1 20
9 dem Schreiner Caspar Kirdorff vor 2 Todesärck für die verstorbene	4 10
10 dem Jacob Zweyfel vor gelehnt geld	1
11 J. Niclaß Wörmbster vor Latt zu führen	22 4
12 Peter Beers wittib vor holtz fuhren	3 60
13 Catharina Schwartzin vor gelehnt geld in der Krankheit	1
Latus	11 28 4

(Seite 6)

Ausgaab	fl alb x
14 der Juden reuß vor gelehnt geld desgl.	20
15 J. Niclaß Schaber vor brennholtz	1

Kostenlose Leseprobe

16 dem Michel Ruland vor leinen dich zu weben	20
17 Albert Hoff für holtz	22
18 J. Jacob Möglichiß wittib vor obst	4
19 Kilian Filtzinger vor weiteres mehl so in vita parentum außge- borgt word.	4 25
Ibide Johann Niclaß Aumüller zu Bierstatt vor mehl	1
Latus	9 1

(Seite 7)

Außgaab	fl alb x
20 In den Hospital allhier ahn Ca- pital per Jo'es Nagel überneh- men und von diesem vorlegt worden	20
Rension hirvon	1 18 4
J. Jacob Jamin für Fleisch	8
Paul Schläfers fraw ahn Capital abgelegt	10
freuelter (?) vor Pension	20
den Kindern nach und nach zu ihrer Nothurfft geben	1 10
den Burgemstr. H.Eberth Wolf vor Herrn gelter	8
Eberth Burkarths wittib vor weinkauff zu der Kinder ahntheil	16
Latus	34 20 4

(Seite 8)

Außgaab	fl alb x
In den Frohnhof vor das Best- haupt und 6 Sterb- oder Erb- rechten welche der Käuffer ahn der ahngiefft zurückbehalten	8 16
Vor den Hausß Kauffbrieff	10
Item vor den Kauffbrieff über den Krauthgarthen	7 4
dem Sohn Jo'es wie Er von hier nach Maynz gangen, geben	1
den 2 döchter zu 2 paar Strümpff	20
dem Schuhmacher zu Homburg vor Schuhmacherarbeit	15
Latus	11 8 4

(Seite 9)

Außgaab	fl alb x
Phil. Hoff vor Schmid arbeit	20
Latus per fl	80 16 4
Sa. der Außgaab	fl alb x
hierzu kommen vor den auf ... zur helfft ob ...	15
dem Stattknecht	7 4
dem rathsdeputierten H. Jo'es Wolff vor beywohnung der verkaufen Effecten	15
ahn gerichtsgebühr von dieser rechnung	10 4
pro copia dieser Rechnung	10
Latus	83 14 4

(Seite 10)

Voriger Seiths gemelte Außgaab der 83 fl 14 alb
4 x gegen Einnahm verglichen, verbleiben die
Vormünder zu ... 28 fl 14 alb 6
hierüber befindet sich ein bett von schlechtem
werth so den vormündern zu verkauffen com-
mittiert worden
Item befindet sich vorrätthlich der Brennofen
mit zu gehörigem platz
Actum wie eingangs vermelt presentibus H.
Stattschultheissen und Jo'es Wolff des Raths
In fidem ... Messer ...

Literaturnachweis

Baeumerth, Angelika: Oberursel am Taunus – Eine Stadtgeschichte. Frankfurt am Main 1991 (= Baeumerth 1991)

Baeumerth, Karl: Töpfer und Ziegler in Hessen-Homburg. Usingen 1987 (= Baeumerth 1987)

Neuroth, Ferdinand: Geschichte der Stadt Oberursel. Oberursel 1955 (= Neuroth 1955)

Neuroth, Ferdinand: Das peinliche Halsgericht in Oberursel. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel 31 (1989) S. 35–43 (= Neuroth 1989)

Calmano, Ludwig: Oberurseler Familien vor einigen Jahrhunderten. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel 7 (1967) S. 3–5 (= Calmano 1967)

Reck, Hans-Hermann: Die Baugeschichte des Hospitals in Oberursel. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel 21 (1978) S. 19–31 (= Reck 1978)

Korf, August: Kurze Geschichte des Gewerbes und der Industrie sowie des Lokal-Gewerbevereins der Stadt Oberursel. Festschrift zur 50 jährigen Jubiläumsfeier des Lokal-Gewerbevereins Oberursel (1901) (= Korf 1901)

Spamer, Adolf: Vorbemerkungen zu einer Darstellung der hessischen Töpfer- und Zieglerkunst. In: Hessische Blätter für Volkskunde 32 (1933) S. 52–99 (= Spamer 1933)

Spamer, Adolf: Hessisches Volkskunst. Jena (1939) (= Spamer 1939)

Stolle, Walter: Volkstümliche Keramik aus Hessen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, dargestellt an Beispielen aus Mittel- und Südhessen. Kassel (1981) (= Stolle 1981)

Ochs-Halbig, Gertraude: Borznerns „Hafen“ inspirierte Hans Thoma. In: Taunus-Zeitung vom 31.5.1983 (= Ochs-Halbig 1983)

W., (?): Hans Thoma. Keramik im Symbolismus. Ausstellung von Kunstwerken und Häfnerware im Vortausnumuseum. In: Taunus-Zeitung vom 27.10.1981

Huth, Konrad: Wo schon Hans Thoma töpferte. Keramikmarkt zum 150. Geburtstag des Malers. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 205 (1989) S. 38 vom 5.9.1989

ot. (?): Irdenes Spielzeug aus Borznerns Häfnererei gezeigt. Sonderausstellung in der Hans Thoma Gedächtnisstätte. In: Taunus-Zeitung vom 1.2.1980

Quellennachweis

StAOU = Stadtarchiv Oberursel

HHStAWi = Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden

BStAWü = Bayerisches Staatsarchiv Würzburg

Kirchenbuch = Diözesanarchiv Limburg/Lahn

Abbildungsnachweis

Karl Baeumerth: 1, 4, 7–30, 32–37

Privatbesitz: 2, 3, 5

Spamer 1939: 31

Anmerkungen

- ¹ Spamer 1933, S. 60 und Spamer 1939, S. 79
- ² Korf 1901, S. 26, 35, 47, 63, 70, 99
- ³ Stolle 1981, S. 115–116
- ⁴ Eberhard Müller-Fries, Töpferei Blickfang, Acker-gasse 11 und Inge Laeuen, Usastraße 55
- ⁵ Quelle: Kreisverwaltung Bad Homburg v.d. Höhe (Hrsg.): Der Obertaunuskreis und seine Gemein-den 1867–1927. Düsseldorf 1927
- ⁶ Baeumerth 1991, S. 58 ff
- ⁷ Korf 1901, S. 26
- ⁸ HHStAWi 330, XVII, b, 6 Copia vidimata renovi-erte Häffner ordnung de Annis 1631 et 1666
- ⁹ Hermann Weber: Die privilegierte Häffnerzunft zu Aschaffenburg vom Jahre 1593 – Ein Beitrag zur Handwerks-geschichte am Untermain. In: Ernst Schneider (Hrsg.): Keramik am Untermain. Aschaffenburg 1964, S. 69–95
- ¹⁰ HHStAWi 330, XVII, b, 27 und HHStAWi 330, XVII, b, 6 (Entwurf zu diesem Schreiben)
- ¹¹ HHStAWi 330, XVII, b, 27, Blatt 10–22
- ¹² HHStAWi 230, 622 Aufhebung der Zunftverfas-sung, insbesondere die Einsendung der Zunftsiegel, Zunftartikel u.a. Urkunden, 1819
- ¹³ Baeumerth 1987, S. 39
- ¹⁴ StAOU XV, 35
- ¹⁵ HHStAWi 230, 377, No. 25
- ¹⁶ StAOU V, 10, Band 11a, S. 435
- ¹⁷ Stolle 1981, S. 115–116
- ¹⁸ Führer Vortaunus-Museum 1987
- ¹⁹ HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ²⁰ HHStAWi 330, III, b, 3
- ²¹ Neuroth 1989
- ²² Baeumerth 1987, S. 58
- ²³ StAOU V, 10, Bd. 14, S. 179
- ²⁴ StAOU V, 11, Bd. 1, S. 21, Nr. 38
- ²⁵ Brief von Karl Kappus, Kassel an den Verfasser vom 17.7.1991
- ²⁶ HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ²⁷ StAOU XIV, 15, Bl. 9–10
- ²⁸ StAOU XIV, 28
- ²⁹ Baeumerth 1987, S. 58
- ³⁰ StAOU V, 10, Bd. 20, S. 1 und StAOU V, 11, Bd. 1, S. 216
- ³¹ HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ³² HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ³³ HHStAWi 330, III, b, 3
- ³⁴ HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ³⁵ HHStAWi 330, III, b, 3
- ³⁶ HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ³⁷ HHStAWi 330, III, b, 3
- ³⁸ StAOU I, 3, Nr. 299
- ³⁹ HHStAWi 230, 377, Nr. 233
- ⁴⁰ StAOU I, 3, Nr. 310
- ⁴¹ Kirchenbuch
- ⁴² Korf 1902, S. 259; BStAWü Mainzer Urkunden Geistlicher Schrank 20/12 II
- ⁴³ Neuroth 1955, S. 196
- ⁴⁴ Neuroth 1955, S. 216
- ⁴⁵ Calmano 1967
- ⁴⁶ StAOU XIV, 25, Bl. 219–244
- ⁴⁷ HHStAWi 330, XVII, b, 6
- ⁴⁸ StAOU I, 4, Nr. 5
- ⁴⁹ StAOU V, 10, Bd. 10, S. 255 und StAOU V, 11, Bd. 1, S. 228, Nr. 408
- ⁵⁰ Baeumerth 1987, S. 73
- ⁵¹ Otto Sartorius: Nassauische Kunst- und Gewerbe-ausstellung in Wiesbaden 1863. Wiesbaden 1863
- ⁵² HHStAWi 330, XVII, b, 27: Entwurf für eine Zunftordnung für die Häffner zu Oberursel und Oberhöchstadt von 1719, Artikel 24
- ⁵³ HHStAWi 330, XVII, b, 27: Zunftordnung für die Häffner zu Oberursel und Oberhöchstadt von 1722, Artikel 18
- ⁵⁴ Brief von Karl Kappus an den Verfasser vom 17.7.1991
- ⁵⁵ Stolle 1981, S. 115–116
- ⁵⁶ Korf 1901, S. 26
- ⁵⁷ Baeumerth 1987, S. 84–99
- ⁵⁸ Neuroth 1955, S. 196
- ⁵⁹ Korf 1901, S. 35
- ⁶⁰ Calmano 1967
- ⁶¹ StAOU XIV, 28
- ⁶² Spezialkataster 1822 ff. Nr. 231
- ⁶³ StAOU XV, 35 Joseph Borznerns Gesuch um Con-cession zur Errichtung eines Brennofens 20.6.1840. Leider konnte die Flurbezeichnung „Schwitzer-bornweg“ bis heute nicht lokalisiert werden (Freund-liche Auskunft von Herrn Reinhard Michel).
- ⁶⁴ Frdl. Auskunft von Herrn Kurt Hollmann, Vortaun-us-Museum Oberursel. Die ausgegrabenen Ob-jekte befinden sich im Besitz des Vortaunus-Mu-seums.
- ⁶⁵ Brief von Karl Kappus an den Verfasser vom 17.7.1991
- ⁶⁶ Baeumerth 1987, S. 52
- ⁶⁷ Stolle 1981, S. 115–116. Die Tatsache, daß noch heute aus seinem Besitz eine Henkelflasche aus dem Jahr 1854 aus dem fränkischen Töpferort Ober-thulba existiert, läßt die Frage offen, ob er auch Ge-schäftsbeziehungen dorthin unterhalten hat.
- ⁶⁸ HHStAWi 330, XVII, b, 6 Renovierte Häffner Ord-nung 1631 et 1666, Artikel 5
- ⁶⁹ BStAWü MPol A Nr. 1924, Bl. 2–5; hier zitiert nach Hermann Weber: Die privilegierte Häffner-zunft zu Aschaffenburg vom Jahr 1593 ... In: Ernst Schneider: Keramik am Untermain. Aschaffenburg 1964, S. 85–95
- ⁷⁰ Fr. L. K. Weigand: Deutsches Wörterbuch. Gießen 1909
- ⁷¹ Hermann Paul: Deutsches Wörterbuch. Halle a.d. Saale 1921, S. 301
- ⁷² HHStAWi 330, XVII, b, 27
- ⁷³ HHStAWi 300, XVII, b, 27
- ⁷⁴ StAOU XIV, 28

Essen und Trinken im Hochtaunus – Aus der jüdischen Küche geplaudert

Von Wolfgang Z i n k

Die folgende Auflistung jiddischer Worte ist der älteste historische Beleg für den jüdischen Beitrag zu Essen und Trinken im Hochtaunuskreis.

Calmano/ Oberursel	Jiddische Aussprache ¹	Iwrit/ Neuhebräisch	Ableitung	Übersetzung () = lt.Calmano
1 kazuf	kázov	kazáv		Metzger
2 boser	bússor	basár		Fleisch
3 koscher	kúscheijr	kaschér		rituell erlaubt (recht, tauglich)
4 dräf	t'réjfu	terephá		rituell verboten (unrein)
5 acheln	áchl'en	achól		tüchtig essen (essen)
6 achelputz			aus: acheln + puriz/ polnischer Adliger = Mahlzeit e. Adlig, = schmuggeln, illegal hergest. Schnaps	Festmahlzeit (Speise)
7 picheln	péjkl'en			saufen, in sich hineinschütten (trinken)
8 matzen	mazojss	mazzóth		ungesäuertes Brot
9 schaskeln			aus: sch'ass = Zeit, Stunde oder schass = Kartenspiel	Zeit totschiagen, beim Kartenspiel verbringen (essen)
10 schaskel bajes	báj'ss	bájit	baj'ss = Haus	Kneipe, Wirtshaus (Wirtschaft)
11 schicker	schikojr	schikkór		betrunken
12 bezimem			Verballhornung aus: besári = fleischig + besamím = würzig, duft. aus 2) + 12)	Wurst
13 boser bezimem				Fleischwurst
14 benemajem bezimem			Verballhornung aus: béjn me'ájim = zwi- schen den Därmen	gefüllte Naturdarmwurst (Leberwurst)
15 dam bezimen	dám	dám	dam = Blut + 12)	Blutwurst
16 jajem	jájin	jájin	Synkrase aus: jajin = Wein + majím = Wasser	Schorle, Gespritzer (Getränk)
17 krips jajem			aus: kriojss = Reiß + 16)	Reißer, Rauscher (Apfelwein)
18 suruf	jájn ssuróf			„Brannt“wein, Spiritus, Schnaps
19 lere	léchem	léchem		Brot

Diese 19 Worte stammen nicht aus amtlichen Dokumenten, sondern sind die Reste der gängigen jüdischen Umgangssprache, des Jiddischen, die alten Oberurselern noch vertraut waren. Ab 1963 sammelte sie Ludwig Calmano vom lokalen Geschichtsverein und hielt sie im Herbst 1972 schriftlich fest. Insgesamt waren es 112 Wörter, von denen sich – wie wir sahen – 19, also rund 17% ausschließlich mit Essen und Trinken befassen. Hiervon sind wiederum 8 Wörter, also 42%, anderswo sogar unbekannt und nicht belegt² – eine kleine historische Sensation.

Im Überblick können folgende Beobachtungen festgehalten werden:

1. Die Sprache ist eindeutig – und trotz Verballhornungen erkennbar – jiddisch, bei den ab 1870 sich immer stärker „assimilierenden“ Oberurseler Juden als „ostjüdisch“ wie anderswo eher verpönt³. Dies läßt auf das hohe Alter der Ausdrücke schließen und weist auf eine Zeit vor 1800 hin.
2. Die Ausdrücke betreffen überwiegend (11 von 19 = 58%) das Metzgerei- und Wirtshausgewerbe. Dies entspricht jedoch der jüdischen Berufsstruktur vor allem zwischen 1690 und 1800 und dann erst wieder um 1925⁴.
3. Einerseits fallen die wichtigsten Wörter der jüdischen Küche, nämlich „koscher“ (3) und „dräif“ (4), andererseits kann zumindest eine Wurstsorte den religiösen jüdischen Speisevorschriften nicht entsprechen: die „dam bezimem“⁵, Blutwurst (15)⁵. Diese wurde entweder – der Beliebtheit wegen – eigens für nichtjüdische Kundschaft produziert oder der Hersteller war nicht orthodox⁶.

Aus Letzterem ist die Schlußfolgerung möglich, daß das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden zumindest beim Thema „Wurst“ recht unproblematisch war. Dies bestätigt auch eine kurze Notiz um 1890^{6a} des Oberurseler Heimatforschers Quirin, wenn dieser beschreibt, wie Nichtjuden an Ostern „Matzen“ (8) bekamen, für Juden um die Pessachzeit (= Passah) deren „Kochkröppen“ ausglühten, um das Geschirr für dieses 8 tägige Wallfahrtsfest im März/April kosher und frei von allem Gesäuerten zu machen⁷. Von derartigem deutsch-jüdischen Miteinander beim Essen und Trinken zeugt auch ein altes „Neues Kochbuch“, das in einer Grävenwiesbacher Familie in Gebrauch war und das seinen Anhang mit der Überschrift versieht⁸:

„...enthaltend die beliebtesten jüdischen Gerichte, für deren eigenthümlich pikanten Reiz auch die Zungen christlicher Gourmands eine große Vorliebe empfinden.“

In Oberursel hat – um ein weiteres Beispiel anzuführen – der christliche Bäcker Quirin für den orthodoxen Juden Lazar Herzfeld, lange Zeit Vorsteher der jüdischen Gemeinde, koscheres Gebäck gebacken⁹, das der Sohn Quirin „Datschen“ nennt. Dies gibt uns Gelegenheit, zwei jüdische Kochrezepte loszuwerden; zum einen das für die Leberwurst¹⁰, zum anderen das für die „Krapfen“, die gemeint waren¹¹:

Leberwurst

500 g Rinderleber
3 Eier
Salz
1 Teel. Pfeffer
Majoran
6 Eßl. Gänseschmalz
Kalbsdarm

1. Den koscheren, gewaschenen und gewendeten Darm waschen und abkratzen, bis er vollkommen sauber ist.
 2. Die über die Glut gezogene Leber durch den Fleischwolf drehen und mit den Eiern, 2 Eßl. Gänseschmalz, Salz, Pfeffer und Majoran verarbeiten.
 3. Die Füllung in den Kalbsdarm geben, und mit Zwirn in beliebig große Stücke abbinden.
 4. Die Wurst in erhitztem Gänseschmalz unter Zugabe von wenig Wasser braten.
-
-

Chanukka-Krapfen

4 Gläser Mehl
1 Päckchen Backpulver
1/2 Teel. Salz
2 Eier
1 Glas Zucker
1/2 Teel. Zimt
geriebene Zitronenschale
etwa 1 Glas Milch
2 Eßl. Öl
Konfitüre
Öl zum Ausbacken
Puderzucker

1. Mehl mit Backpulver und Salz mischen.
2. In eine Vertiefung die Eier geben und zusammen

mit Zucker, Zimt, Zitronenschale, Öl und Milch (*nach Bedarf*) einen Teig kneten.

3. Den Teig 1 Stunde an einem warmen Platz ruhen lassen.

4. Mit den Händen Bällchen formen. Ein Loch hineindrücken und Konfitüre hineingeben. Loch schließen.

5. Die Bällchen in heißem Öl etwa 10 Minuten ausbacken. Abtropfen lassen und mit Puderzucker bestreuen.

Diese Krapfen sind das traditionelle Gericht an Chanukka, dem Lichter- und Weihfest¹² im November/Dezember. Der feine Unterschied besteht dabei im Verhältnis zu den christlichen „Berlinern“ nicht nur in der Jahreszeit, sondern auch in der Verwendung von Backpulver statt Hefe. Im Februar/März, an Purim, das dem Karneval vergleichbare Losfest¹³, waren die „Lattkes“ traditionell üblich. Die wiederum erkennen Hessen als ihr „Nationalgericht“ Reibekuchen/Kartoffelpuffer wieder.

Diese Zusammenhänge von Essen und Trinken mit jüdischen Festen sind nicht zufällig. Jüdisches Essen und Trinken gewinnt seine besondere Bedeutung durch seine Anbindung an die Feiertage des jüdischen Kalenders¹⁴. Mit jedem Fest sind andere traditionelle Speisen verbunden, auch wenn diese sich in der aschkenasischen¹⁵ und sephardischen¹⁶ jüdischen Welt durchaus unterscheiden können. Im Hochtaunuskreis jedenfalls galten die Sitten und Bräuche des aschkenasischen Judentums – wie an der Sprache erkennbar – und damit auch dessen Küche. Wer sich deren Rezepte einmal genau betrachtet, der wird feststellen, daß es sich eigentlich um die „typische“ Küche armer Menschen handelt. Auch deshalb paßt der oben erwähnte „Anhang“ des Grävenwiesbacher Kochbuches, denn es will – wie das Titelblatt sagt, eine „gründliche Anweisung, einfache und feine Speisen mit möglichster Sparsamkeit zuzubereiten...“ geben. Daß eine solche Armenküche im Geschmack durchaus zur Delikatesse reifen kann, beweist nicht nur der bereits geübte Hinweis auf „christliche Gourmands“, sondern auch der berühmte „Gefilte Fisch“, ursprünglich aus vermahlener Fischresten hergestellt und speziell am Sederabend des Pessachfestes serviert¹⁷. Hier nun das traditionelle Rezept – in polnisch-jüdischer Variante¹⁸:

Warme Gefilte Fisch

für etwa 9 Bällchen

1 kg lebender Karpfen

1/4 Tasse Öl

3 grobgeschnittene Zwiebeln

1/2 Tasse Matzenmehl oder Semmelbrösel

3 Eier

Salz und Pfeffer (möglichst weißer Pfeffer)

ca 1/3 Tasse Wasser

1. Das Öl und die Zwiebeln in eine Pfanne geben und diese mit einem Deckel zudecken.

2. Auf sehr kleiner Flamme garen, so daß die Zwiebeln nicht goldgelb werden, sondern hell bleiben. Danach abkühlen lassen.

3. Den Karpfen säubern, ausnehmen und mit Wasser waschen. Mit Salz bestreuen und im Kühlschrank oder draußen einige Stunden oder die ganze Nacht stehen lassen.

4. Am nächsten Morgen die Fischgräten, die Flossen und den Kopf entfernen und die Haut abziehen. In Scheiben schneiden und diese durch den Fleischwolf drehen oder mit der Küchenmaschine zerkleinern. (*Man kann dies auch mit den Gräten machen. Die ganz Strengen, zu denen auch meine Großmutter, Gott hab sie selig, gehörte, entfernten die Gräten.*)

Die gare Zwiebel grob mitmahlen. Zu dieser Mischung das Matzenmehl oder die Semmelbrösel, 3 Eier, Salz und weißen Pfeffer hinzufügen.

5. Vermischen und langsam, unter ständigem Rühren, bis zu 1/3 Tasse Wasser, jedoch nicht mehr, hinzugeben.

6. Abschmecken, ob der Fisch genügend gewürzt ist, und etwa eine Viertelstunde ruhen lassen.

Die Soße

2 Tassen Wasser

2-3 Möhren

2 mittelgroße Zwiebeln

Salz und Pfeffer

1. Zur Zubereitung der Soße:

In einen Topf das Wasser, in Scheiben geschnittene Möhren und Zwiebeln, sowie Salz und Pfeffer hineingeben. Aufkochen und die Gräten und den Kopf hineingeben. Auf mittlerer Flamme ca. eine halbe Stunde kochen.

2. Nachdem der Kopf und die Gräten weich sind, kann man sie aus dem Topf nehmen oder auch drinnen lassen. Die Flamme vergrößern.

3. Aus dem Fischteig kleine Bällchen formen. (*Die Großmutter pflegte verschiedene Formen, Ellipsen, Rechtecke und Dreiecke zu bilden, und nicht nur einfache Bällchen.*)

Die Bällchen in den Kochtopf geben und zwischen- durch die Hände mit Wasser befeuchten, damit die Bällchen nicht kleben bleiben.

4. Die Flamme kleiner stellen und bei ganz leicht geöffnetem Deckel 2–3 Stunden garen lassen.
5. Die Flamme ausmachen, den Deckel abnehmen und abkühlen lassen. Die Fischbällchen herausnehmen und auf einer Platte oder in einer Schüssel schön anrichten. Auf jedes Bällchen eine Möhrenscheibe legen.
6. Die übriggebliebene Soße kann man noch eine weitere halbe Stunde kochen lassen, bis sie sehr dick geworden ist.

Überhaupt war Fisch, weil „parve“^{18a}, quantitativ das Zentrum jüdischen Tiergenusses. Fleisch blieb meist dem Schabath, den Festtagsessen vorbehalten. Insofern spricht hier das o.g. „Neue Kochbuch“, eine beredete Sprache, wenn sich 20 von 48 Eßrezepten, also fast 42%, der Fischzubereitung angenommen haben.

Neben der tiefen Verwurzelung in den Fest- und Feiertagen unterscheidet sich die jüdische Küche von der nichtjüdischen durch einen weiteren Grundsatz aus der Welt des Glaubens: der Trennung zwischen „koscher“ und „dräf“, wie die Oberurseler es nannten. Beide Fundamente zeigen zugleich, daß es eine andere „jüdische“ Küche als eine religiöse nicht gibt, ja daß die sich aus diesen Grundsätzen ergebenden praktischen Konsequenzen für das Kochen gerade das „Besondere“ dieser Küche ausmachen. Mit dem Thema „koscher“ ist nämlich das Verbot des Essens bestimmter Tiere verbunden, die spezielle Schlachtung und Untersuchung der erlaubten Tiere bis zur Zubereitung, die Trennung „milchiger“ und „fleischiger“ Speisen beim Aufbewahren, Kochvorgang, bis hin zu Geschirren und Bestecken¹⁹. Und da an dem bereits öfters genannten Pessachfest z.B. Besitz wie Essen von Gesäuertem untersagt ist²⁰, aber die wenigsten Juden im Hochtaunus es sich leisten konnten, jedes Jahr neue Haushaltsgeschirre zu kaufen, wurde diese in der Mikwe²¹ oder eben durch das für Oberursel geschilderte Ausglühen „gekaschert“, also kosher gemacht^{21a}. Selbst in den schlimmsten Verfolgungszeiten versuchten Juden, diesen Grundsätzen zu entspre-

chen. Ein Mitglied der Sozialistischen Arbeiter-Jugend weiß z.B. aus der Nazizeit um 1935 zu berichten: „...Als Ausfahrer habe ich heimlich Geschirr für das jüdische Geschäft Mainzer zum Judenheim am Gotischen Haus gebracht...“²². „Mainzer“ war das führende Bad Homburger Haushalt- und Eisenwarengeschäft²³, und das „Judenheim“ war zweifelndfrei das schon Mai 1938 gestürmte und verwüstete jüdische Gensungsheim der Von-Kann-Stiftung in Oberstedten, heute Reformhausakademie. Das erwähnte „Geschirr“ hatte keine anderen Zweck, als die Feier des Pessachfestes zu ermöglichen²⁴.

Noch zu Kaisers Zeiten war die strenge Einhaltung jüdischer Speisevorschriften wirtschaftlich eher ein Vor- als ein Nachteil, wie Annoncen erkennen lassen. Zum einen haben – wie auch im Hochtaunus heute noch immer wieder erzählt wird – viele Nichtjuden gerne „koschere“ Produkte gekauft, zum anderen konnte mit dem Etikett „Koscher“ oder „streng rituell“ besonders in den Kurorten weit über die Kreisgrenzen hinweg geworben werden. Es war eine Art „Qualitätsprädikat“.

Die prominentesten dieser „streng rituell“ geführten Kurhotels und Restaurants waren in Königstein z.B. das Hotel Cahn in der Klosterstr., das Restaurant Heß in der Hauptstr.²⁵,

Königstein/Taunus

Hotel-Restaurations
CAHN

Ecke Kloster- und Ulmburger-Straße

Telefon 71 Inh.: ADOLF HESS Telefon 71

Einziges jüdisches Hotel. Streng rituell unter Aufsicht der Ritualgesellschaft Frankfurt am Main

Eigene Schlächtereier

◀ Taunus-Zeitung 1898, Nr. 145

in Bad Homburg z.B. das Taunussanatorium Goldschmidt in Gonzenheim, das Sanatorium Rosenthal in der Kaiser-Friedrich-Promenade, die Kurpension „Weißes Haus“ am Schweden-

Bad Homburg v.d. Höhe

כשר
HOTEL-RESTAURANT
„BRAUNSCHWEIG“.

Inhaber **Raph. Klein.**
Telephon 15 **Louisenstrasse 72** Telephon 15
Alt bekanntes Haus ersten Ranges.
Erste Lage der Stadt, nächst des Bahnhofes, des Kur- und
Badehauses und der Mineralquellen.

Elegante Zimmer und Salons.

Grosse elegante Speise-Säle, Veranden und Garten. Bekann-
teste, streng rituelle Küche, auf Wunsch diätetische Küche,
vorzüglicher Keller.

Zimmer mit voller Verpflegung! ☒ ☒ ☒ ☒ ☒ ☒ ☒
☒ ☒ ☒ ☒ ☒ ☒ ☒ Gemeinsamer Mittagstisch 1 Uhr.



Kur-Pension „Weißes Haus“

Schwedenpfad 12 gegenüber dem Kurgarten Telephon 938

Haus ersten Ranges / Das ganze Jahr geöffnet

la. Wiener Küche כשר Restaurant

Unter Aufsicht des ehrenwerten Herrn Rabbiner Dr. Winter.

Inhaber: H. Strauch



pfad²⁶ und vor allem das **Hotel Braunschweig** in der Louisenstr.²⁷ Im Luftkurort Schmitten war das streng rituelle **Hotel Strauß** durch seinen eigenen Betraum, eine Privatsynagoge für jüdische Kurgäste, sommers sogar Ort regelmäßiger G'ttesdienste²⁸. In Bad Homburg standen die Bemühungen um streng rituell geführte Häuser auch in Zusammenhang mit den religiösen Auseinandersetzungen in der Gemeinde zwischen der „Reformbewegung“ und „Neorthodoxie“ seit 1850²⁹. Insofern setzte der Frankfurter „Verein zur Förderung ritueller Speisehäuser“ ein Zeichen, als er 1926 in Bad Homburg tagte³⁰. Eine besondere Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang die jüdische Lebkuchenfabrik Lilie & Com. aus Bad Homburg, da sie ein Produkt traditioneller jüdischer Küche zum Verkaufsschlager machte: den „Honiglejkuch“, wie der Honigkuchen in Jiddisch

heißt. Das „klassische“ Kuchenrezept sieht heute noch so aus³¹:

Lekach – Lekuch – Lejkech (*Honigkuchen*)

500g Mehl
500g Zucker
4 Eßl. Honig
1/10l Öl
4 Eier
1 Teel. Natron
1 Handvoll Rosinen
1 Handvoll Nüsse

1. Den Zucker karamelisieren. Darauf achten, daß er nicht anbrennt.
2. Mit Honig und Öl gut verrühren und das Mehl einrühren. Dann die Eigelb, Natron und die gewaschenen und eingeweichten Rosinen zufügen und zum Schluß das Steifgeschlagene Eiweiß vorsichtig unterziehen.
3. Den Teig auf ein gut eingeöltes Blech streichen, obenauf mit grobgehackten Nüssen bestreuen und bei schwacher Hitze goldgelb backen.

In Friedrichsdorf, der Zwiebackstadt, durfte eine „koschere“ Zwiebackfabrik der Familie Ehrlich nicht fehlen³², und die **Nudelfabrik Haller** stellte unter Anleitung der Homburger Rabbiner koschere Nudeln her, wie sich Alfred Rees erinnert:

„...Es begann damit, daß bei Anstehen entsprechender Aufträge des Lebensmittelgroßhändlers David Bauer, der wahrscheinlich alle speziell jüdischen Nahrungsmittel verkaufte, der Rabbiner der Homburger Jüdischen Gemeinde vom Betriebsleiter der Haller GmbH, August Trabert, per Postkarte benachrichtigt wurde, denn dieser überwachte den Produktionsvorgang, der streng vorgeschrieben war. Der Rabbiner kam zu Fuß von Homburg durch den Hardtwald nach Friedrichsdorf... Im Betrieb wurde zuerst das Aufschlagen der Eier sorgfältig beobachtet; es durfte kein angebrütetes Ei in den Nudelteig gelangen. So jedenfalls verlangt es die Vorschrift. Danach ging der Rabbiner zu den Teigknetmaschinen, immer achtgebend, daß alles seinen richtigen Gang hatte. So wie die Transporte überhaupt, so auch der Weg in die Trockenkammern. In diese gelangte die auf Drahrahmen ausgelegten Nudeln, um von Warmluft umspült bis zum näch-

sten Tag zu trocknen. Jede Kammer war bis zum Öffnen mit einer Siegelmarke des Rabbiners versehen, um auch die Gewähr zu haben, daß nicht unstatthafte Behandlung der Nudeln vorkommen konnte. Wie alle Vorgänge, so wurde auch das Verpacken der Nudeln kontrolliert. Erst mit dem Aufkleben der Siegelmarke auf jede Verpackung konnte die Ware, so gesichert, der Firma David Bauer in Frankfurt am Main ausgeliefert werden. Die Faltschachteln trugen zwar einen Aufkleber der Haller GmbH, jedoch ein weiterer besagte „Die echt koscheren Hausmacher-Eiernudeln sind unter strengster Aufsicht Sr. Ehrwürden, des Rabbiners Dr. Kottek, hergestellt. Die Pakete sind auf beiden Seiten mit dem Stempel des Aufsicht führenden Beamten versehen.“ Ein Zusatz befand sich ebenfalls in hebräischer Schrift auf dem Etikett...“^{32a} Nudeln wurden für jüdische Gaumen gerne als Auflauf oder „Nudlkugel“ süß zubereitet³³ und als Nachspeise serviert.

In Bad Homburg gab es zwei jüdische Bäckereien und Metzgereien. Aber nicht nur dort und in Oberursel wurde „jüdische“ Wurst gemacht. Vor allem die Juden des „Usinger Landes“, in Usingen, Wehrheim, Neu Anspach, wo auch jüdische Gemeinden bestanden, waren hauptsächlich Metzger und Viehhändler³⁴. So die Juden der Rodheimer Gemeinde, zu der zuletzt Köppern, Obererlen- und Obereschbach sowie Burgholzhausen gehörten³⁵, wie ihr dortiger Friedhof beweist. Sind schon im 17. Jahrhundert Juden in Kronberg Besitzer kleiner Weinberge³⁶ und im 18. Essighersteller³⁷, so entwickelt sich ab 1850³⁸ in Oberursel eine jüdische Essigfabrikation mit internationalem Vertrieb. Wein-, Branntwein- und Essighandel sowie -fabrikation einschließlich dem hessischen „Nationalgetränk“ Äpfelwoi betrieben vier Rosenbergs in Bad Homburg³⁹ und ein weiterer Rosenberg in Usingen⁴⁰.

Diese historischen Fakten bringen uns zum Thema „Trinken“ aus jüdischer Sicht. Die in Oberursel gesammelten jiddischen „Fachwörter“ für alkoholische Getränke – so wissen wir endlich auch, wie der eben genannte „Äpfelwoi“ in Jiddisch heißt (Nr. 17) – nennen allerdings nur die des Alltags. Für Fest- und Feiertage – Fasttage und Chanukka natürlich ausgenommen⁴¹ – war koscherer, meist süßer Rotwein seit alters her das gebotene Getränk⁴². Weißwein wurde erst durch religiös begründete christliche

Judenverfolgungen vereinzelt üblich⁴³. Zum Alkoholgenuß als „Leibeslust“ hatten wie schon beim Essen Juden kein gebrochenes Verhältnis, obwohl Alkoholismus bis heute ganz selten ist. Im Verlauf der Sederfeier an Pessach ist das Trinken von vier vollen Weinbechern geboten⁴⁴ und am fröhlichen Purimfest soll – wie schon im Talmud steht⁴⁵ – dem Alkohol tapfer zugesprochen werden. Wie das Essen, widerspricht das Trinken im Judentum nicht der Ausübung des Glaubens, sondern ist dessen ausdrücklicher Bestandteil, geleitet von der Anbindung an Festfeier und Kaschruth (= Nahrungsvorschriften). Jüdischer Wein wird z.B. deshalb nicht geschwefelt, wenn er koscher sein soll. Koscher ist bis heute übrigens auch jedes nach deutschem Reinheitsgebot gebraute Bier, außer an Pessach⁴⁶, weil da ja für 8 Tage alles Gesäuerte verboten ist. Koscher waren aber auch alle Mineralwasser oder Fruchtsäfte, wenn diese z.B. der Haltbarkeit wegen nicht geschwefelt oder mit anderen unerlaubten Zusätzen versehen und die Früchte vorher sorgfältig verlesen worden waren⁴⁷. Das Rezept eines leckeren Tröpfchens, das gerne von Juden zu Schabat getrunken wird, sei nicht verschwiegen: das des „Rosinenweins“⁴⁸, auch in Grävenwiesbach bekannt.

Rosinenwein zu Pessach und Schabbat

*Rosinen
Wasser
Zitronenschale
Zimt*

1. Traditionsgemäß gibt man Rosinen und Wasser im Verhältnis 1 zu 2 in einen großen Topf. Zugedeckt wird der Topf an einem warmen Ort stehen gelassen. Nach 3–4 Tagen hat sich obenauf eine Gare gebildet, diese nimmt man ab.
 2. In jede Flasche gibt man nun etwas Zitronenschale und Zimt, füllt den Wein ein, verschließt sie fest und stellt sie in den Keller. Der Wein muß ca. 8 Tage stehen, bis er kräftig schmeckt. Die Rosinen können nicht weiterverwendet werden.
-

Die wachsende Internationalität der Kurstadt Bad Homburg wie anderer Kurorte hatte nun seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer wieder den Zuzug von osteuropäischen Juden zur Folge, die Pogromen entflohen⁴⁹. Zur Kaiserzeit und in der Weimarer Republik entwickelte sich Bad

Homburg zu einem Zentrum osteuropäisch-jüdischer Gelehrsamkeit und jiddischer Literatur⁵⁰. Durch diese „Fremden“, wie die einheimischen „Jekkes“⁵¹ diese „Jidden“⁵² empfanden⁵³, wurde aber auch die jüdische Küche bereichert. Besonders an Schabat, dem 7. Wochen- und ältesten jüdischen Feiertag, trafen sich diese „Jidden“ in der mondänen Villa des prominenten Verlegers Persitz in der Kaiser-Friedrich-Promenade⁵⁴. Frau Persitz, nach 1948 sogar Abgeordnete des israelischen Nationalparlamentes⁵⁵, bereitete selbst die traditionellen Speisen zu⁵⁶. Hier nun ein „klassisches“, jiddisches Rezept für das Schabathessen⁵⁷:

Gefüllte Kischke/Kugli

1 *koscherer Kalbsdarm*
Kartoffeln
Mehl
Zwiebeln
Salz
Pfeffer
Gänseeschmalz

1. Je nach Größe des Kalbsdarmes rohe Kartoffeln reiben. Mit Mehl, Zwiebeln, Salz und Pfeffer zu einem nicht zu festen Teig verarbeiten und in den Kalbsdarm füllen.
2. Der Darm darf nicht zu prall gefüllt sein. An beiden Enden mit Zwirn zubinden und in Gänseeschmalz unter Zugabe von etwas Wasser schmoren und zum Schluß bis auf das Fett braten.
3. Wird der Kalbsdarm zu Pessach zubereitet, anstelle von Mehl Mazzemehl oder Kartoffelmehl verwenden.

Scholet – Tscholent 1 (zum Sabbat)

500 g *weiße Bohnen*
1 *große Zwiebel*
3 *Knoblauchzehen*
1 *geräucherte Gänsekeule oder -brust*
200 g *fette Rinderbrust*
Salz

1. Die Bohnen am Vorabend auslesen, waschen und einweichen.
2. Dann einen Teil der Bohnen in einen schmalen, hohen Topf geben, darauf das Fleisch legen und die restlichen Bohnen darübergeben.

3. Obenauf die zerdrückten Knoblauchzehen und die feingewürfelte Zwiebel geben. Mit so viel Wasser auffüllen, daß die Bohnen bedeckt sind, und salzen.
4. Zuletzt Kugli (*Ganef*) hineingeben und kochen. Die Kugli können sehr verschieden zubereitet werden.

Knödel – MazzeKnödel 1 (zu Pessach)

4 *Eier*
4 *Eßl. Gänseeschmalz*
1 *Teel. Salz*
Pfeffer
Ingwer
20 g *Mazzemehl*
1 *Mazza*

1. Die Eier einzeln in eine Schüssel schlagen und so viel Wasser zugeben, wie die Menge der Eier ausmacht.
2. Das warme Gänseeschmalz und die Gewürze zufügen. Schließlich mit dem Mazzemehl und der eingeweichten Mazza verarbeiten. Den Teig eine Stunde ruhen lassen.
3. Dann mit feuchten Händen kleine Knödel formen und in der Fleischsuppe kochen.
Achtung: Knödel saugen viel Brühe auf.

Das war ein Hauptgericht. Und da unter den Ostjuden wie Frau Persitz viele aus Rußland stammten, fehlte auch die jiddische Variante des russischen „Borschtsch“ nicht. Überhaupt kennt die jüdische Küche unzählige Suppen, die billigste „warme“ Mahlzeit. Die berühmteste dieser Suppen ist unbestreitbar die „MatzeKnödelsuppe“. Und da schon die alten Oberurseler wußten, was „Matze“ sind, kann ein Rezept für die delikaten MatzeKnödel in diesem Beitrag nicht ausgelassen werden⁵⁸.

Daß bei den Gemüsen Bohnen eine Hauptrolle spielen können, haben wir am „Tscholent“ bereits gesehen. Aber auch Kraut, Erbsen, Linsen und Rote Beete fanden oft Verwendung. Gurken wurden im Gegensatz zu den meist süß-sauren hessischen rein salzig eingelegt. Und an die Armut früherer Jahrhunderte wie an das Essen einfacher Leute erinnert das nachstehende jüdische Rezept der eingemachten Steckrüben⁵⁹:

Eingemachte Steckrüben

1 kg Steckrüben
1 Rote-Beete
Saft von 1/2 Zitrone
1 1/2 gehäufte Eßl. Salz
ca. 6 Tassen Wasser

1. Die Steckrüben sorgfältig waschen (*nicht schälen*) und in 1/2 cm dicke Scheiben schneiden.
 2. Die Rote-Beete in Scheiben schneiden, mit Zitronensaft beträufeln und auf den Boden des Glases legen (*um einen rosa Farbton zu erhalten*). Die Steckrübenscheiben auf die Rote-Beete schichten.
 3. Mit Salzwasser bedecken. Das Einmachglas mit einem Deckel verschließen und 7 Tage ziehen lassen.
-
-

Natürlich fehlten auch Mohrrüben auf der jüdischen Speisekarte nicht. Die aber wurden bevorzugt zum jüdischen Neujahr delikatsch serviert⁶⁰:

Mohrrübenmischung (zu Rosch-Ha-Schana)

3 Mohrrüben
2 Eßl. Gänseeschmalz oder Öl
Honig oder Zucker
etwas Rinderbrühe
1 Eßl. Mehl

1. Die Mohrrüben putzen und in dünne Scheiben schneiden. In erhitztem Gänseeschmalz oder Öl wenden, Honig oder Zucker zufügen und bei schwacher Hitze gar dünsten.
 2. Bis auf das Fett eindünsten, jedoch achtgeben, daß die Mohrrüben nicht anbrennen.
 3. Mit Mehl bestäuben und mit Rinderbrühe oder Wasser auffüllen.
-
-

Und da im Hochtaunuskreis Maronen besonders in der Kronberger Ecke in die Küche fanden, darf die jüdische Alternative zur hessischen „Käse-Brüh“⁶¹, ebenfalls an Neujahr üblich, einfach nicht fehlen⁶²:

Maronensoße (zu Rosch-Ha-Schana)

500 g Maronen
4 Eßl. Gänseeschmalz oder Öl

4 Eßl. Mehl
Salz
1 Eßl. Zucker
Rinderbrühe

1. Die Schale der Maronen an der Spitze kreuzförmig einschneiden, die Maronen in Wasser einweichen und in der heißen Röhre rösten. So läßt sich die Schale leicht ablösen.
 2. Von den geschälten Maronen ein paar zurückbehalten, die übrigen durch die Kartoffelpresse drücken.
 3. Von Mehl und Gänseeschmalz oder Öl eine helle Mehlschwitze zubereiten, das Maronenpüree dazugeben, mit Zucker und Salz abschmecken und mit so viel Rinderbrühe auffüllen, daß ein gebundene Soße entsteht.
 4. Aufkochen und die zurückbehaltenen Maronen hineingeben.
-
-

Konditoreien und Cafés sind bis heute – wie in Israel zu sehen – unter Juden besonders beliebt. Weit über Homburgs Grenzen hinaus bekannt⁶³ war das berühmteste aller jüdischen Cafés im damaligen Obertaunuskreis: die **Konditorei Rothschild** in der Louisenstr. am Marktplatz, deren Leckereien und Kuchen auch vielen Nichtjuden in der Erinnerung des Gaumens haften blieben. Dort gab es z.B. die zu Purim traditionell gegessenen „Chumentaschn“⁶⁴, deren Rezept nachfolgend zu lesen ist:

Humentasch – Hamantaschen (zu Purim)

5 g Hefe
250 g Mehl
150 g Margarine
2 Eier
100 g Zucker
abgeriebene Schale von 1/2 Zitrone
4 Eßl. Pflaumenmus oder 100 g Mohn

1. Die Hefe in etwas lauwarmem Wasser auflösen. Mit Mehl, Zucker, den Eiern, Margarine und der abgeriebenen Zitronenschale gut durchkneten und an einem warmen Ort 20–25 Minuten gehen lassen.
 2. Den aufgegangenen Teig ausrollen und in Quadrate scheiden, mit Pflaumenmus bestreichen oder mit gemahlenem Mohn und Zucker bestreuen.
 3. Die Teigstücke zu Dreiecken halb übereinanderschlagen und die Ränder zusammendrücken. Goldgelb backen.
-
-



Bildnachweis:

Angelika Baumerth: 1200 Jahre Bad Homburg v.d. Höhe. Bad Homburg 1982, S. 62.

Das traditionelle jüdische Gebäck für Schabat ist die geflochtene „Schabbeschalle“, die an diesem Tag stets 2-fach auf dem festlich gedeckten Tisch liegt⁶⁵. Das folgende Rezept trägt dem Rechnung⁶⁶:

Brötchen oder Chalah (*Zopf für den Sabbath*)

50g Hefe
 1 Eßl. Zucker
 1 Tl. Salz
 2 1/3 Tassen lauwarmes Wasser
 1kg Weizenmehl
 1/2 Tasse Öl
 1 verschlagenes Ei
 Mohn-, Sesam- oder Mehlkörner (Tschermoska)

1. Hefe, Zucker und Salz in 1/3 Tasse Lauwarmes Wasser verrühren.

2. Das Mehl in eine Schüssel geben, in der Mitte eine Vertiefung eindrücken und die Hefemischung hineingeben. Das Öl und restliche Wasser hinzufügen und zu einem glatten und elastischen Teig verkneten.

3. Den Teig zudecken und an einem warmen Ort solange stehen lassen, bis er etwa doppelt so hoch ist.

4. Aus dem Teig Rollen mit einem Durchmesser von ca. 2cm und einer Länge von ca. 14cm formen und zu einem runden Zopf flechten.

5. Die Brötchen mit einem verschlagenen Ei bestreichen und mit den Körnern bestreuen.

6. Erneut eine halbe Stunde aufgehen lassen.

7. In einem vorgeheizten Backofen bei mittelstarker Hitze (200 Grad) goldgelb backen. Aus diesem Teig kann man auch zwei lange Zöpfe zubereiten.

Auch das „Neue Kochbuch“ aus Grävenwiesbach trägt den Süßigkeiten Rechnung: 15 der 48 empfohlenen Gerichte, also 31%, vom „Rhimsele“ bis zum „Lämmchen“; vom Aniskuchen bis zur Mohntorte, sind Gebäckenes⁶⁷.

Gerichte zu Schabat, Pessach, Chanukka und Purim hatten wir schon. Um den Festreigen abzurunden fehlen noch spezielle Gerichte für Schawuoth, das Wochenfest im Mai/Juni, das von Christen als Pfingsten gefeiert wird, und Sukkoth, das achttägige Laubhüttenfest September/Oktober. An Schawuoth sind „milchige“ und vegetarische Gerichte in Erinnerung an Wüstenzeit und Land Israel Tradition⁶⁸, Gelegenheit, eine weitere jüdische Spezialität als Rezept anzubieten⁶⁹:

„König David“ – Blintzes/ Pfannkuchen mit Quarkfüllung

Im King-David-Hotel entsteht Geschichte. Die Großen dieser Welt – unter ihnen Churchill, Allenby, Herbert Samuel, Carter und Sadat – haben sich im Goldenen Buch des Hotels eingetragen. Von den Fenstern des Hotels blickt man auf die Stadtmauer, den Davidsturm und den Zionsberg. Die Hotelgäste genießen die Aussicht und die Blintzes.

Pfannkuchen

2 Eier
 1/2 Tasse Milch
 1/2 Tasse Wasser
 1 Eßl. Öl
 1 Prise Salz
 1 Tasse Mehl

1. Die Eier verschlagen und mit Milch, Wasser, Öl und Salz verrühren.
2. Allmählich das Mehl hinzufügen und gut verrühren, bis man eine glatte Masse erhält. Etwa eine Stunde lang stehen lassen.
3. Eine Teflonpfanne mit ein wenig Öl einfetten (*nur beim ersten Mal*), auf kleiner Flamme erhitzen und eine dünne Schicht Teigmasse hineingeben, die den Pfannenboden bedeckt.
4. Einige Minuten lang backen, bis der Pfannkuchen Blasen wirft, dann herausnehmen und auf eine Arbeitsplatte legen. Auf diese Weise den ganzen Teig zu Pfannkuchen backen.

Die Füllung

250 g Quark, 9% Fettgehalt
100 g Ricotta oder Hüttenkäse
50 g Rosinen
1 Eigelb
1 Teel. Zucker
1/2 geriebene Zitronenschale
1–2 Eßl. Mehl
Öl oder Margarine zum Backen
1 Becher Saure Sahne

5. Alle Zutaten der Füllung miteinander vermischen.
6. Von der Füllung ein wenig auf jeden Pfannkuchen geben und die Ränder dabei freilassen. Dann zuerst den rechten Rand über die Füllung klappen und danach den linken Rand. Von unten nach oben zusammenrollen, bis man eine Rolle erhält.
7. Die gefüllten Pfannkuchen in Öl oder Margarine backen oder im vorgeheizten Backofen bei mittlerer Hitze backen, bis sie goldgelb sind.
8. Heiß servieren – mit der sauren Sahne als Beilage.

Suppen, Fisch, Gemüse, Kuchen, Eintopf, Soßen und Beilagen sowie Wurst in der jüdischen Küche sind nun bekannt. Fehlt nur noch das Fleisch. Zu Sukkoth heißt freilich das traditionelle Hauptgericht z.B. „Goldgemüse“. Aber genaues Hinsehen lohnt sich, denn das „Gemüse“ dieses Rezeptes ist gar keines⁷⁰, sondern koschere Rinderbrust. Und mit diesem Menüvorschlag hat sich zugleich der Kreis eines jüdischen Jahres und seiner Feste geschlossen.

Goldgemüse

1 kg fette Rinderbrust
Salz
Pfeffer
1 große Zwiebel

abgeriebene Schale von 1/2 Zitrone
1 Messerspitze Zimt
1 kleine Handvoll Rosinen
1 Eßl. Honig

1. Die koschere Rinderbrust in einem flachen Topf mit so viel Wasser begießen, daß das Fleisch halb bedeckt ist.
2. Dann die abgeriebene Zitronenschale, die gewaschenen und eingeweichten Rosinen, Zimt und die feingewürfelte Zwiebel dazugeben.
3. Zum Schluß mit Honig abschmecken.

Fleisch, seine Auswahl, Verarbeitung und Zubereitung ist nicht nur das Hauptproblem des „Koschere“, es ist Beginn und Ursache aller Ge- und Verbote in Bibel und Talmud⁷¹. Im Überblick die fleischigen Gerichte der jüdischen Küche auch im Hochtaunuskreis betrachtend, fällt auf, daß nur Rind, Kalb und Geflügel vorkommen, die erlaubten Schaf und Ziege jedoch nicht, ebensowenig koschere Wildtiere wie z.B. Reh und Hirsch. Das mag in einer wald- und tierreichen Landschaft wie dem Hochtaunus zunächst überraschen. Aber auch dieses Phänomen hat seine Gründe: Schaf und Ziege dienten in erster Linie als Nutztiere zur Produktion von Wolle und Trinkmilch, nicht als Fleischlieferanten, wie noch z.B. im modernen Musical „Anatevka“ zu sehen ist⁷². Und: Noch vor 200 Jahren war der Taunus weder bewaldet noch hieß er Taunus, sondern schlicht: „die Höhe“. Dazu kam, daß auch Juden durch die mittelalterlichen Gesetze die Adligen vorbehaltenen Jagd bis 1866 verboten war und daß diese im jüdischen Glauben als Tierquälerei gilt⁷³. Deshalb überrascht es nicht, daß die Weltgeschichte keinen berühmten jüdischen Jäger kennt, und wenn, dann nur als Negativbeispiel wie Esau. Jede erdenkliche Vermeidung der Zufügung von Schmerz ist ja auch das zentrale Motiv für die jüdische Art der Tiertötung, das Schächten⁷³.

Trotz aller selbstgewählten Be- und Einschränkungen der jüdischen Küche konnten wir feststellen, daß sie vielfältig und geschmacklich oft ungewöhnlich wie kreativ kombiniert. Der Sinn dieser Eßvielfalt in der Festfolge eines jüdischen Jahres liegt in der talmudisch-rabbinischen Einsicht begründet, daß „Glauben“, insbesondere der jüdische, mit allen menschlichen Sinnen nachvollziehbar und praktikierbar sein müsse⁷⁴.

Insofern ist gutes Essen und das Genießen von Wein nicht einfach nur ein menschlicher Genuß, sondern auch eine religiöse Tat, eine mögliche Form der Festfeier, die zu Gebet, Gesang, zum Tanz und zum G'ttesdienst hinzutritt. Und: Diese Feier hebt den Gegensatz zwischen Fest- und Alltag auf, ist für Männer wie Frauen, Kinder oder alte Menschen gleichermaßen möglich. Sie ist für Blinde oder Taube genauso erfahr- und nachvollziehbar wie für unwisende oder belesene Menchen. Durch diese Anbindung jüdischen Essens und Trinkens an Glauben einerseits und Familie andererseits kommt dem menschlichen Genuß ein geistiges wie ein soziales Moment hinzu, seit der Zerstörung des 2. Tempels vor 2000 Jahren so angelegt: der häusliche, jüdische Tisch wird zur Erinnerung an den Altar⁷⁵ die Mahlzeit zum Opferersatz. Vor deren Beginn wird jedes Getränk, jede Frucht oder Speise im frommen jüdischen Haus gesegnet, die Hände werden mit einem Segen gewaschen⁷⁶. Das eigentliche Tischgebet – und auch hierin ist der jüdische Glaube sehr menschlich – wird nach dem Essen gesungen, wenn die Mägen nicht mehr so hungrig und die Sinne befriedigt sind. In Segen und Gebet wird die g'tliche Schöpfung gepriesen und deren Erhalt erbeten. So bettet sich der jüdische Mensch mit jeder Mahlzeit in den Kreislauf der Natur ein, wird sich ihres Wertes bewußt.

Nun hat der Nationalsozialismus und mancher Nichtjude auch aus dem Hochtounskreis die Juden, ihre Kultur und damit auch ihren kulinarischen Beitrag vertrieben und vernichtet. Wer heute einmal von der jüdischen Küche kosten möchte, der muß nach Frankfurt/Main in das koschere Restaurant „Sohar“ des neuen Jüdischen Gemeindezentrums gehen, wenn er nicht jüdische Freunde hat. Neben den jiddischen Sprachresten und der „treifen“ Oberurseler Blutwurst haben die Juden aus dem Hochtounskreis der nichtjüdischen Nachwelt jedoch noch eine „Spezialität“ der jüdischen Küche hinterlassen, die sich jedoch weniger mit Genußen als vielmehr mit den Folgen übermäßigen Genußes befaßt: das „Diätkochbuch für Zucker- und Magenranke“ des berühmten Homburger Mediziners Dr. Kurt Pariser, das dieser in seinem Sanatorium am Rande des Kurparks vor über 70 Jahren als eine Diätkur verschrieb, die als „Homburger Diät“ in die Medizingeschichte einging⁷⁷.

Jüdische Gemeinden gibt es seit 1945 nicht mehr im Hochtounskreis, nur wenige Juden und Israelis leben wieder hier. Einige der wenigen Überlebenden der Vernichtung wie z.B. der Sohn des letzten „Chassen“ und Vorbeters der Homburger Jüdischen Gemeinde, Yitzchak Sophoni Herz, fanden in Israel ihre alte und neue Heimat⁷⁸. Und mit Israel und seinem Gilboakreis verbindet den Hochtounskreis seit 1987 eine Partnerschaft, deren Ziel es auch ist, „...die kulturellen ... Kontakte zu vertiefen...“⁷⁹. In Israel also, in den Siedlungen Gilboas, kann die jüdische Küche wiederentdeckt und erlebt werden. Viele Bürgerinnen und Bürger aus dem Hochtounskreis haben dies auf einer ihrer Israelreisen erfahren.

Geschmacklich neu hinzugekommen sind in der israelisch-jüdischen Küche die kulinarischen Beiträge der arabischen Umwelt und des sephardischen Judentums⁸⁰. Für eine Küche der Vielfalt boten sich nicht nur zahlreiche neue Gewürze, sondern vor allem auch die Gemüse des Landes wie z.B. Zucchini, Avocados, Artischocken, Mais oder Kichererbsen an. Welcher Israelreisende hat nicht die typischen, „neuen“ Nationalgerichte wie Hoummus, Techina, Fafel, Borekas, Chazzilim kennengelernt! Diese Küche ist zwar – von Ausnahmen abgesehen – koscher geblieben, orientiert sich aber nicht mehr in erster Linie an den jüdischen Fest- und Feiertagen. Nur in Sachen „Fleisch“ veränderte sich nichts: auch in Israel können offiziell nur die erlaubten Tierarten in jüdischen Restaurants verzehrt werden, auch wenn es hier und da Kibbuzim gibt, die Schweine züchten oder „Spezialitätenläden“, die z.B. gekochten Schweineschinken als „Delikatesse“ anbieten⁸¹. Israelische Rezepte und Rezeptbücher gibt es auch in deut-

Gehackte Leber

1 Tasse Öl
2 große Zwiebeln, in Ringe geschnitten
500g Hühnerleber
5-6 hartgekochte Eier
Salz und Pfeffer

1. Das Öl erhitzen und die Zwiebelringe andünsten, bis sie goldgelb sind. Die Zwiebeln in ein Sieb legen.

2. Eine Viertel Tasse Öl aufheben und die Leber in dem restlichen Öl braten. Die Leber abtropfen und abkühlen lassen (*das Öl, in dem die Leber gebraten wurde, nicht mehr verwenden*).
 3. Die Leber, danach die Zwiebeln und die hartgekochten Eier durch den Fleischwolf drehen.
 4. Mit Salz und Pfeffer abschmecken und die Leber, die Zwiebeln und die Eier unter Hinzugabe des Öls vermischen, bis man eine weiche Masse (*Brei*) erhält.
 5. Vor dem Servieren mit Tomatenscheiben und Radieschen garnieren.
-

scher Sprache genug; sie können hier beruhigt ausgelassen werden. Zwei jüdische Rezepte sollen diesen Beitrag abschließen, als „Apperitif“ und „Dessert“ sozusagen, um den Mund nochmals richtig wässrig zu machen⁸². Es bleibt nur noch, allen alten und neuen Freunden der jüdischen Küche „Be Te'avon!“ (= Mit Appetit) zum Essen und beim Heben der Gläser ein fröhliches „Le Chajim!“ (= Zum Leben) zu wünschen, wie die klassischen Eß- und Trinksprüche heißen, wobei die Gläser nicht gegenseitig angestoßen, sondern nur hochgehoben werden. So will's die Tradition.

Gezuckerte Rosen

*6 frische halbgeöffnete Rosen,
in mittlerer Größe und verschiedenen Farben*
3 Eiweiß
3 Eßl. Wasser
500 g Puderzucker

1. Das Eiweiß leicht mit dem Wasser verrühren, ohne Schaum zu erzeugen. Die Mischung in ein tiefes und enges Gefäß gießen (*ein hohes Glas, z.B.*).
 2. Die Rose und die Blätter in das Gefäß eintauchen und darauf achten, daß die Blumen gut mit der Mischung bedeckt werden.
 3. Jede Rose einzeln einige Minuten zum Trocknen in ein anderes Gefäß, auch dieses tief und schmal, stellen.
 4. Den Puderzucker in ein Mehlsieb geben und jede Rose bestäuben, bis sie ganz bedeckt ist.
 5. Die Rosen umdrehen und für ein oder zwei Tage aufhängen, bis der Guß hartgeworden ist und wie Porzellan aussieht. Noch drei Tage auf einen Teller legen.
 6. Mit gezuckerten Rosen kann man Kuchen und Desserts verzieren und man kann die Blütenblätter essen. Sorgfältig in Alufolie verschlossen, im Tiefkühlfach, halten die Rosen bis zu 5 Monaten.
-

Anmerkungen

- ¹ Nach: I. Bernstein, Jüdische Sprichwörter und Redensarten, Nachdruck der 2. Auflage von 1908, Wiesbaden 1988.
- ² Weder in lokalen Sammlungen jiddischer Ausdrücke wie z.B. bei F. Luschberger, Die Juden in Hochheim, Hochheim 1988, S. 223, noch im bekanntesten Wörterbuch des Jiddischen von I. Bernstein, Jüdische Sprichwörter, a.a.O sind diese im Gegensatz zu den restlichen genannt oder aufgeführt (6, 9–10, 12–15 + 17).
- ³ Sehr anschaulich beschreibt die Ablehnung der „Ostjuden“ durch die einheimischen Juden: Y. S. Herz, Meine Erinnerung an Bad Homburg und seine 600 jährige jüdische Gemeinde, Rechovot/Israel, 1981, S. 237 und 255ff. Noch zu Zeiten der nationalsozialistischen Judenverfolgungen galt für „deutsche“ Juden das Jiddisch als ein „Gassendialekt“, als Mundart ungebildeter Juden.
- ⁴ Vgl. hierzu: P. Arnsberg, Die jüdischen Gemeinden in Hessen, Bd. 2, Frankfurt/Main 1972, S. 158f., und: Dr. F. Neuroth, Geschichte der Stadt Oberursel und der Hohemark, Oberursel 1955, S. 233, als sich auf dem allerersten kurmainzischen „Stempelbogen“ eine städtische Beschwerde wegen angeblich übermäßigen jüdischen Viehhandels findet. Da des öfteren gekauftes Vieh notgeschlachtet werden mußte, und Metzger um 1690 n.d.Z. als christliche Zunft organisiert waren, liegt der Rückschluß auf jüdische Schlachtung und Fleischverkauf außerhalb der Zünfte nahe.
- ⁵ Nach Gen. 9, 4 ist dem Menschen der Verzehr von Blut geschlachteter Tiere ausdrücklich biblisch verboten. Die Bibel präzisiert dieses Verbot an mehreren Stellen und macht es zu einem zentralen Punkt jüdischer Eßvorschriften (siehe Lev. 17, 10–12 + 14).
- ⁶ Um 1900 waren viele Juden der Oberurseler Gemeinde assimiliert und religiös der jüdischen Reformbewegung nahestehend, wie sich z.B. an den Grabsteinen und den Inschriften ihres Friedhofes erkennen läßt. Vgl. hierzu: W. Zink, Die Friedhöfe der Juden von Oberursel, Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel e.V., Heft Nr. 28, Oberursel 1986, Anm. 75. Die Reformbewegung hat die Einhaltung jüdischer Speise- und Reinheitsvorschriften aufgehoben.
- ^{6a} H. Quirin, Erinnerungen an Alt-Oberursel, Oberursel 1920, S. 30f.: Quirin wurde 1880 in der Ackergasse als Sohn eines Bäckers geboren.
- ⁷ Siehe H. Quirin, Erinnerungen, a.a.O., S. 30f.: „Ostern bekamen wir unsere Matzen. Dafür wurden der Frau Herzfeld ihre Kochkröppen ausgeglüht...“.
- ⁸ B. Heyden, Neues Kochbuch oder gründliche Anweisung, einfache und feine Speisen mit möglicher Sparsamkeit zuzubereiten ..., 17. Auflage, Reutlingen o. D., S. 391.

- ⁹ „Datschen“ ist ein bayrisches Dialektwort, das eine Art Knödel beschreibt, nicht zu verwechseln mit dem aus der russischen Sprache in den letzten 40 Jahren über die ehemalige DDR eingewanderten Lehnwort „Datscha/Datsche“, Mz.: „Datschen“, d.h. Land-/Gartenhaus. Quirin kannte entweder den jiddischen Ausdruck dafür nicht oder er hat ihn mit dem ähnlich klingenden „Lattkes“ verwechselt. (Lattkes = Reibekuchen/Kartoffelpuffer)
- ¹⁰ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, Traditionelle Jüdische Speisen, Budapest/Wiesbaden², 1988, S. 58f.
- ¹¹ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Sofer, Das kleine jüdische Kochbuch, Münster 1986, S. 94f.
- ¹² Dieses Fest wird jeweils ab dem 25. Kislev des jüdischen Kalenders für 8 Tage in Erinnerung an den Makkabäeraufstand und die Rückeroberung und Weihe des 2. Tempels 165 v.d.Z. gefeiert. Vgl. hierzu: Fl. Josephus, Jüdische Altertümer, Wiesbaden o.D., 12. Buch, 8. Kap. S. 108f. und die Schilderung in den beiden apogryphen Makkabäerbüchern.
- ¹³ Purim fällt auf den 14./15. Adar eines jüdischen Jahres und wird in Erinnerung an die Errettung des jüdischen Volkes durch Esther zur Zeit des persischen Königs Ahaschwerosch (= Xerxes) um 485 v.d.Z. gefeiert. Das biblische Estherbuch ist eine romanhafte Darstellung der historischen Ereignisse.
- ¹⁴ Vgl. z.B. Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 7 und: J. Hannover, Gelebter Glaube, Die Feste des jüdischen Jahres, Gütersloh 1986, S. 12.
- ¹⁵ Aschkenas (= Deutschland) bezeichnet heute die Juden Mittel- und Osteuropas, Rußlands, der skandinavischen Staaten und Nordamerikas.
- ¹⁶ Sepharad (= Spanien) bezeichnet heute die Juden Spaniens, Portugals, Frankreichs, Italiens, Südamerikas, Asiens und des Orients. Die aschkenasischen Juden kennen z.B. für „Tu BiSchewat“, dem Neujahrstag der Bäume, kein besonderes Essen; die sephardischen Juden feiern dagegen diesen Festtag mit einem rein vegetarischen Sedermahl, an dem 15 Früchte und Pflanzen des Landes Israel gegessen werden.
- ¹⁷ Gemäß der Bibel (Gen. 1,5) beginnt ein jüdischer Tag am Abend. Pessach, das Wallfahrtfest in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten, beginnt am 14. Nisan des jüdischen Jahres mit einem familiären Fest- und Gebetsmahl am Abend, während dem in 14 Etappen (= Seder) die einzelnen Phasen des Auszuges physisch nachvollzogen werden. Aus dem „Seder“ entstand das christliche Abendmahl.
- ¹⁸ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: R. Valero, Israelische Küche, Tel-Aviv/Herrsching 1986, S. 75. Polnisch-jüdische Variante deshalb,

- weil russische Juden den ‚gefüllten Fisch‘ süß, d.h. mit Zucker zubereiten.
- ^{18a} „Parve“ = neutral d.h. kann zu „fleischig“ und „milchig“ gegessen werden.
- ¹⁹ Vgl. hierzu: S. Ph. de Vries, Jüdische Riten und Symbole, Wiesbaden⁴ 1986, S. 147–167.
- ²⁰ Dies ist bereits biblisch geboten: Ex. 12, 14–20/ Lev. 23,6/Num. 28,17 und insbesondere: Dt. 16, 1–8.
- ²¹ Mikwe ist das rituelle Reinigungsbad, oft fälschlicherweise als „Frauenbad“ bezeichnet. In Oberursel befand es sich im Keller der Synagoge in der Weidengasse. Vgl. hierzu: M. Klein, Passover, Jerusalem/Israel 1973, S. 35 und: S.Ph. de Vries, a.a.O., S. 168f.
- ^{21a} Siehe: L. Trepp, Die Juden. Volk, Geschichte, Religion, Hamburg² 1987, S. 183.
- ²² Juso-AG Bad Homburg, Das Hakenkreuz über Bad Homburg, Bad Homburg 1982, S. 72.
- ²³ Vgl. hierzu Y. S. Herz, a.a.O., S. 267ff. und: A. Baeumerth, 1200 Jahre Bad Homburg vor der Höhe, Bad Homburg 1982, S. 62.
- ²⁴ Wenn kein spezielles Pessachgeschirr vorhanden ist und das vorhandene nicht wie vorgeschrieben „gekaschert“ werden kann (vgl. Anm. 21 + 21a), wird regelmäßig zu Pessach neues Esßgeschirr angeschafft. So geschieht es noch heute z.B. durch das amerikanische Militär für die „Frankfurt Military Jewish Community“. Um 1492 zur Zeit der Massenvertreibung und Zwangstaufe der spanischen Juden wurden diese auch nach Glaubensübertritt noch lange durch die kirchlichen Behörden streng beobachtet, ob diese z.B. zu Pessach neue Geschirre kauften und die alten zerschlugen. Dies war dann für den „Inquisitor“ ein Indiz, daß diese „neuen“ Christen noch ihrem alten, d.h. jüdischen Glauben im Geheimen anhängen.
- ²⁵ Vgl. hierzu: H. Sturm-Godramstein, Juden in Königstein, Königstein 1983, S. 17f.
- ²⁶ Vgl. hierzu: Y. S. Herz, a.a.O. S. 267ff. und: H. Grosche/K. Rohde, Geschichte der Juden in Bad Homburg vor der Höhe 1866–1945. Frankfurt/Main 1991, S. 46f.
- ²⁷ Vgl. hierzu den Abdruck einer Anzeige in: A. Baeumerth, a.a.O., S. 62.
- ²⁸ Vgl. hierzu: P. Arnsberg, Bd. 2, a.a.O., S. 282.
- ²⁹ Vgl. hierzu: A. Grosche/K. Rohde, a.a.O., S. 19ff. und S. 46f.
- ³⁰ H. Grosche/K. Rohde, a.a.O., S. 47.
- ³¹ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 65.
- ³² Vgl. hierzu: Y.S. Herz, a.a.O., S. 266.
- ^{32a} Text nach einem transskribierten Dokument des Kreisarchives ohne Reg. Nr. Der „Zusatz“ war ein rabbinisches Kaschruthsiegel.
- ³³ Siehe hierzu: B. Heyden, a.a.O., S. 398, Nr. 19.
- ³⁴ Vgl. hierzu: P. Arnsberg, a.a.O., S. 318 und S. 351.
- ³⁵ Vgl. hierzu: P. Arnsberg, a.a.O., S. 229f.
- ³⁶ Vgl. hierzu: W. Romberg, Die Juden im alten Kronberg, Kronberger Zeitung 1985, 20 Kapitel, 11. + 17. Kapitel.
- ³⁷ Siehe W. Romberg, ebenda.
- ³⁸ Vgl. P. Arnsberg, a.a.O., S. 159.
- ³⁹ Vgl. Y. S. Herz, a.a.O., S. 266.
- ⁴⁰ Vgl. P. Arnsberg, a.a.O., S. 318.
- ⁴¹ An Chanukka wird zwar der übliche Festtagskiddusch, d.h. Segensspruch über den Wein gesagt, aber das Trinken wird im Gegensatz zu allen übrigen Festen traditionell unterlassen, weil der feindliche Heerführer durch überreichlichen Weingeuß in Tiefschlaf verfallen sein soll und so betrunkene enthaupet werden konnte, wie der talmudische Midrasch erzählt. Vgl. hierzu: P. Fischman, Minor and Modern Jewish Festivals, Jerusalem/Israel 1973, S. 45f. + 49–51 sowie: J. Z. Kanner, Neue Jüdische Märchen, Frankfurt/Main 1988, S. 19.
- ⁴² Vgl. hierzu: J. Maier, P. Schäfer, Kleines Lexikon des Judentums, Stuttgart 1987, S. 314, Artikel „Wein“ und: M. Klein, a.a.O., S. 62.
- ⁴³ Siehe: M. Klein, a.a.O., S. 62.
- ⁴⁴ Siehe: M. Klein, a.a.O., S. 63f.
- ⁴⁵ Im babylonischen Talmud, Deutsch von R. Mayer, München³ 1963, S. 604f., empfiehlt Rabbi Rawa: „Ein Mensch ist verpflichtet, sich am Losfest anzuhelfern, bis er nicht mehr zu unterscheiden weiß zwischen ‚Verflucht sei Haman‘ und ‚Gelobt sei Mordechai‘.“
- ⁴⁶ Weil Bier wegen des Fermentierprozesses durch die Hefe als „Gesäuertes“ gilt.
- ⁴⁷ Diese Verlesung diente dazu, die Früchte auf Faulheit, Pflanzenkrankheiten und Schädlinge zu untersuchen und auszusortieren.
- ⁴⁸ B. Heyden, a.a.O., S. 402, Nr. 50 und: Z. Sofer, a.a.O., S. 91.
- ⁴⁹ So ist z.B. auch in Oberursel ab etwa 1840 der Zugang von Ostjuden an den Nachnamen feststellbar. Vgl. zu den Pogromen z.B. die „Purimliste“ in: P. Fishman, a.a.O., S. 108–110, sowie: Y. S. Herz, a.a.O., S. 255.
- ⁵⁰ Y. S. Herz, a.a.O., S. 255ff. und: H. Grosche/K. Rohde, a.a.O., S. 34ff.
- ⁵¹ Dieser Spitzname kam im 20. Jahrhundert insbesondere in Erez Israel für die jüdischen Einwanderer aus Deutschland und Österreich auf, weil diese selbst in größter Hitze großen Wert auf „korrekte“ Kleidung mit Krawatte und Anzugsjackett legten. Vom Wort „Jacke“ leitet sich dann „Jekkes“ ab, d.h. „Jackenträger“.
- ⁵² „Jidden“ ist ein Spitzname für osteuropäische Juden und verweist auf ihre Sprache, das Jiddische.
- ⁵³ Vgl. dazu: Y. S. Herz, a.a.O., S. 142 und 238.
- ⁵⁴ Y. S. Herz, a.a.O., S. 256.
- ⁵⁵ Y. S. Herz, a.a.O., S. 257.
- ⁵⁶ Y. S. Herz, a.a.O., S. 256.

- ⁵⁷ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 57 (Gefüllte Kischke) und S. 42 (Tscholent 1).
- ⁵⁸ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 33.
- ⁵⁹ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: R. Valero, a.a.O., S. 37.
- ⁶⁰ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 41.
- ⁶¹ Vgl. hierzu insbesondere: Witt, Essen und Trinken in Hessen, S. 43. In Kronberg, Oberursel und Königstein wachsen zahlreiche Maronenbäume.
- ⁶² Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 36.
- ⁶³ So Y. S. Herz, a.a.O., S. 267f.
- ⁶⁴ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 70.
- ⁶⁵ Vgl. hierzu: S. Ph. de Vries, a.a.O., S. 60f.: deshalb werden an Schabat auch zwei Kerzen entzündet. Die doppelte Chalah erinnert an die doppelte Gabe des Mana in der Wüste vor Schabat. Vgl. Ex. 16, 22ff.
- ⁶⁶ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: R. Valero, a.a.O., S. 61.
- ⁶⁷ Vgl. B. Heyden, a.a.O., S. 392–399.
- ⁶⁸ So z.B. auch Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 13 und: Z. Sofer, a.a.O., S. 28.
- ⁶⁹ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: R. Valero, a.a.O., S. 72.
- ⁷⁰ Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Z. Herbst-Krausz, a.a.O., S. 51f.
- ⁷¹ Nach biblischer Überlieferung war der Mensch ursprünglich Vegetarier. Erst nach der Sintflut wurde ihm der Fleischgenuss erlaubt, jedoch zugleich geregelt (vgl. Gen. 9, 3). Auch das jüdische Volk sollte nach g'tlicher Vorstellung in der Wüste vegetarisch leben und erhielt deshalb das Mana als himmlische Speise. Es verlangte jedoch ausdrücklich und mehrfach nach Fleisch. Die Befriedigung dieses Wunsches machte freilich bestimmte Regeln im Umgang mit Tieren und fleischlicher Nahrung erforderlich, so z.B. welche Tiere für Juden „essbar“ (= kosher) und welche „ungenießbar“ (= treife) sein sollen. Da Tiere nach jüdischer Vorstellung eine Seele haben, also auch Schmerz empfinden können, wurde sowohl ihr Artenschutz als auch eine möglichst schmerzlose Tötungsart erforderlich. Vgl. hierzu: S. Ph. de Vries, a.a.O., S. 148ff.
- ^{71a} Bekanntermaßen ist das Fleisch von milchliefernden Tieren fast ungenießbar, z.B. auch bei Kühen.
- ⁷² So z.B. bei: Z. Kaplan, Cruelty to Animals, in: Jewish Values, Jerusalem/Israel 1974, S. 190f.
- ⁷³ Siehe: Z. Kaplan, a.a.O., S. 188ff. und: H. I. Grünewald, Die Lehre Israels, München/Wien 1970, S. 254ff.
- ⁷⁴ So z.B. auch bei Dr. J. Teichmann, Am Fuße des Berges, Zürich 1978, S. 73f.
- ⁷⁵ Vgl. hierzu: E. B. Cohn, Das jüdische ABC, Berlin 1935, S. 81f. und: S. Ph. de Vries, a.a.O., S. 167ff.
- ⁷⁶ Vgl. hierzu: S. Ph. de Vries, a.a.O., S. 61
- ⁷⁷ So Y. S. Herz, a.a.O., S. 269 und A. Bauemerth, a.a.O., S. 62.
- ⁷⁸ Siehe das Vorwort zu: Y. S. Herz, a.a.O.
- ⁷⁹ So beschlossen durch den Kreistag des Hochtaunus und am 11.3.1990 in Oberursel in einem gemeinsamen Festakt mit dem Kreis Gilboa unterzeichnet.
- ⁸⁰ Vgl. hierzu das Vorwort von T. Kollek S. 7f. in: R. Valero, a.a.O. und: J. Yehoschua, ibid. S. 14–20.
- ⁸¹ Obwohl seit 1962 der israelische Staat die Schweinezucht verboten hat, wird diese in einigen sozialistischen Kibbuzim und Moschavim insbesondere zum Verkauf des Fleisches an christliche Araber in und außerhalb Israels sowie an Europäer betrieben. Vgl. hierzu: L. Trepp, a.a.O., S. 180f. und: Prof. M. Elon, Jewish Law, in: Religious Life & Communities, Jerusalem/Israel 1974, S. 109f.
- ⁸² Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: R. Valero a.a.O., S. 125 (= Gehackte Leber) und S. 199 (= Gezuckerte Rosen).

Jakob Brand und das Oberurseler Schulwesen

Von Josef Venino

Zu Brands Person und Werdegang

Jakob Brand (1776–1833) war Schulmann aus Leidenschaft. Am Ende seines „Versuches“ schreibt er: „Dass ich übrigens diesen Versuch eines Schulplanes unbefangen, freimüthig, mit Eifer für das Beste der Jugend, und mit Wärme für meinen Gegenstand schrieb, wird mir Niemand verargen, wenn er höret, dass ich seit meinem 19ten Jahre öffentlicher Lehrer war, und wahrscheinlich die Freude an dem Lehramte erst mit meinem letzten Athemzuge aushauchen werde“ (Versuch, S. 216).

In Aschaffenburg unterrichtete Brand zunächst an der dortigen Lateinischen Trivialschule, die dem eigentlichen Gymnasialunterricht vorgeschaltet war (vgl. Ebert, S. 6). 1802 wurde Brand Professor am Aschaffener Gymnasium (vgl. DALi 2/1 D), 1804 bekam er die Professur für Geschichte und Erdkunde am Gymnasium (vgl. Felder I, S. 86).

1808 wurde Brand die Pfarrei Weißkirchen-Kalbach übertragen (vgl. Felder I, S. 87). Auch in diesem Amt wurde er mit Schulfragen konfrontiert. Einmal als Lehrer seiner Schulkinder, aber zunehmend auch durch überpfarrliche Aufgaben – wie die Neubesetzung der Stelle der Oberurseler Mädchenlehrerin Katharina Wolf und die Neuorganisation des Oberurseler Schulwesens (vgl. Versuch, S. 1). Bereits vor seiner Tätigkeit für das Oberurseler Schulwesen hatte Brand 1810 eines der besten Gutachten für die Neuordnung des katholischen Schulwesens in Nassau geliefert (vgl. Struck, S. 255). Es war also nicht weiter verwunderlich, daß Brand 1817 zum Schulinspektor für den Inspektionsbezirk Königstein ernannt wurde (vgl. Ebert, S. 8). Dieses Amt übte er bis zum 2. Oktober 1824 aus (vgl. Chronik, S. 11).

Neben seinem Pfarrdienst und Schulinspektorenamt war Brand Dekan zunächst des Dekanats Königstein, dann auch des Dekanats Höchst. Zunehmend wurde er auch mit Aufgaben beim Limburger Vikariat befaßt, besonders bei der Einrichtung des neuen Bistums Limburg, dessen

erster Bischof er schließlich wurde (1827–1833). Nie verlor er den Kontakt zur Schule. Vor allem bemühte er sich auch jetzt um die Herausgabe von brauchbaren Schulbüchern.

Situation des Oberurseler Schulwesens

1790 hatte Oberursel eine Knaben- und eine Mädchenschule mit je 110 Schülern und Schülerinnen (vgl. Mörkel, S. 20). Bereits 1780 war im Mainzer Kurstaat die Schulpflicht auch auf Mädchen ausgedehnt worden (vgl. Helfrich, S. 67). Die Oberurseler Schulen wurden von insgesamt drei Lehrkräften betreut.

Nach dem Tod der Mädchenlehrerin Katharina Wolf schrieb die nassauische Regierung unter dem 22. Januar 1811 an das herzogliche Amt in Oberursel: „Herzogliches Amt hat über die Wiederbesetzung dieser Stelle sein wohlverwogenes Gutachten nach vorgängiger Vernehmung mit dem Geistlichen und Ortsvorstand zu erstellen, und darin zu erwägen, ob es nicht zweckmässiger seye, diese Mädchen-Schule mit der daisigen Knabenschule zu verbinden, und blos eine weibliche Lehrerin zum Unterricht in weiblichen Arbeiten anzustellen“ (StAWi 230/581). Damit war schon die Richtung gewiesen, daß die neue Lehrkraft für Mädchen ein Lehrer sein würde. Auch Brand war gegen Lehrerinnen, weil es diesen immer noch an einer fachgerechten Ausbildung fehlte (vgl. Versuch, S. 17).

Mit Schreiben der Regierung vom 1. Mai 1811 wurde Brand offiziell in die Oberurseler Schulangelegenheiten eingeschaltet. Brand war von der Regierung der Auftrag erteilt worden, „zu Errichtung einer Industrieschule dahier (= Oberursel) einen Plan zu entwerfen“ (StAWi 230/581; vgl. Versuch, S. 1). Mit einem Schreiben vom 4. Juni 1811 übertrug die Regierung den Pfarrern Strieth/Oberursel und Brand/Weißkirchen die Aufsicht über die gesamte Neuordnung des Oberurseler Schulwesens (vgl. StAWi 210/12130). Die Regierung gab zugleich grundlegende Weisungen für das neue Schulkon-

zept. Lehrer Ehrhardt (auch andere Schreibweisen des Namens!) sollte die neuzuschaffende Industrieschule übernehmen. Er sollte dafür 50 fl. zusätzlich aus dem Schulfonds erhalten. Der Oberurseler Schulfonds war zur besseren Besoldung der Lehrer angelegt worden (vgl. Urbanek, S. 22). „Die Lehrgegenstände dürften in gemeinnützigem im häuslichen und bürgerlichen Leben nöthigen Industrie-Arbeiten, als in der Baumzucht, Nähen, Stricken, Spinnen, Flickern etc. bestehen mit Ausschluß des Stickens, welches bey Mädchen auf dem Lande nicht zweckmäßig ist“ (StAWi 210/12130).

Industrieschulen

Das Thema Industrieschule bedürfte einer eigenen Behandlung. Hier sei nur das Nötigste gesagt: „Industrie“ darf hier noch nicht im heutigen Sinne des Wortes verstanden werden, sondern muß allgemeiner im Sinne des lateinischen *industria* = Fleiß gesehen werden. Ursprünglich gehen die Industrieschulen auf reine Arbeitshäuser zurück. Hier sollten Arbeitsunwillige oder solche, die keine Arbeit fanden, Gelegenheit zur Arbeit bekommen. Auch für Kinder wurden solche Häuser eingerichtet, um ihnen die Möglichkeit für selbstverdientes Geld zu geben, mit dem sie zu ihrem und ihrer Familien Unterhalt beitragen konnten. Um die Kinder besser auf ihr späteres Leben vorzubereiten, ließ man sie nicht nur arbeiten, sondern erteilte ihnen auch Unterricht. Die Bedeutung des Unterrichts wuchs immer mehr, besonders auch, seit sich die einzelnen Staaten dieser Einrichtung annahmen. Man wollte gebildete und vielseitig einsetzbare Bürger! Damit trat aber auch der pädagogische Gedanke immer mehr in den Vordergrund. Schließlich sollte die Industrieschule nur noch eine besser am späteren Erwerbsleben orientierte allgemeine Schule sein. Das Gewinnstreben spielte jetzt nur noch eine untergeordnete Rolle (zur Industrieschule: vgl. Bendokat, Kaster u.a.).

So sah auch Brand diese Schule: „Industrieschulen sind Anstalten, in welchen Anleitungen zu verschiedenen Handarbeiten mit dem Unterrichte der übrigen Lehrgegenstände nach möglichster Beziehung auf die künftige Lebensweise der Zöglinge verbunden werden“ (Versuch, S. 94). Brand nennt alle bekannten Unterrichtsfächer, dazu aber theoretische Ökonomie

und Arbeiten im Industriezimmer und im Industriearten der Schule. „Es kann nicht mehr die Rede von dem Nutzen der Industrieschulen seyn, da sich ihre Nothwendigkeit von allen Seiten darstellt, welche nur Vorurtheilsblinde nicht einsehen wollen“ (l. c., S. 98).

Industrieschule in Oberursel

In Nassau gab es noch keine Industrieschulen, wenn wir einmal von der Diezer Anstalt absehen. Das Dekret der Übertragung der Oberaufsicht über das Oberurseler Schulwesen betonte „insbesondere aber die daselbst zu entrichtende (!) IndustrieSchule, von deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit man vollkommen überzeugt ist“ (StAWi 230/581). „Die Bestimmung des Menschen erfordert es, daß er von früher Jugend zur Arbeitsamkeit gewöhnet, und gebildet werde. Er wird dadurch gegen drückende Armuth geschützt, wodurch er oft zu unsittlichen Handlungen hingerissen wird“ (l. c.). Es waren noch weitere Industrieschulen bzw. die „Industrialisierung“ des gesamten Volksschulwesens geplant, denn die Oberurseler Industrieschule sollte „ein Meistersück für die weiter beabsichtigten IndustrieAnstalten an andern Orten abgeben“ (l. c.).

Auf Brands Vorschlag hin wurde in Oberursel eine Lehrerin nur für die weiblichen Industriearbeiten eingestellt. Mit Dekret vom 26. November 1811 erhielt Katharina Kmuschka diese Stelle, „daß sie die ihr anvertraute Jugend weiblichen Geschlechts nach ihren besten Kenntnissen in weiblichen Arbeiten nach Anleitung des Herzogl. Amtes und der Geistlichen zu Oberursel und Weiskirchen unterrichten“ werde (StAWi 230/581; vgl. StAWi 210/12130). Damit hatte Oberursel drei Lehrer und eine Industrielehrerin (vgl. Versuch, S. 18, Anm.). Die Mädchen wurden von einem Lehrer unterrichtet. Die Klasse der älteren Jungen leitete Carl Ehrhardt, ihm war zugleich der Unterricht in der männlichen Industrie anvertraut.

Aber offensichtlich ging die weitere Einrichtung der Oberurseler Industrieschule nicht recht voran. Unter dem 26. Februar 1812 schrieb das Oberurseler Amt an die Pfarrer Strieth und Brand: Die Geistlichen hätten noch nicht für einen Industriearten gesorgt, auch seien noch keine Instruktionen an die Lehrer erfolgt. Noch

nicht einmal die nötigen Bücher seien angeschafft worden. „Es ist mir leid, meine Herrn, diese Vorwürfe machen zu müssen, aber ich fürchte, bei h. (= hoher) h. (= herzoglicher) L. (= Landes) R. (= Regierung) verantwortlich zu werden, wenn ich gegenwärtigen Schritt unterlasse“ (StAWi 230/581).

Aber in ihrem Schreiben an das herzogliche Amt in Oberursel konnten die beiden Pfarrer durchaus auf Aktivitäten ihrerseits hinweisen: 1) Die Bücher für die Industrieschule, soweit sie in Frankfurt zu haben waren, seien eingetroffen, die übrigen Bücher würden bald geliefert werden. 2) Die Mädchenindustrieschule könne erst dann eröffnet werden, wenn die Bänke fertig seien. 3) Aus dem Industriegarten müsse erst das durchfließende Wasser abgeleitet werden. 4) Lehrer Ehrhardt werde in den nächsten Tagen sowohl Instruktionen als auch Bücher erhalten. Außerdem wollten die beiden Pfarrer nach Frankfurt gehen und sich dort mit dem Generalkurator des Schulwesens von Fürstprimas Dalberg, Herrn Staatsrat Pauli, besprechen (vgl. StAWi 230/581). Theodor Pauli (1762–1829) (vgl. Scherg, Schulwesen II, S. 609–612) hatte Pestalozzi in der Schweiz aufgesucht, um sich Anregungen für das Schulwesen in Dalbergs Staat zu holen (vgl. I. c., S. 357; vgl. Nicolai, S. 26).

Die Anlage des Industriegartens

Ein großes Problem war in Oberursel die Bereitstellung eines geeigneten Industriegartens. Da in Oberursel ganz offensichtlich nur wenig allgemeines Interesse an einer Industrieschule bestand, stieß man hierbei nur auf eine geringe Bereitwilligkeit. Unter dem 2. März 1812 teilte Pfarrer Strieth dem Oberurseler Amt mit: Er sei heute morgen um 8.45 Uhr auf dem vorgesehenen Gelände des Industriegartens gewesen. „Bald hernach kam (ein Oberurseler Bürger), und sagte mir, daß die ganze Bürgerschaft und der städtische Vorstand gegen mich aufgebracht (seien), weil sie mich als den einzigen Urheber dieser Geschichte ansehen; und ich verliere darüber das Zutrauen der ganzen Gemeinde“ (StAWi 230/581). Offensichtlich war die ablehnende Haltung bei der Findung eines geeigneten Industriegartens nur der Hebel, um die ablehnende Haltung gegenüber der Industrieschule über-

haupt zu dokumentieren. Vielleicht fürchteten die Bürger um ihre städtische Reputation, wenn sie künftig statt einer Lateinschule „nur“ eine Industrieschule, wie viele andere Gemeinden auch, haben würden (vgl. Versuch, S. 4). Die Bürger wandten sich sogar an die Landesregierung. Diese ließ ihnen mit Schreiben vom 7. März 1812 durch das herzogliche Amt u.a. mitteilen: „Weiter erhält Herzogliches Amt den Auftrag; dem Ortsvorsteher sein tadelnswerthes und pflichtwidriges Benehmen zu verweisen, ihn zur Rechtfertigung zu ziehen“ (StAWi 230/581).

Der Industriegarten konnte schließlich in der Nähe der Kirche beim „*Hellersberg*“ (wohl: Hollerberg) angelegt werden (vgl. StAWi 230/581). Mit Schreiben vom 12. Oktober 1815 ordnete die Regierung an, der Industriegarten solle „an den Rahmen“ (gemeint ist wohl: in der Nähe des Rahmtores) angelegt werden. Der kleinere Industriegarten am „*Hellersberg*“ solle zur Verschönerung der Umgebung der Kirche mit Obstbäumen angepflanzt werden (vgl. I. c.). Inzwischen ging die Einrichtung der Schule weiter, wie aus einem Schreiben des Oberurseler Amtes an die Regierung vom 16. März 1812 hervorgeht: Die beiden Pfarrer wären zwar bezüglich der Einrichtung der Schule bisher nachlässig gewesen, „allein seit diesem Schreiben hat sich ihr Eifer verdoppelt und der H. Pfarrer Brand zu Weißkirchen ist wirklich mit Entwerfung eines vollständigen Lehrplans für alle Schulen und für alle Lehrgegenstände beschäftigt, von welchem sich was Vollständiges erwarten läßt“ (StAWi 230/581). Die weibliche Industrieschule sei seit einiger Zeit im Gange; Lehrer Ehrhardt habe einen Plan zur Einrichtung des männlichen Industrieunterrichts übergeben (vgl. I. c.). Warum ließ das Gesamtkonzept Brands so lange auf sich warten? So lange, daß der Lehrer Ehrhardt inzwischen glaubte selber initiativ werden zu müssen? Die Regierung schrieb am 24. März 1812 an das Amt in Oberursel, dem Lehrer Ehrhardt „das besondere Wohlgefallen Herzogl. Regierung zu erkennen zu geben“ (StAWi 230/581). Brand sollte den Plan Ehrhardts bei seinem eigenen Plan berücksichtigen. Aber Brand hatte bereits die Mängel des Ehrhardtschen Planes festgestellt. Ehrhardt habe sich nur mit dem Industriegarten beschäftigt, es gehe aber um alle Lehrgegenstände. In seinem Schreiben vom 15. März betonte Brand u.a.: „Ordnung ist die Schule des Unterrichtes, und vernünftig. Ord-

nung wird nie Zwang, nie Sklaverei“ (l. c.). Schließlich konnte Brand seinen endgültigen Plan zur Konzeption der Industrieschule, und damit auch der Industrieschule in Oberursel, vorlegen. Der Plan erschien unter dem Titel „Versuch eines Planes zur Organisation der Bürger- und Landchulen, mit besonderer Rücksicht auf Industrieschulen“ 1813 bei Andrea in Frankfurt (vgl. auch l. c.).

Brands „Versuch“

Brand wollte mit seinem Buch einen Gesamtplan für das nichtgymnasiale Bildungswesen der nassauischen Schulen vorlegen. Den Kindern sollte ein solider, besonders die „Realien“ und die spätere Lebenspraxis berücksichtigender Unterricht erteilt werden. Für Brand war die Industrieschule ein pädagogisches Unterfangen, und kein ökonomisches Unternehmen. Es komme auf charakterlich und fachlich befähigte Lehrer an, wenn das „Wagnis“ Industrieschule gelingen solle. Brand forderte von seinen Lehrern „Enthusiasmus“ (vgl. Versuch, S. 106). Neben den Gegenständen, die gelehrt werden sollten, bestimmte Brand auch die jeweils erforderliche Methode (vgl. l. c., S. 23). Besonders intensiv widmete sich Brand dem Industrieunterricht für kleinere und größere Jungen und Mädchen, theoretisch und praktisch, im Industriezimmer und im Industriegarten. Außerdem finden sich in Brands „Versuch“ Kapitel über Schulzucht, Schulbibliotheken und Schulkonferenzen.

Übrigens lehnte Brand in seinem „Versuch“ Lateinschulen in kleineren Städten ab. Die wenigen Schüler, die für ein späteres Studium Latein brauchten, könne der Pfarrer privat unterrichten (vgl. Versuch, S. 4f). Aber die Tradition der Oberurseler Lateinschule war so alt (1522) (vgl. Jahn, S. 43), und der Wunsch, eine solche Schule zu haben, war so groß, daß unter Brands Leitung der Lehrer Remelt in besonderen Lehrstunden Lateinunterricht erteilte (vgl. StAWi 230/581). Übrigens wurde Brands Plan von unbekannter Seite der Kritik unterzogen. „H. Brand scheint bei Verfertigung seines Schulplans Oberursel zum Hauptaugenmerk genommen zu haben, welches freilich Hilfsmittel genug darbietet, um das Gesagte zu realisiren; daher setzt er so Manches als richtig voraus, womit ich erst den An-

fang machen würde.“ Und zu den Lehrern lesen wir: „Diese besitzen, besonders auf dem Lande, bei weitem die Kenntnisse nicht, die nach dem Schulplane erfordert werden; wenigstens verstehen sie die Methode nicht... Ein planmässiger Unterricht ist den meisten Landschullehrern eine unbekannte Sache“ (StAWi 210/12130).

Schulräume

Eines der großen Probleme des Oberurseler Schulwesens war, die nötigen und geeigneten Räumlichkeiten für einen geordneten Unterricht bereitzustellen. Ebenfalls Lehrer Ehrhardt hatte zum Schulneubau einen Plan entworfen. Mit seinem Schreiben vom 4. April 1815 nahm Brand zu diesem Vorschlag Stellung. Er wies besonders auf die Mängel des Planes hin: 1) Die Kosten seien zu hoch. 2) Das Schulhaus sei zu weit von der Kirche entfernt. 3) Die Bürger seien mit dem Plan nicht einverstanden. 4) Der Ankauf eines entsprechenden Industriegartens werde ebenfalls eine bedeutende Summe verschlingen. Statt dessen verwies Brand in seinem Schreiben auf die Michaelskapelle zwischen Kirche und Pfarrhaus. In der Michaelskapelle seien im zweiten Stockwerk zwei geräumige Schulzimmer. Im unteren Stockwerk ließen sich leicht ebenfalls zwei Schulzimmer einrichten. Dies hätte folgende Vorteile: 1) Die Schüler seien unter Aufsicht. 2) Die Schule liege nahe bei der Kirche. 3) Lehrer Remelt bekomme so eine Wohnung. 4) Alle Schüler bekämen „geräumige und gesunde Schulzimmer“. 5) Es kämen auf die Stadt nur unbedeutende Lasten zu. Außerdem besitze die Stadt Oberursel nahe bei der Michaelskapelle einen geräumigen Platz, „welcher sehr leicht zu einem Industrie-Garten geformt werden kann“ (StAWi 230/581).

Mit Schreiben vom 16. Juni 1815 wandte sich Brand abermals an die Regierung. Mit Verlegung des herzoglichen Amtes von Oberursel nach Königstein stehe das Haus von Amtssekretär Schumann zum Kauf an. Dieses Haus liege in der Nähe der Kirche und besitze einen Garten. 1) Die zwei geräumigen Zimmer im ersten Stock könnten die Klasse der älteren Knaben und die Industrieschule der Mädchen aufnehmen. „Beide Zimmer sind hell, gesund und geräumig“. 2) Der zweite Stock könne als Wohnung für Rektor Ehrhardt dienen. 3) Der

angrenzende Garten könne als Industriegarten eingerichtet werden. 4) Lehrer Remelt könne die Wohnung von Rektor Ehrhardt erhalten. 5) Dort könne auch die Industrielehrerin wohnen. 6) Die Wohnung von Lehrer Remelt werde frei. 7) Der alte Schulgarten könne vermietet oder verkauft werden (vgl. StAWi 230/581).

Schulinspektionen

Um sich größere Klarheit zu verschaffen, wurde mit Schreiben vom 20. Januar 1816 der Assessor Grüsing von der Regierung angewiesen, die Schulverhältnisse in Oberursel zu inspizieren. Mitvisitorator sollte Brand sein (vgl. StAWi 230/581). Unter demselben Datum erging auch ein Schreiben an Brand. „Aus der Anlage werden Sie ersehen, daß nach Ankauf des Schumännischen Hauses, die Vertheilung der Schulhäuser unter die Lehrer in Oberursel mit besonderer Hinsicht auf das Bedürfniß ihrer Schuljugend beabsichtigt wird ... Wir ersuchen Sie daher, die hierdurch notwendig gewordene Untersuchung des Zustandes aller Schulen in Oberursel gefällig zu übernehmen, womit wir Sie und den Herrn Amtsassessor Grüsing zu Cronberg hiermit in der Art beauftragen, daß Sie Ihr besonderes Augenmerk darauf richten, Vorschläge beizufügen, wie die Schuljugend am zweckmässigsten in die vorhandenen Schulen zu vertheilen, welches Schulhaus für jede Schule am schicklichsten, welcher Lehrer für sie am tauglichsten, und wie insbesondere die Lehrmethode, Fleiß und Betragen des Lehrers Remelt beschaffen sey“ (StAWi 230/581). Am 29. Januar 1816 ließ Brand an Grüsing eine Art Vorwarnung ergehen: „In Hinsicht des Schulwesens in Oberursel will ich Euer Wohlgebornen nur einstweilen sagen, daß wir dort auf viele unruhige Menschen stosen werden“ (l. c.). Vielleicht hing dies auch mit der weiterhin ungeliebten Industrieschule zusammen. Solche Abneigungen dürfte es auch an anderen Orten gegeben haben (vgl. Lachmann, S. 199–213).

Unter dem 17. März 1816 ging der Visitationsbericht mit genauen Zahlenangaben an die Regierung. Unter E finden wir einen Passus „Die Gebrechen der weiblichen Industrie-Schule“: 1) Die Industrieschule werde von nur wenigen Schülerinnen besucht. Dort werde nur Stricken gelehrt. 2) Die Lehrerin behindere selbst den

fleißigen Besuch der Schule, weil sie gegen Bezahlung privat Lehrstunden gebe und hier mehr Fleiß aufwende als in der öffentlichen Schule. Letzteres ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß die Lehrerin ganze 100 fl. verdiente, während ihre Vorgängerin Katharina Wolf noch 150 fl. bekam (vgl. Chronik, S. 4). 3) Die Lehrerin verbinde nicht die vorgeschriebenen Lehrgegenstände mit den Industriearbeiten. Dazu zählten Biblische Geschichte, Sittenlehre, Vorlesung nützlicher Abhandlungen. Wenn diesen Mängeln nicht abgeholfen werde, könne die Schule ihren Zweck nicht erreichen. Die Lehrerin solle angehalten werden, auch die anderen Industriearbeiten zu beginnen (vgl. StAWi 230/581).

Die Reaktion der Regierung sah folgendermaßen aus. In einem Schreiben vom 11. Mai 1816 an das Amt Königstein wies sie darauf hin, daß die Zahl der Schüler es nothwendig mache, vier Klassen einzurichten, zwei Knaben- und zwei Mädchenklassen, die Klassen der 6–10jährigen und die Klassen der 10–14jährigen (vgl. StAWi 230/581; vgl. Versuch, S. 18f).

Brand wurde immer mehr der federführende Mann für Schulangelegenheiten in seiner Umgebung, auch in Oberursel. Ihm vertraute die Regierung. Einmal erkannte man bei Brand eine verwandte Geisteshaltung, oder meinte wenigstens sie zu erkennen, zum ändern hatte man hier einen kenntnisreichen, fleißigen und verlässlichen Mann gefunden. Als es in Oberursel um neue Schulräume ging, hieß es in einem Regierungsschreiben vom 19. Juli 1816 an Amtmann Stahl in Königstein: „unter der Mitaufsicht des Herrn Landdechants Brand“ (StAWi 230/581). Es darf also nicht verwundern, wenn Brand 1817 schließlich Schulinspektor wurde (vgl. Ebert, S. 8).

Die in Oberursel angeordneten Arbeiten und Reparaturen an den Schulräumen wurden abgeschlossen. Brand meldete das am 8. November 1816 an das Amt Königstein. Aber in Oberursel dürfte man mit den schulischen Veränderungen weiterhin nicht einverstanden gewesen sein; das lange Gezerre um einen Platz für den Industriegarten, die Gegnerschaft gegen die Industrieschule überhaupt setzten sich fort in einem ablehnenden Desinteresse. „Dem Stadtvorstande zu Oberursel ist nun von dem Hochlöblichen Amte die Besichtigung der gelieferten Arbeiten übertragen, welcher aber, wahrscheinlich das Gute nicht anerkennend, in Betreff seiner Schu-

len gar nichts thun möchte, und auch hier die Revision der Reparaturen nicht vornimmt.“ So könnten aber die Handwerker ihr Geld nicht bekommen. Das Amt solle die Abnahme der geleisteten Arbeiten anordnen, damit die Handwerker zu ihrem Gelde kämen (StAWi 230/581).

Das nassauische Schuledikt

Am 24. März 1817 kam das nassauische Schulgesetz heraus. Der Begriff Industrieschule taucht darin nicht auf. Es unterscheidet zwischen Volks- und Gelehrten-Schulen. Zu den Volksschulen gehören die Elementarschulen (vgl. Firnhaber II, S. 10–17) und die Realschulen (vgl. l. c., S. 17–23). Der Industrieaspekt fehlt aber weder in der Elementarschule, wo unter den Fächern „allgemeine landwirtschaftliche und Gewerbskenntnisse“ zu finden sind (vgl. l. c., S. 15), noch in der Realschule, wo der Fächerkanon „Zeichnen, Technologie und einfache Buchhaltung“ beinhaltet (vgl. l. c., S. 22). Die Elementarschule sollte alle Bürger- und Landschulen umfassen, die Realschule sollte den gehobenen bürgerlichen Bedürfnissen Rechnung tragen.

Wie aus der Oberurseler Schulchronik hervorgeht, wurde auch dort eine Realschule unter der Leitung von Lehrer Ehrhardt eingerichtet (vgl. Mörtel, S. 20). Wie gesagt, der Industriegedanke ging nicht verloren, aber er wurde immer stärker in das neue Schulsystem integriert. Darüber war man sicher besonders in Oberursel froh, weil der Industrieschule immer noch der Geruch der Bedürftigkeit und der Nivellierung nach unten anhing.

Bei der Schulvisitation im Frühjahr 1824 ist in den Akten nur die Rede von den weiblichen Industriearbeiten und von der Baumschule, nicht aber vom Industriezimmer und vom Industriegarten allgemein (vgl. StAWi 211/14577). Auf diese beiden Formen der Industrie schien sich an den Volksschulen der Industrieunterricht eingependelt zu haben (vgl. auch die Inspektionsberichte der übrigen Schulen des Inspektionsbezirks).

Die Oberurseler Baumschule sollte erst nach der endgültigen Erstellung des neuen Schulhauses angelegt werden (vgl. StAWi 211/14577). Der weibliche Industrieunterricht erfuhr bei der In-

spektion großes Lob: „Die Industrieschulen haben lobenswürdige Fortschritte gemacht.“ Viele Mädchen erhielten auch zu Hause Unterricht in weiblichen Industriearbeiten, da ihre Zahl ohnehin zu groß wäre für einen gemeinsamen Industrieunterricht (vgl. l. c.). Schon bei der Prüfung der weiblichen Industrieschule in Oberursel am 20. August 1821 war der Lehrerin Anerkennung zuteil geworden: „Die Industriellehrerin Catharina Kmuschka ist sehr fleißig“ (l. c.). Von den früheren Vorwürfen hören wir also nichts mehr!

Der Schulneubau

Durch das Schulgesetz von 1817 hatte sich die Zahl der Schüler sehr vermehrt (vgl. Chronik, S. 8). Damit wurde ein Schulneubau immer drängender. Brand war sich dessen schon früh bewußt. Die „Lösung“ durch den Ausbau der Michaelskapelle oder die Übernahme des Schumannschen Hauses hatte er nur aus Kostengründen vorgeschlagen (vgl. l. c., S. 9). Auch in seinem Visitationsbericht über die Inspektion der Knabenschule in Oberursel vom 16. September 1821 wies er auf einen fälligen Neubau hin (vgl. StAWi 211/14577).

Endlich war es soweit! Am 29. März 1824 konnte Brand zusammen mit Justizrat Stahl aus Königstein den Grundstein des neuen Schulgebäudes in Oberursel legen. Außerdem waren der Oberurseler Pfarrer Roth und der Bommerheimer Pfarrer Schmitt, der spätere Nachfolger Brands als Schulinspektor, anwesend (vgl. Bericht über Frühjahrsprüfungen 1824: StAWi 211/14577). „Das Werk ist bereits begonnen, der zahlreichen Schuljugend in Oberursel, welche bisher in so unpassenden Lehrzimmern einer alten Capelle eingeeengt war, die erforderlichen, geräumigen Lehrzimmer zu verschaffen“ (l. c.).

Bereits am 3. November 1825 konnten die drei Klassen in ihre neuen Schulräume einziehen. Die Michaelskapelle war niedergedrückt worden, ihre Materialien wurden z.T. beim Neubau der Schule verwendet. Insgesamt unterrichteten drei Lehrer und eine Industriellehrerin (für Mädchen) an der neuen Schule am Hollerberg, deren Gebäude noch heute steht. „Diese Einrichtung hatte das Gute, daß die Mädchen täglich die Industrieschule besuchen konnten u. sich mehr

Fertigkeit in weiblichen Arbeiten aneigneten“ (Urbanek, S. 26 f). In seinem Abschlußbericht beim Ausscheiden als Schulinspektor 1824 schrieb Brand: „Die Industrie-Schulen haben lobenswürdige Fortschritte gemacht“ (StAWi 211/14577). Brand konnte damit wohl nur die weiblichen Industriearbeiten und die Baumschule meinen. Mit dem Weggang von Lehrer Ehrhardt ging die Oberurseler Realschule ein (vgl. Chronik, S. 8 f).

Laut Regierungsdekret vom 1. Oktober 1819 amtierten in Oberursel folgende Lehrer: 1. Carl Ehrhardt, Industrielhrer der Jungen, später „Reallehrer“, unterrichtete die älteren Knaben – mit 600 fl. Gehalt; 2. Josef Remelt unterrichtete die kleineren Jungen – mit 400 fl. Gehalt; er gab auch Lateinunterricht; 3. Mädchenlehrer und Glöckner – mit 450 fl. Gehalt – war Josef Wohlfahrt. 1820 erhielt Anton Wohlfahrt die Stelle von Lehrer Remelt, 1821 erhielt Josef Wohlfahrt die Stelle von Lehrer Ehrhardt – jetzt mit 500 fl. Gehalt. Die Mädchenklasse übernahm der Lehrer Konrad Bischoff – mit 450 fl. Gehalt (vgl. Chronik, S. 8 f).

Am 20. Juni 1821 traf Brand mit dem örtlichen Schulvorstand folgende Disposition: Simon Josef Wohlfahrt sollte die Klasse der älteren Jungen (9.–14. Jahr) mit 88 Schülern (in drei Kursen) unterrichten, Konrad Bischoff die Klasse der älteren Mädchen mit 110 Schülerinnen (in drei Kursen), Anton Wohlfahrt die kleineren Jungen und Mädchen (6.–9. Jahr) mit zusammen 98 Schülern und Schülerinnen (vgl. Inspektionsbericht vom 16. September 1821: StAWi 211/14577). Dazu die Industrielehrerin für die weiblichen Industriearbeiten. Entgegen dem Regierungsschreiben vom 11. Mai 1816 blieb es also bei drei Klassen.

Die Oberurseler Lehrer waren an der Hebung des Schulwesens interessiert. Vor allem suchten sie sich die „neue Methode“ zu eignen zu machen. 1816 wurden viele Lehrer zu einem Examen nach Wiesbaden bestellt. Die dabei gut abschnitten, kamen zu einem Fortbildungskurs nach Idstein, der vom württembergischen Oberschulrat Denzel im Herbst 1816 gehalten wurde. „In dem selben erhielten diese Lehrer eine bessere Ansicht im Erziehungsfache und lernten einen zweckmäßigeren Methodengang, die Anlagen des Kindes stufenweise zu entwickeln und auszubilden“ (Chronik, S. 7). Bernhard G. Denzel war ein begeisterter Anhänger Pestalozzis

(vgl. Krohmann, S. 25). Vor allem sollten die Selbständigkeit und das Nachdenken der Schüler geweckt werden (vgl. Denzel, S. 45 f).

Schluß

Die Oberurseler Elementarschule ging ihren Weg weiter. Mit zunehmender Entwicklung des Handwerks in Oberursel empfand man auch immer stärker die Notwendigkeit einer dieser Entwicklung Rechnung tragenden Schule. „Das gewerbliche Leben hat in neuerer Zeit eine bedeutende Veränderung erlitten, es ist dem kaufmännischen Betrieb so ziemlich nahe gerückt. Es genügt daher dem Handwerker nicht mehr, daß er sein Geschäft gut verstehe, mit Hobel, Hammer u.s.w. umzugehen wisse; sein schriftlicher Verkehr verlangt von ihm auch eine gewisse Gewandheit in der Feder. Diesem Bedürfnis nun soll in den Gewerbe- und Bürgerschulen Genüge geleistet werden“ (Riedel, S. III). 1849 entstand eine solche Schule in Oberursel. „Angehörige des gewerblichen Mittelstandes und der Intelligenz schufen aus eigener Initiative im Jahre 1849 im ‚Lokal-Gewerbeverein‘ die Voraussetzungen zur Gründung einer ‚Gewerbeschule‘ in Oberursel, die am 8. Juli 1850 mit 55 Schülern und zwei Lehrkräften eröffnet wurde“ (Mörtel, S. 25).

Die Oberurseler Berufsschule nahm die Tradition der „Gewerbeschule“ auf, die Realschule nahm als Mittelschule die Tradition der 1821 eingegangenen „Realschule“ auf. Die Betonung der „Realien“ blieb in allen Oberurseler Schulen präsent, nicht zuletzt am früheren Gymnasium, das als „Realgymnasium“ gegründet worden war. – Brand hat zwar nicht den Grundstein zum Oberurseler Schulwesen gelegt, aber er hat wichtige Steine dazu beigetragen.

Fundstellen:

Diözesanarchiv Limburg (= DALi)

Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden
(= StAWi)

Stadtarchiv Oberursel,
hier: Chronik der Schulen zu Oberursel, aufgestellt durch den ersten Lehrer Simon Joseph Wohlfahrt am 16. Februar 1820 (= Chronik)

Bendokat, Bruno
Industriepädagogik bei den Philanthropen und bei Pestalozzi, Diss. phil. Halle-Wittenberg, Halle 1933

Brand, Jakob
Versuch eines Planes zur Organisation der Bürger und Landschulen, mit besonderer Rücksicht auf Industrieschulen, Frankfurt a. M. 1813
(= Versuch)

Denzel, B. G.
Die Volksschule. Ein methodologischer Lehrkursus gehalten zu Idstein im Herbst 1816 mit einer Anzahl Herzogl. Nassauischer Schullehrer, Eßlingen und Stuttgart 1817

Ebert, Ferdinand
Jakob Brand, in: Lebensläufe aus Franken, 6 (Würzburg 1960), S. 5–20

Felder, Franz Karl
Gelehrten-Lexikon der katholischen Geistlichkeit Deutschlands und der Schweiz, Band I, Landshut 1817

Firnhaber, Carl Georg
Die Nassauische Simultanvolksschule, Band II, Wiesbaden 1883

Helfrich, Maria
Das Mainzer Bildungswesen von 1774–1792, Diss. phil. Frankfurt (masch.)

Jahn, F.
Oberursel und seine Schulen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Heimatkunde Oberursel, Dez. 1970, S. 43 ff

Kaster, Herbert
Industrieschulen im rheinisch-pfälzischen Raum von der Aufklärung bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Diss. phil. Mainz, Mainz 1975

Krohmann, W. und Nicolai, W. O.
Johann Heinrich Pestalozzi und Nassau, in: Nassauische Heimat, 4 (15. Februar 1927), S. 25 f

Lachmann, C. L. F.
Das Industrieschulwesen ..., Braunschweig und Helmstedt 1802 (Nachdruck Glashütten 1973)

Mörtel, J.
Volksschule Mitte, in: Eine Stadt und ihre Schulen. Zur Einweihung der dritten Volksschule in Oberursel am 16. Mai 1953, hrsg. vom Magistrat der Stadt, S. 20 f

Riedel, Jakob
Der schriftliche Verkehr des Gewerbetreibenden, Heidelberg 1862

Scherg, Theodor Josef
Das Schulwesen unter Karl Theodor von Dalberg, besonders im Fürstentum Aschaffenburg 1803–1813 und im Großherzogtum Frankfurt 1810–1813, Teil II, München-Solln 1939

Struck, Wolf-Heino
Die nassauische Simultanschule, in: Herzogtum Nassau 1806–1866, Wiesbaden 1981, S. 253–266

Urbanek, A. M.
Die Entwicklung des Oberurseler Schulwesens bis zu den Eingemeindungen des Jahres 1972, in: Festschrift zur 100-Jahr-Feier der Grundsteinlegung der Volksschule-Mitte, 1975, S. 22–37

Beutepapierauswertung und Gefangenenvernehmung der deutschen Luftwaffe im Weltkrieg 1939/45 durch „Dulag Luft“, Oberursel

Von Ludwig Elberskirch

Vorbemerkung

Der nachfolgende Artikel über einen neuartigen Tätigkeitsbereich innerhalb der deutschen Luftwaffe, in dem ich als Dolmetscher mitgewirkt habe, gründet sich im wesentlichen auf mein Gedächtnis. Natürlich sind ihm nach so langer Zeit viele Einzelheiten entschwunden, etwa Namen von Personen, Örtlichkeiten, Flugzeugtypen u.a.m., vor allem aber war mir die zeitliche Fixierung bestimmter Ereignisse durchweg nicht mehr möglich. Aber alles Wichtige und Wesentliche, auch manche Einzelheiten, stehen noch deutlich in meiner Erinnerung; diese fand auch in dem unten zitierten und in Übersetzung wiedergegebenen Aufsatz eines USA-Magazins zum gleichen Thema eine gute Stütze. Wichtig erscheint mir auch, daß durch Heranziehung englischer Publikationen eine Darstellung von Vorgängen ermöglicht wurde, die im Umfeld meines Themenkreises wesentliche Bedeutung haben, deren Kenntnis aber unter dem Hitlerregime, oder auch später wegen mangelndem Interesse der deutschen Öffentlichkeit versagt blieb. Wegen der engen Zusammenarbeit von Beutepapierauswertung und Vernehmung konnten beide Arbeitsbereiche gleichzeitig behandelt werden.

Möge so, was ich als Mitarbeiter bei der Auswertung von Beutepapieren mitzuteilen habe, als Zeugenbeitrag angenommen werden und – das ist mein Hauptanliegen – davor bewahrt werden, in Vergessenheit zu geraten.

Die Vorgeschichte

Für die Gefangenenvernehmung war der Luftwaffe zu Beginn des letzten Weltkrieges der am Taunusrand bei Oberursel gelegene „Gausiedlungshof“ zugewiesen worden. Er war von Ro-

bert Ley, einem von Hitlers Paladinen, gegründet worden und verfügte über ein weites Terrain mit einigen Wirtschafts- und Schulungsgebäuden.

Das Durchgangsgefangenenlager der Luftwaffe (Dulag Luft) war für alle französischen, englischen und später auch amerikanischen Fliegergefangenen zuständig. Aus kleinen Anfängen – die Belegschaft bestand zuerst aus dem Kommandanten, mehreren Offizieren und Dolmetschern nebst Hilfspersonal – entwickelte sich der Gebäudekomplex durch den sich ausweitenden Luftkrieg zu einer umfangreichen Barackensiedlung. Bis zum Ende des „Sitzkrieges“ im Mai 1940 war wenig zu tun, wenn auch schon im Jahre 1939 ein Dutzend Gefangene zu betreuen waren, Engländer und Franzosen, die aus Aufklärern stammten, die über der Nordseeküste bzw. dem Moselland abgeschossen worden waren.

Anfang des Jahres 1940 wurde im Westen ein Engländer abgeschossen, und die Vernehmungsoffiziere bekamen Arbeit. Aus ihrem Papierkorb zog der Dolmetscher Alfred Bohner, Studienprofessor in Kaiserslautern, einige Landkarten, die den Norden Frankreichs darstellten. Er unterzog sie einer genauen Überprüfung und entdeckte, über den Raum verteilt, eine Menge Markierungen, kleine Bleistiftkreise, die mit je zwei Buchstaben gekennzeichnet waren. Es erwies sich, daß sich an allen diesen Stellen Flugplätze befanden. Alfred Bohner schloß: Das sind die Flugplätze, die der Royal Airforce des britischen Expeditionscorps zugewiesen worden sind.

Diese höchst bedeutsamen Erkenntnisse wurden sofort an den Luftwaffenführungsstab in Berlin weitergeleitet. Damit war auf spektakuläre Weise dargetan, welchen Erkenntniswert solche Papiere haben konnten. So beauftragte der Kom-

mandant, Major Killinger, Alfred Bohner mit der Bildung einer neuen Abteilung. Sie bekam den Decknamen „Buna“ (Beute- und Nachrichtenauswertung). Dieser waren hinfort alle Papiere, die in abgeschossenen Flugzeugen geborgen oder in den Taschen der Gefangenen gefunden wurden, zu übergeben. Ich hatte das Glück, von dem Leiter als erster zur Mitarbeit hinzugezogen zu werden. Gegen Ende des Krieges waren in dieser Arbeitsgruppe etwa 10 Auswerter tätig, zuzüglich die nötigen Schreibkräfte. Alfred Bohner war ein Mann von einem umfangreichen Wissen, einem scharfen Verstand und einem fast fieberhaften Fleiß. Von seinen Mitarbeitern verlangte er, daß sie bei ihrer Tätigkeit „auch den geringsten, scheinbar nebensächlichen Dingen ihre Aufmerksamkeit schenken, sich Gedanken machen und der Sache nachgehen.“

Ein Zufall kam ihm bei seiner Arbeit noch zu-statten. Er war schon einmal in einer Situation gewesen, in der er Papierbeuteauswertung betreiben mußte. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges – wir folgen hier seiner Darstellung – hatte er gerade das Abitur bestanden und befand sich als Nachhilfelehrer für die Kinder auf einem französischen Schloß. So wurde er Zivilgefangener und kam mit anderen Unglücklichen in ein Gefangenenlager, das aus einem dörflichen Tanzsaal mit anschließendem Gelände bestand. Die Verhältnisse waren höchst unerquicklich. Als besonders schlimm wurde empfunden, daß sie gar nichts davon erfuhren, was in der Außenwelt vor sich ging. Die haßerfüllten Franzosen ließen nicht einmal zu, daß sie französische Zeitungen lesen konnten. In dieser äußersten Notlage richteten sich Bohners begehrliehe Blicke auf die Zeitungsetzen, die auf der Jauche hinter dem Abtritt der Wachmannschaft herumschwammen. Er veranlaßte seine Mitgefangenen, sie aufzufischen, in sauberem Wasser zu bähnen, zu trocknen und ihm zu überbringen. „Wir waren nun im Bilde“, erzählte Alfred Bohner.

Die Tätigkeit der Abt. Buna

Die Voraussetzungen für eine ertragreiche Arbeit der Abt. Buna waren recht gut. Die über vier Jahre hin fast ohne Unterlaß durchgeführten und sich immer stärker ausweitenden Bombardierungen durch die alliierten Luftstreitkräfte, zusammen mit der ständig steigenden

Technisierung der Kampfmittel und Verfeinerung der Angriffsmethoden, verursachten einen immer größeren Bedarf an gedruckten Unterlagen, von denen ein Teil auch auf den Feindflug mitgenommen werden mußte. So war bei Abschüssen unsere Ausbeute an Papieren aus nicht in Flammen aufgegangenen Flugzeugwracks erheblich.

Die alliierten Militärbehörden waren sich durchaus bewußt, daß auf diese Weise wichtige Erkenntnisse durch den Gegner gewonnen werden konnten. Es gab daher strenge Befehle, keine unnötigen Papiere auf den Feindflug mitzunehmen und die mitgenommenen vor einer Gefangennahme zu vernichten. Eine wirksame Kontrolle über die Durchführung hat es aber offensichtlich nicht gegeben. Sicher aber ahnte man nicht, in welchem Ausmaß die Deutschen aus einer systematischen Auswertung der angefallenen Papiere Gewinn ziehen konnten.

Besonders die Amerikaner machten sich darüber wenig Gedanken. Sie pflegten in ihren „Fliegenden Festungen“ die Papiere in einer braunen Ledermappe mit sich zu führen, in der nicht nur Platz für die Unterlagen des laufenden Fluges war, sondern auch für solche früherer Unternehmen. Es kam einmal vor, daß dort auf Landkarten in schöner Ordnung die Angriffsplanungen von acht Feindflügen mit Bleistift markiert zu finden waren – ein Ausfluß typisch amerikanischer Sammelleidenschaft?

Die Beutepapiere

Regelmäßig vorhanden waren die schon vorhin erwähnten Landkarten, auf denen die Flugkurse abgesetzt waren, die die einzuhaltenden Strecken und die Ziele angaben. Die Kenntnis der üblichen Anflugwege war für uns wichtig, da durch sie die Plazierung unserer Flak und der Abfangjäger bestimmt war. Insgesamt ergab sich, daß der Ausflug von der Insel stets über wenige markante Punkte an der Küste erfolgte und von dort neuer Kurs auf den Kontinent genommen wurde. Bei Zielen in Norddeutschland wurde ein Umweg weit nördlich über die Nordsee genommen und dann so nach Süden abgelenkt, daß der Flug über Land möglichst kurz war. Bei Zielen im Innern Deutschlands wurde das durch die Abwehr stark geschützte Rheinisch-Westfälische Industriegebiet nach Süden umflogen, so daß sich am Mittelrhein die Überflüge in star-

kem Maße massierten. – Das Ziel eines Angriffs stand bei normalem Verlauf durch den angerichteten Schaden fest. Aber es kam mehrere Male vor, daß ein Bomberangriff „platzte“, weil bei stürmischer, dunkler Nacht und zusätzlicher deutscher Abwehr der Kurs nicht eingehalten und das Ziel nicht gefunden wurde. Die Flugzeuge irrten dann weit zerstreut umher auf der Suche nach einem lohnenden Objekt, bei dem sie ihre Bomben loswerden konnten. Da entstand dann die brennende Frage, welches das geplante Ziel war, dessen Bombardierung wohl bald nachgeholt würde. Die Papiere gaben die Antwort.

Für wichtige großräumige Angriffsobjekte fielen auch Zielkarten in Buntdruck an, wie für die Chemiewerke Buna bei Halle, die eine Fläche von 12 x 4 km aufwies, oder für das Stadtgebiet von Hamburg, wo auch die „Scheinanlagen“ eingedruckt waren, eine Abdeckung der Binnenalster, die die Flieger täuschen und veranlassen sollte, die äußere Alster dafür zu halten und ihre Bomben weiter außerhalb des Stadtinneren abzuwerfen.

Die Hyperbelnavigation

Etwa ab Mitte des Krieges wurde in den abgeschossenen Flugzeugen fast regelmäßig eine Spezialkarte auffälliger Art geborgen. Auf ihr war ein Netz von roten, grünen und gelben kurvenförmig und parallel zueinander verlaufenden Linien zu sehen, die auf den Landkarten aufgedruckt waren. Da die Linien Teile einer Hyperbel (durch Kegelschnitt gewonnene Kurve) darstellten, wurden sie deutscherseits „Hyperbelnavigationskarten“ genannt, die Engländer hatten dafür die Bezeichnung „Gee“. Diese Karten gaben den britischen Flugzeugbesatzungen ohne Erdsicht eine zuverlässige Orientierungsmöglichkeit. Das war die Voraussetzung dafür, daß ihre Führung die Luftangriffe in die Nacht verlegen konnte, eine Maßnahme von entscheidender Bedeutung.

Zur Benutzung einer solchen Spezialkarte durch ein Flugzeug gehörte ein darin eingebautes Empfangsgerät. Dieses hatte Impulse aufzunehmen von drei Sendern, die auf britischem Boden in geringer und gleichweiter Entfernung voneinander aufgebaut waren. Solche Dreisendersysteme waren nur in einer Richtung, der Vorderseite,

für die Navigation von Nutzen, insofern als das dorthin ausgestrahlte Netz engmaschig war und seine Linien sich in einem recht- oder fast rechtwinkligen Winkel schnitten, während es, je weiter zur Rückseite hin, immer weitmaschiger wurde und sich die Schnittwinkel immer mehr verkleinerten oder vergrößerten. Durch Hinzufügung eines vierten Senders wurde daraus aber ein „Sternsystem“, dessen Netz rundum brauchbar war.

Diese Sendesysteme waren entlang der Ost- und Südostküste Englands aufgestellt und im Norden auf die Nordsee, im Südosten auf den Kontinent ausgerichtet. Gleich nach der Invasion fanden sie auch auf französischem Gebiet Verwendung. Diese Beutekarten waren für uns von großem Interesse. Die in ihnen ersichtlichen Standorte und Ausrichtungen gaben an, welche Landstriche die Engländer als ihre Operationsgebiete betrachteten und bei Verlegungen, wohin sie diese auszu dehnen gedachten.

Eine besondere Rolle sollen sie bei der von Hitler für die Alliierten ganz unerwartet in Gang gesetzten Ardennenoffensive gespielt haben. Demgemäß wurden erbeutete Empfangsgeräte in deutsche Flugzeuge eingebaut und unter Benutzung unserer Beutekarten zum Einsatz gebracht.

Funkunterlagen

Sehr häufig fielen auch Funkunterlagen mit der Auflistung zahlreicher Frequenzen an. Sie wurden als besonders geheim angesehen, denn, auf dünnem Reispapier gedruckt, konnten sie vor einer Gefangennahme verzehrt werden. Sie wurden den zuständigen Fachleuten zur Bearbeitung übergeben.

Bombenzuladungszettel und Rationskarten

Die erste und wichtigste Aufgabe ist nach Einlieferung eines oder mehrerer Gefangenen des gleichen Abschusses die Feststellung, welcher Flieger Einheit sie angehörten, weil dann von schon vorhandenen Erkenntnissen ausgegangen werden kann. Um das zu verhindern hatte man alle Papiere streng neutral gehalten und Formulare zentral gedruckt. Zwei Papiere waren trotzdem für unseren Zweck verwendbar, die Bombenzuladungszettel und die Rationskarten. Bevor das Flugzeug zum Feindflug startete, rollte es vor

dem Bombendepot vor, um dort die ihm zugewiesene Bombenlast in Empfang zu nehmen. Der Verwalter gab dazu eine vorgedruckte Bescheinigung bezüglich Anzahl und Kaliber und setzte seine Unterschrift darunter. Damit war die Neutralität des Papiers zerstört. Die Unterschrift verriet die Einheit, sobald sie nur einmal bei einem früheren Abschluß als für diese spezifisch erkannt worden war.

Rationskarten wurden zahlreich in den Taschen eingelieferter Gefangener gefunden, da dem fliegenden Personal reichlich Zigaretten, Süßigkeiten und andere schöne Dinge zugeteilt wurden. Hier waren es die ganz verschiedenen Methoden, mit denen die Kantinenwirte auf den Flugplätzen die Zuteilungsabschnitte entwerteten. Einer bediente sich dabei einer Locherzange, wie sie von den Eisenbahnern am Zugang zum Bahnsteig benutzt wurde. Ein anderer fuhr mit einem weichen Zimmermannsstift über den Abschnitt, auf den sich dabei die spezifische Maserung des Schaltertischs durchdrückte. Die Zahl solcher interessanter Papiere hatte sich bald so erhöht, daß sich die Notwendigkeit ergab, eine Indizienkartei anzulegen, in der alle Bombereinheiten ihren Platz fanden und die für ihre Identität charakteristischen in alphabetischer Ordnung abgelegt wurden.

Paßfotos

Ein Papier sollte aber für die Identifizierung eine besondere Bedeutung bekommen und die Indizienkarte bereichern. Bald mußten wir erleben, daß jeder eingelieferte Gefangene einige Paßfotos bei sich hatte, die ihn selbst darstellten und an deren Besitz er auch dann festhielt, wenn er alle anderen Papiere vernichtet hatte. Des Rätsels Lösung brachte uns ein von der „Abwehr West“ übermittelter französischer Paß, der einem abgeschossenen englischen Flieger in Zivilkleidung an der französisch-spanischen Grenze abgenommen worden war. Der französischen Fluchthilfeorganisation für abgeschossene alliierte Flieger fehlte bei der allgemeinen Mangellage das Filmmaterial zur Anfertigung der Fotos. Infolgedessen mußten alle zum Feindflug startenden Flieger damit versehen sein. Zur Aufnahme ließ sie der Fotograf an eine bestimmte Stelle des Flugplatzes in Zivilkleidung kommen; daher war der Hintergrund des Fotos für die Angehörigen einer bestimmten Einheit immer derselbe.

Schwer hatten es die Amerikaner, da sie keine Zivilanzüge zur Verfügung hatten. In der Not ließen sich einige Einheiten in der Unterwäsche aufnehmen, so daß sie wie die Sträflinge dastanden, was für ein Durchkommen an der spanischen Grenze sicher ein schweres Hindernis bedeutet hätte. So schafften sie sich denn bald einen Zivilanzug an, in den einer nach dem anderen hineinschlüpfte, der aber für die meisten zu groß war. Die so gewonnenen Fotos waren in idealer Weise „indizios“, von der Umhüllung, in der sie der Fotograf den einzelnen überreicht hatte, über ihr Farbtonung, den einheitlichen Hintergrund, den meist zu großen Anzug, seine Musterung bis zu dem meist markanten Schlips. Erkenntnisse über die Fluchtorganisation fielen auch sonst an. Es gab eine bestimmte britische Squadron (Staffel), die diese mit mancherlei Material zu versorgen hatte; aus abgesetzten Kursen auf Beutekarten ging hervor, daß dieses zeitweise auf einer Seineinsel bei Paris abgeworfen wurde.

Wettervorhersagen

Zu den regelmäßig anfallenden Papieren gehörten auch Wettervorhersagen, die in schön illustrierter Form darstellten, mit welchen Witterungserscheinungen auf dem Feindflug zu rechnen war. Sie blieben schon mal in etlichen Exemplaren von durchgeführten oder auch nicht durchgeführten Planungen im Flugzeug liegen. So konnte man sich Gedanken machen, bei welchen Vorhersagen Einsätze geflogen oder abgeblasen wurden. Besonders wichtig war die Kenntnis der Witterung für die Zeit der Landung nach dem Rückflug auf dem heimischen Flugplatz.

Weitere Papiere

In den Taschen der Gefangenen waren noch Papiere mannigfacher Art zu finden, wie Dienstweisungen, Briefe, Notizbücher und Notizzettel, oder gar als Einzelfunde Tagebücher, die allesamt interessante Informationen lieferten. Aber auch schon eine Eisenbahnkarte konnte von großem Wert sein. Eine solche befand sich bei einem Angehörigen einer Bombereinheit des zweimotorigen Typs Wellington, die im Süden der Insel stationiert war. Sie berechnete von dort zu einer Fahrt an einen Küstenort im Norden,

bei dem sich auch ein Flugplatz befand. Daraus war zu schließen: Da die Karte nur zu einer Hinreise berechtigt, kann es keine Urlaubskarte sein. Im Zuge der Umrüstung von Zwei- auf Viermotorige werden die Wellingtons an die Nordseeküste zur U-Boot-Jagd verlegt und machen einer viermotorigen Lancaster- oder Halifax-Einheit Platz.

Ein Beutepapier ungewöhnlicher Art ist mir im wesentlichen noch im Gedächtnis geblieben. Durch ein übles Mißgeschick war die neueste Version eines Jagdflugzeugs kurz nach seiner Indienststellung verloren gegangen und unbeschädigt in die Hände des Gegners gefallen. Der Pilot hatte sich bei starker Wolkenbedeckung über Nordfrankreich verirrt, war umhergeirrt, und, als er durch ein Wolkenloch einen Flugplatz unter sich sichtete, gelandet – auf britischem Boden, wie er zu spät bemerkte.

Wie die Briten diesen glücklichen Fund auswerteten, ging aus den Papieren hervor, die uns das Afrikakorps nach Eroberung eines Fliegerstützpunktes zusandte; einige betrafen auch unseren auf unglückliche Weise verlorengegangenen Jäger. Durch zahlreiche Erprobungsflüge hatten sie alle seine Flugeigenschaften wie Höchstgeschwindigkeit, Steigfähigkeit, Wendigkeit, Rundumsicht des Piloten und vieles andere festgestellt. In dem Bericht, der uns vorlag, wurde so auf alle Vorzüge und Schwächen hingewiesen. Besonderes Interesse bekam er für uns noch dadurch, daß das deutsche Flugzeug in einem Vergleich den englischen Jägertypen gegenübergestellt wurde und deren Piloten Ratschläge erteilt wurden, wie sie sich bei einer Begegnung zweckmäßig zu verhalten hätten.

Den Bericht haben wir eiligst übersetzt und, dem Beispiel der Engländer folgend, unseren Jägerheiten übermittelt. Damit wurden diese auch über die Besonderheiten der ihnen gegenüberstehenden feindlichen Jäger ins Bild gesetzt – leider etwas spät, denn zwischen dem Mißgeschick des deutschen Fliegers und der Erbeutung der Papiere lag eine Zeitspanne von über einem Jahr.

Allgemeinerkenntnisse

Grunderkenntnisse über die Ausrüstung der Bomber, ihre Besatzungen, die Angriffstaktik der Streitkräfte u.a.m. waren noch aus verschiedenen oben behandelten Papieren zu gewinnen.

Die Engländer setzten bei ihren Massenangriffen viermotorige Bomber ein, hauptsächlich vom Typ Lancaster, der den Typ Halifax im Laufe des Krieges immer mehr verdrängte. Im Einsatz hatten sie auch noch den ebenfalls viermotorigen Liberator, aber nur auf einem Nebenkriegsschauplatz. In Österreich befand sich ein kleines Erdölfeld, das von Flugbasen in Nordafrika aus angegriffen wurde. Dabei kam es zu Abschüssen dieses Typs, dessen Gefangene mit Papieren unüberstellt wurden.

Der Lancaster hatte sieben Besatzungsmitglieder: den Flugzeugführer, den Navigator, den Funker, den Bombenschützen und drei Bordgeschützen. Einer von diesen hatte seinen Sitz in einer Kanzel mit weiter Rundumsicht ganz hinten am Schwanz des Flugzeugs. Er war ein gefürchteter Gegner für die normalerweise von hinten im Sturzflug angreifenden deutschen Jäger. Das war eine hochqualifizierte Mannschaft, deren Ausbildung zumeist eine lange Zeit erfordert hatte, für den Flugzeugführer und besonders den Navigator gar, mehr als ein Jahr. Dieser hatte die schwierige Aufgabe, bei dunkler Nacht den Flugweg sicherzustellen. Für die Landung auf heimischem Boden waren die Flugplätze aber nach und nach mit einer Randbefeuerung versehen worden.

So war jedes Flugzeug imstande, auf den Feindflügen auch selbständig zu operieren. Mit dem gleichzeitigen Einsatz großer Bombermassen auf das gleiche Ziel waren dem aber enge Grenzen gesetzt. Die Gefahr von Zusammenstoßen in der Luft war da sehr groß. Der Angreifer mußte dabei auch bestrebt sein, die Bombardierung mit möglichst starken Kräften in möglichst kurzer Zeit durchzuführen, um der deutschen Flak und den Jägern nur kurze Zeit für die Abwehr zu lassen.

In der Nacht zum 31. Mai 1942 führten die Engländer ihren ersten Großangriff mit verheerender Wirkung auf Köln durch. Churchill erklärte im Unterhaus triumphierend, 1000 Flugzeuge hätten in einem konzentrierten Angriff von kaum mehr als einer Stunde ihr Bombenlast abgeworfen. Darauf erwiderte Hermann Göring, das sei wegen der Kollisionsgefahr gar nicht möglich, er habe oft genug solche Angriffe geplant, um das beurteilen zu können. Aus den Papieren ergab sich, daß eine genaue Planung mit einer eng kalkulierten Zeiteinteilung für die teilnehmenden Verbände dies ermöglichte. Laut Planung hatten sie die Stadt in dicht aufeinander

folgenden Angriffswellen in einer festgesetzten Richtung zu überfliegen. Auch durch Gefangenbetreuung konnte festgestellt werden, daß entsprechend der Zahl der eingesetzten Einheiten mindestens 800 Flugzeuge im Einsatz waren. Daß der Gegner dabei seine gesamten ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte aufgebieten hatte, ergab sich daraus, daß er auch die noch im Stadium der Ausbildung stehenden Einsatzschulen mitherangezogen hatte.

Franz Kurowski hat in seinem grundlegenden Werk über den Luftkrieg über Deutschland auf Grund von vorwiegend britischem Archivmaterial diesen Angriff beschrieben¹. Dementsprechend haben 1046 Flugzeuge im Einsatz gestanden. Davon haben 889 Besatzungen gemeldet, daß sie über Köln gewesen sind. 43 Bomber wurden abgeschossen (lt. deutschem Wehrmachtbericht 36). Dazu kamen aber noch 116 beschädigte, die meist bei der Landung in England verloren gingen und „aus optischen Gründen nicht mitgezählt wurden“.

Die Amerikaner greifen ein

Eine starke Erweiterung erfuhr der Bombenkrieg Mitte des Jahres 1942 mit dem Erscheinen der Amerikaner auf dem Kriegsschauplatz. Die Vereinigten Staaten waren auf den Krieg, vor allem auf einen europäischen, schlecht vorbereitet. Ihr Blick war mit Besorgnis auf das jenseits des Pazifischen Ozeans beängstigend aufstrebende Japan gerichtet. Ihre „Fliegende Festung“, viermotorig, ein Bomber und Kampfflugzeug mit zehn Besatzungsmitgliedern, war für Operationen ohne Jägerschutz in den weiten Regionen des Pazifik gebaut. Ihre kleinste Flugeinheit, die „group“, hatte dreißig Flugzeuge gegenüber der deutschen „Staffel“, ebenso wie der englischen „Squadron“ mit nur zwölf.

Eines der ersten Überführungsflugzeuge nach England, besetzt mit dem Chef einer solchen Einheit, einem Oberst und mit seinem Stab, verirrt sich in dem engen, winkligen Europa und landete mit den Bürounterlagen seiner Group auf deutsch-besetztem französischem Gebiet. – Zu einer Katastrophe wurde ein früher Angriff auf U-Boot-Unterkünfte bei Nantes. Entsprechend der dortigen Meldung wurden zehn fliegende Festungen innerhalb von zwei Minuten abgeschossen, so daß die Flugzeuge einzeln gar nicht bearbeitet werden konnten, da nicht fest-

zustellen war, welchen Abschüssen die angefallenen Gefangenen zuzuweisen waren. Für die schnell anwachsenden amerikanischen Luftstreitkräfte mußte nun auf britischem Boden Platz geschaffen werden. Daß die Engländer schon ihre Fliegerausbildung nach Kanada verlegt hatten, nützte wenig und konnte nicht verhindern, daß die zahlreichen neuen Flugplätze in bedenkliche Nähe zu liegen kamen. Da aber die Engländer bei ihren Nachtflügen auf die Nacht ausgewichen waren, blieb der Luftraum bei Tage für die Amerikaner frei. Sie flogen in Formation, an der Spitze führte der Groupkommandant, in Keilform gefolgt von seiner Einheit. Unterstützt von seinem Adjutanten als Copilot, einem Navigator, einem Funker sowie einem Bombenschützen, bestimmte er alle Flugbewegungen und Maßnahmen, auch den Augenblick des Bombenabwurfs; denn gleichzeitig mit seinem eigenen Abwurf ging auf dem Führungsflugzeug eine Rauchbombe hoch als Signal für die Nachfolgenden, unverzüglich auszuklinken. Durch die wertvolle Ersparnis dieser wichtigen Besatzungsmitglieder konnte die Zahl der Bombenschützen in den nachfolgenden Flugzeugen entsprechend erhöht werden, doch war aus Sicherheitsgründen jedem Flugzeug auch ein Copilot zugeteilt.

Die Amerikaner stießen mit immer zahlreichen Bombenverbänden immer tiefer in den deutschen Raum hinein. Dabei flog der Oberkommandeur mit seiner Group an der Spitze, ihm folgten dichtaufgeschlossen in gewohnter strenger Ordnung die übrigen Groups, die auch auf sein Rauchzeichen die Bomben abwarfen. So war durch die geballte Abwehrkraft der vielen Festungen eine gewaltige fliegende Festung geworden. Überflüge solcher Luftflotten haben damals nicht selten ganze Landstriche Westdeutschlands erlebt, und wer einmal, von Neugierde getrieben, den schützenden Bunker zu verlassen wagte, dem bot sich ein großartiges, aber im Grunde grauerregendes Schauspiel: Während die ganze Atmosphäre vom Summen der Motoren erfüllt war, zogen unzählbare Flugzeuge, wegen der großen Höhe nur als winzige Kreuze sichtbar, aber durch die nachziehenden Kondenzstreifen markiert, ihre Bahn. Durch ihre strenge Gliederung und gleiche Geschwindigkeit erschienen sie wie ein einziger, von einem Willen gelenkter Körper, der, für die Flak schwer erreichbar und für die Jäger unangreifbar, unbeirrt einer deutschen Stadt zustrebte,

um auf sie in einem kurzen Akt ihre gesamte Ladung als „Bombenteppich“ abzuwerfen.

Wie die Engländer, so steigerten auch die Amerikaner bei ihren Einsätzen die Zahl ihrer eingesetzten Bomber bis auf rund tausend, etwa 33 Groups. Diese mußten versammelt und in eine Marsch- und Schlachtordnung gebracht werden, in der jeder Einheit und jedem Flugzeug ein ganz bestimmter Platz zugewiesen war. Die Planung erforderte ein hohes Maß an Organisationskunst und die Durchführung äußerste Gewissenhaftigkeit, Genauigkeit und Pünktlichkeit seitens einer Vielzahl von Menschen – die kleinste Panne konnte großes Unheil anrichten. Aus den bei uns anfallenden Plänen war der Vorgang zu erschließen: Zuerst startete das Flugzeug des mit der Gesamtleitung beauftragten Kommandeurs, dem sich dann alle anderen Flugzeuge seiner Group in gewohnter Ordnung anschlossen. Diese führte anschließend einen weiten Rundflug aus, derart, daß nacheinander allen übrigen Einheiten auf den anderen Flugplätzen Gelegenheit geboten wurde, sich planmäßig anzuschließen. Beim Großeinsatz dauerte es etwa zweieinhalb Stunden, ehe die ganze Armada die Insel verlassen und sich zum Feindflug in Bewegung setzen konnte.

Lange Zeit hatte die deutsche Luftwaffe dieser gewaltigen Angriffswaffe fast nichts von Bedeutung entgegenzusetzen. Aber gerade als damit ein entscheidender Schlag gegen die deutsche Kriegswirtschaft geführt werden sollte, war eine wirksame Strategie entwickelt worden, durch die ein solcher Angriffsverband zersprengt und unter hohen Verlusten zur Umkehr gezwungen wurde. Ziel war Schweinfurt, der Hauptsitz der deutschen Kugellagerfabrikation, für die es nur noch ein Werk in Ostberlin gab.

Für diesen Einsatz waren die deutschen Jäger überraschenderweise mit Raketen ausgerüstet. Mit einer Rakete unter jedem Flügel setzten sie sich hinter den in kompakter Ordnung fliegenden Verband und schossen auf ein gegebenes Zeichen aus sicherer Entfernung ihre Salve ab. Bei der großen Sprengwirkung dieser Geschosse wurden viele Flugzeuge getroffen, noch mehr aber durch den gewaltigen Luftdruck umhergeschleudert. Inzwischen hatten die deutschen Jäger hochgezogen, stießen auf den verwirrten Haufen abwehrunfähiger Gegner hinab und suchten sich ihre Opfer aus. Sechzig Fliegende Festungen wurden als abgeschossen gemeldet, aber manche waren auch mehr oder weniger be-

schädigt und versuchten, ohne Schutz und Führung, einzeln oder in Gruppen ihren Heimatorten zu erreichen.

Diese Darstellung einer durch die Deutschen neu eingeführten Taktik ist nicht die Frucht der Auswertung von Beutepapieren, steht aber noch deutlich in meinem Gedächtnis. Sie muß sich auf Informationen gründen, die unserer Dienststelle „von oben“ zugekommen waren, wo man auf Grund des großen Erfolgs einmal von der sonst in dieser Hinsicht geübten Geheimhaltung Abstand genommen hatte.

Bei Franz Kurowski (siehe oben!) findet die neue Taktik der deutschen Jäger bei dem am 17.8.1943 durchgeführten Angriff keine Erwähnung. Nach seinen Angaben hatte die dabei eingesetzte USAAF 1. Bomberdivision von der Überfliegung der deutschen Küste gegen 14.47 Uhr bis zum Heimflug über der Küste um 17.03 Uhr dauernd Feindberührung und verlor 36 Maschinen, dazu kamen 95 leicht- und 27 schwerbeschädigte, von denen diese auch als verloren gelten müssen.

Diese Niederlage war für die Amerikaner ein furchtbarer Schlag. Der Schrecken, der durch den urplötzlichen, auch in seiner Art ganz ungewöhnlichen Angriff der deutschen Jäger verursacht wurde, und die schreckliche Angst auf dem langen, gefährvollen und ohne Schutz und Führung durchzuführenden Rückflug hatten bei vielen Besatzungen psychische Schädigungen hinterlassen, die in manchen Fällen Heilkuren erforderlich machten.

Lange Zeit blieb dann der Kontinent von Angriffen fliegender Festungen verschont. Es blieb den Amerikanern nichts anderes übrig, als diese von nun an nur unter Jagdschutz zum Einsatz zu bringen. Aber dazu mußten die Jäger eine wesentlich größere Reichweite bekommen. Das erreichte man dadurch, daß sie unter den Flügeln zwei Zusatztanks mitbekamen, die nach Entleerung abgeworfen wurden. Sehr nachteilig war es auch, daß sie beim Begleitflug die ihnen eigene hohe Geschwindigkeit nicht auf die Marschgeschwindigkeit der Bomber drosseln konnten, somit im Webeflug über diesen hin- und herfliegen mußten und mehr Treibstoff verbrauchten. Und doch gelang es den Amerikanern, ihre Angriffe unter Beibehaltung dieses Schutzes bis nach Berlin auszudehnen. Dazu bedurfte es aber einer gut ausgedachten Begleitschutzplanung: Für den Zeitpunkt und die Stelle, wo der in England begebene Schutz zurückkehren mußte, war eine

Ablösung bestimmt, die von England startend, nun aber im Direktflug anfliegen konnte und die Begleitung übernahm. Für Berlin war noch eine dritte Etappe nötig, für die eine weitere Ablösung auf den Weg gebracht werden mußte. Die Planung für diese komplizierten Maßnahmen mußte mit auf den Flug genommen werden und fiel in unsere Hände.

Besonderer Nutzen von Beutepapieren

Die Erbeutung solch komplizierter Angriffspläne hätte der deutschen Luftwaffe die Möglichkeit geben können, Schwachstellen in der feindlichen Kampfbereitschaft auszumachen und erfolgreiche Gegenaktionen durchzuführen. Ein Beispiel sei hier angeführt. Die mit zwei gefüllten Behältern unter den Flügeln belasteten Jäger des Begleitschutzes waren zu einem Kampf mit deutschen Angreifern natürlich nicht imstande und hätte die schon bei deren Annäherung abwerfen müssen, um den Kampf annehmen zu können. Auch wenn sie diesen bestanden, wäre die Planung gestört worden und eine gefährliche Lage entstanden. Ähnliches gilt auch, wenn auch in geringerem Maße, für die mit Raketen belasteten deutschen Jäger. Seitdem aber das Gros der deutschen Luftwaffe an die Ostfront geworfen werden mußte, waren solche Aktionen nicht mehr möglich.

Eine Maßnahme brachte den Amerikanern erheblichen Schaden ein. Sie setzten zu dem Angriffsziel noch ein zweites Ziel und auch noch ein drittes an und vermerkten dieses auch in den Papieren. Wenn das erste nicht erreicht werden konnte, sollte das zweite, und aus gleichem Grunde das dritte angegriffen werden. Es konnte uns nicht lange verborgen bleiben, daß, wenn das erste vernichtend getroffen war, die Nummern 2 und 3 entsprechend nachrückten und für die Nummer 3 Platz für ein neues Ziel frei geworden war. So konnten denn von uns mit einiger Wahrscheinlichkeit Voraussagen über geplante Angriffsziele gemacht und den bedrohten Werken ein Wink gegeben werden. Das konnte nicht ganz geheim bleiben, und so kam es auch zu entsprechenden Anfragen. Einer kleinen Stadt, die sich durch die Nähe eines Panzerwerks bedroht fühlte, konnte geantwortet werden, daß für einen geplanten Angriff keine Anzeichen vorlägen, und eines unserer wichtigsten Flug-

zeugwerke bedankte sich für eine ihm zugekommene Warnung und schrieb, der Angriff hätte dadurch zwar nicht verhindert, aber durch die Verlegung einer mit wichtigen Entwicklungsarbeiten beschäftigten Abteilung größerer Schaden vermieden werden können.

Beutepapierauswertung und Gefangenenvernehmung

Die Bearbeitung der einzelnen Abschnitte wurden von den Gefangenenvernehmern, die im Offiziersrang stehen mußten, und den in der Buna zusammengefaßten Papierauswertern getrennt durchgeführt; diese schrieben ihre Vernehmungsberichte und jene ihre „Materialauswertungen“. Auch hier war man, wie bei der Namensgebung der Abteilung (Buna) auf Geheimhaltung bedacht gewesen. Für eine gute Zusammenarbeit waren im gleichen Hause beste Voraussetzungen gegeben. Vernehmer und Auswerter mußten sich auch mit der vielfältigen Materie des Luftkrieges vertraut machen und sich nicht weniger mit dessen stetiger Weiterentwicklung auf dem Laufenden halten. Dazu machten jeden Morgen einige Ordner die Runde, in denen alle Vernehmungsberichte und Materialwertungen, die am Vortage das Haus verlassen hatten, eingesehen werden konnten.

Die Ergebnisse der Papierauswertung kamen der Vernehmung zustatten. Allein, daß der Vernehmer dem Gefangenen auf den Kopf zusagen konnte, welcher Fliegerinheit er angehörte, mußte diesen verwirren; mehr noch war das der Fall, wenn jener mit erstaunlichen Kenntnissen von Dingen und Vorgängen in seiner Einheit aufwartete. Vergebens fragte er sich da, woher die Deutschen das wissen konnten. – Ehe sich der Vernehmungsoffizier dem Gefangenen widmete, war er zu einer Abteilung mit Namen „Staffelgeschichte“ gegangen, die sich im Hause in einem Raum befand, dessen Wände mit Ordnern vollgestellt waren. In diesen hatten alle von uns erfaßten alliierten Fliegereinheiten ihren Platz. Aufgabe der Mitarbeiter war es hier – auch ohne Rücksicht auf einen militärischen Informationswert – alles, was aus Vernehmungsberichten, Materialauswertungen, Gefangenenbriefen und anderen Quellen über die einzelnen Einheiten bekannt geworden war, an gehöriger Stelle niederzuschreiben. Da waren besonders

die Namen des Kommandanten, seines Adjutanten und von Funktionsoffizieren, aber auch etwa des Depotverwalters oder gar des Kasinowirts zu finden. Auch die Namen von schon in deutscher Gefangenschaft befindlichen Kameraden möchten dort vermerkt sein. Glückliche Funde entstammten den Briefschaften: Einiges aus dem Leben der Einheit, Berichte von besonderen Vorfällen oder Persönliches aus dem Leben des Kommandanten.

Einen erheblichen Beitrag hierzu hatte auch die Vernehmung zu liefern. Aussageunwillige Gefangene wurden durch Fragen nichtmilitärischer Art zum Sprechen gebracht. Was dabei zu Tage kam, hatte einen weiteren Wert und wurde der „Staffelgeschichte“ übergeben.

Insgesamt sollte der Vernehmungsoffizier in standgesetzt werden, intimes Wissen über die Einheit vorzutauschen. Hier konnte er sich mit geeignetem Gesprächsstoff versehen und vorbereiten. Wenn dann der Gefangene nach kurzer oder längerer Einzelhaft in das Vernehmungszimmer geführt wurde, empfing ihn auch der Duft einer langentbehrten Zigarette, der „Vernehmungszigarette“ aus Dünkirkens umfangreichen Beutebeständen. Gute Voraussetzungen für ein lockeres Gespräch waren nun gegeben, das sich leicht unmerklich in bestimmte Richtungen ausdehnen ließ.

Natürlich wurden Gefangene der gleichen Einheit, die noch in Einzelhaft waren, von demselben Vernehmer verhört, der sie so gegeneinander ausspielen konnte. Doch mußte ich einmal beobachten, wie zwei junge Offiziere, die sich unkomplizierter Methoden bedienten, mehrere Besatzungsmitglieder in ihrem Zimmer zusammengeführt hatten und ihnen der Einfachheit halber „ihren Ordner“ zur Einsicht in die Hand gegeben hatten. Diese waren dabei in die heiterste Stimmung geraten, fanden sie doch nun ihnen vertraute Namen in deutschen Akten wieder und erhielten gleichzeitig die Gewißheit, ihre schon gefangenen Kameraden in Kürze wiederzusehen. Nach dem Verhör wurde der Gefangene ins Lager entlassen, wo er von seinen Kameraden neugierig nach Neuigkeiten aus der Heimat ausgefragt wurde. Er wurde auch noch zum ranghöchsten Gefangenen des Lagers geführt, der ihm erklärte, er habe ihn nunmehr innerhalb der Umzäunung als seinen Vorgesetzten zu betrachten. Wiederum mußte er sich jetzt einem Verhör unterziehen. Sein neuer Vorgesetzter wollte vor allem von ihm wissen, welche Fra-

gen die Deutschen an ihn gerichtet hätten, weil sich daraus erkennen ließ, welche aktuellen Probleme sie hatten; diese gedachte er auf irgendeine Weise nach Hause weiterzugeben. Manche Gefangene mußten es da für ratsam halten, bezüglich ihres Gesprächs mit den Deutschen Zurückhaltung zu wahren, denn von ihren Vorgesetzten war ihnen unter Androhung höchster Strafen eingeschärft worden, in der Gefangenschaft dürften sie auf Fragen nur antworten: „Rang, Name und Kennnummer, nichts weiter!“ Sicher aber bekam der Ranghöchste von dem Befragten die auch von anderen Neuanrücklingen immer wieder neu aufgeführte Geschichte von dem erstaunlichen Wissen der Deutschen zu hören, die auch bei den Gefangenen im Lager Teil ihres allgemeinen Gesprächsstoffes war.

Für den Ranghöchsten aber war diese Erkenntnis von äußerster Brisanz, nicht nur war er darüber betroffen, daß die Deutschen in solchem Maße informiert waren, sondern es ärgerte ihn auch, wie sie damit ihre Gefangenen zum Sprechen brachten. Dringend notwendig war es da, die Heimatbehörde zu unterrichten, damit sie der Sache nachgehen und Maßnahmen treffen konnte, um ihnen ihre Nachrichtenquelle zu verstopfen.

Fluchtversuche

Der vorerwähnten Sorge war der Ranghöchste aber durchaus enthoben, denn es brauchte nur einem Gefangenen die Flucht zu gelingen, dann würden ihn seine heimischen Vorgesetzten über seine Erfahrungen in der Gefangenschaft befragen und ausreichend informiert werden. Aus besonderen Gründen nahmen Fluchtversuche in starkem Maße zu: Jeder Gefangene hatte von Haus aus den Befehl, Fluchtversuche zu machen, und das sollte auch für den Fall gelten, daß ein Gelingen wenig aussichtsreich erschiene; zur Begründung hieß es, daß für den Fall eines Fluchtversuches durch die notwendig werdenden Maßnahmen Kräfte des Feindes gebunden würden. Dazu konnte noch versichert werden, daß das keine üblen Folgen der Deutschen nach sich ziehen würde, da laut Genfer Konvention der Fluchtversuch ein legitimes Recht der Gefangenen sei und daher „nicht hart bestraft werden dürfe“.

Um es aber auch nur zu einem Fluchtversuch zu bringen, mußte man den das Lager umgebenden

Drahtverhau überwinden. Dafür wurde von unseren Gefangenen in Oberursel die Kunst des Stollenbaus entwickelt, durch den man kriechend ins Freie gelangen konnte. Eine solche Anlage war nur durch eine gründliche Planung, gut organisierte Gemeinschaftsarbeit und durch sehr mühsame und gefährliche Erdarbeiten zu verwirklichen, brachte aber auch den Vorteil mit sich, daß eine große Zahl von Gefangenen auf einen Schlag das Freie erreichen konnte. Ein solcher Mitte Juli des Jahres 1941 in Oberursel durchgeführter Ausbruch kam für uns ganz überraschend. Eines Morgens waren alle 17 Offiziersgefangenen verschwunden. Sie waren aber bald gefaßt, nur einer, Deutschlehrer an einer englischen Eliteschule, kam bis zur Schweizer Grenze durch und mußte sich dem letzten Grenzer ergeben. Nachträglich erinnerte sich einer von uns, daß er einmal mit Verwunderung gesehen habe, daß einer der Gefangenen aus seinen Taschen Erde im Gelände umherstreute, das beim Stollenbau anfallende Material mußte in aller Heimlichkeit untergebracht werden; ein anderer, der dauernd im Lager beschäftigt war, hatte sich gewundert, daß die Stühle immer knapper wurden – man brauchte Stützhölzer für den Stollenbau. Die Einstiegsluke befand sich, wohlversteckt, in einem zur Zeit leerstehenden Raum unter einem großen Ofen, der mit einiger Mühe hin- und hergeschoben werden konnte. Der Hauptbetreiber war unser Ranghöchster, Wing Commander (Oberstleutnant) Day, der schon Anfang Dezember 1939 über Wilhelmshaven abgeschossen worden war. Als dieser darauf mit einigen seiner Kameraden in das Luftwaffenstammlager bei Barth, einem Hafentstädtchen an der Ostsee, verlegt wurde, widmeten sie sich gleich dem Stollenbau. Aber die Deutschen bauten Sensoren in den Untergrund ein, so daß jedes unterirdische Geräusch zu hören war, und dazu umfuhren sie den Drahtverhau mit schwerem Gerät, wodurch sie die Stollen zum Einsturz brachten. So blieben die Versuche der Engländer durchweg schon in den Anfängen stecken.

Seit dem Frühjahr 1942 stand der deutschen Luftwaffe das bei dem Städtchen Sagan in Niederschlesien neu errichtete Luftwaffenstammlager III zur Verfügung. Um alle Gefangenen, Engländer wie Amerikaner, in einem Lager unterzubringen, war dort in einem weiten Waldgebiet eine Fläche gerodet worden, die auch für

jeden kommenden Bedarf vergrößert werden konnte. Somit war dies fortan die einzige Stelle, von der Fluchtversuche von Fliegergefangenen ihren Ausgang nehmen konnte. Durch den sich mächtig ausweitenden Bombenkrieg und den entsprechenden Gefangenenzugang mußten dem vorhandenen Barackenblock immer wieder neue Blöcke hinzugefügt werden, von denen jeder von einem Drahtverhau umgeben war und eine selbständige Einheit bildete. Bis Ende des Krieges hatte sich dort eine Barackensiedlung mit über 40.000 Gefangenen gebildet. In dem Block, in dem Wing Commander Day und seine Kameraden untergebracht waren, hatten über 700 Gefangene Platz gefunden. Von hier aus konnten sie ihr Ringen mit ihren Bewachern aufgrund der gemachten Erfahrungen in großem Rahmen fortsetzen.

Bald setzten sich die Ranghöchsten zusammen und gründeten eine Fluchtorganisation, in der alle verfügbaren Lagerbewohner zusammengefaßt und je nach ihren Kräften und Fähigkeiten im Stollenbau und bei den mannigfaltigen anderen anfallenden Tätigkeiten eingesetzt werden konnten. Die Gesamtplanung und die Organisation waren Stabsarbeit und konnten von den höheren Offizieren, den „Stabsoffizieren“, fachgemäß erledigt werden. Für die Durchführung aber hätte eine Pioniereinheit eingesetzt werden müssen, doch gab es unter den über 700 Fliegern des Barackenblocks so viele handwerklich Versierte, Bastler und technisch Interessierte, daß das geschafft werden konnte. Militärische Disziplin und strenge Unterordnung unter einen Oberkommandierenden, der die Arbeiten zuteilte und durchführen ließ, waren die Voraussetzung für ein Gelingen der großen Aufgabe. Hier zeigte sich, zu welchen außerordentlichen Leistungen eine Gruppe von Menschen in einer äußersten Notlage, wie sie vor allem in Kriegen auftritt, befähigt ist.

Es dauerte über ein Jahr, bis es Ende März 1944 zu jenem Massenausbruch von 76 Gefangenen kam, der weltweites Aufsehen erregte und die Deutschen zu einer Großfahndung im ganzen Reichsgebiet und noch darüber hinaus zwang. Hitler soll einen Tobsuchtsanfall erlitten und dann in großer Erregung den Befehl gegeben haben, alle Flüchtlinge zu erschießen. Vollzogen wurde der Befehl aber schließlich nur an fünfzig. Bedeutsam ist für uns die Tatsache, daß drei Gefangenen die Flucht gelang. Bestens vorbereitet und mit viel Glück fanden sie nach einer

abenteuerlichen Fahrt, teils mit der Eisenbahn, teils zur See, den Weg nach England zurück. Dort müssen sie dann über ihre Erlebnisse eingehend Bericht erstatten haben.

Eine in erstaunlicher Weise in die Einzelheiten gehende Darbietung dieses geschichtlich bedeutsamen Fluchtversuchs verdanken wir dem Engländer Paul Brickhill in seinem Buch „Die Massenflucht“⁴², das er in seiner endgültigen Fassung erst im Jahre 1963 veröffentlicht hat. Mit großem Fleiß hatte er viele frühere Gefangene befragt, so daß er auf 255 Seiten darzustellen vermochte, wie diese es fertigbrachten, nicht nur einen Stollen von etwa 130 m Länge mit einer an das allgemeine Netz angeschlossenen Lichtleitung und mit Frischluftzuführung bis zum nächsten Waldrand vorzutreiben, sondern auch die Flüchtlinge mit den wichtigsten Fluchtmitteln wie Zivilkleidung, Kompaß, gefälschtem Paß, Landkarte mit eingezeichnetem Fluchtweg und anderem mehr zu versorgen. Die dazu nötigen Arbeiten mußten unter den Augen der mißtrauischen deutschen Bewacher getan werden, die dem mit immer härteren Maßnahmen unter Einsatz verfeinerter Mittel zu begegnen suchten. Welche Popularität das Buch in England genoß, zeigt sich darin, daß aufgrund einer einfacheren Fassung vom Jahre 1951 ein Film gedreht worden war und in den Kinos lief, von dem auch Bilder in der endgültigen Fassung des Buches Verwendung fanden.

„Dulag Luft“ und Geheimhaltung

Entsprechend den oben gemachten Ausführungen müssen die Alliierten spätestens ab Frühjahr 1944 darüber informiert gewesen sein, daß die deutsche Gefangenenvernehmung in einem erstaunlichen Maße in die Geheimnisse ihrer Luftkriegsführung eingeweiht war. Mehr noch mußte sie deren intime Kenntnisse über die einzelnen im Einsatz befindlichen Fliegereinheiten mit ihren Angehörigen in Verwunderung versetzen. In normalen Fliegerkreisen kam man bald zu der anscheinend einzig möglichen Erklärung, die Deutschen müßten auf jedem Fliegerstandort einen Spion einlogiert haben. Von den Fachleuten der Abwehr, die mit der Gegenspionage beauftragt waren, wurde diese Annahme aber zurückgewiesen, da die Organisation einer solchen Spionage schon an den Kosten scheitern müsse. So blieb dieses für alle Beteiligten höchst

ärgerliche und nicht weniger wichtige Problem ungelöst. Hätte man die Herkunft des umfangreichen Informationsmaterials feststellen können, so hätten scharfe Kontrollen dessen Zufluß bald zum Versiegen gebracht, wodurch die Abt. Buna arbeitslos geworden wäre. Davon war aber bis zum Ende des Krieges nichts zu merken. Daß die Abwehrstellen der Alliierten nicht hinter das Geheimnis kamen, ist verständlich. Die günstigen Voraussetzungen des mehrere Jahre andauernden Bombenkrieges für die Gefangenenvernehmung und für die Auswertung der Papiere, die die Deutschen zu nutzen wußten, waren etwas ganz Neues und lagen außerhalb ihres Erfahrungsbereiches. Jetzt zeigte sich auch, wie wichtig die Sorge um die Geheimhaltung war, die unsere vorgesetzte Behörde bei der Namengebung unserer Abteilung zeigte. Später tat sie noch ein übriges und bezog die Vernehmung mit ein, indem sie beiden zusammen den Namen „Auswertestelle West“ gab. Der Name „Dulag Luft“ (Durchgangslager der Luftwaffe) wurde auf ein neugebildetes Lager in Frankfurt übertragen, wohin die Gefangenen dann auch nach dem Verhör verlegt wurden. Wenn sich dort eine größere Anzahl angesammelt hatte, ging ein Transport zum Stammlager III in Sagan. Später wurde das Durchgangslager nach Wetzlar verlegt, da Frankfurt zu sehr durch Bombenangriffe gefährdet war.

Praktisch trat für uns aber keine Veränderung ein. Wir bezeichneten uns, ebenso wie die Vernehmung, weiter als „Dulag Luft“. In Gebrauch kam die Änderung wohl nur beim Luftwaffenführungsstab in Verlautbarungen, die uns betrafen.

Aufklärung nach dem Kriege

Nach dem gewonnenen Kriege hatten die Alliierten die Möglichkeit, das Problem durch ein Verhör der deutschen Vernehmungsoffiziere einer Lösung zuzuführen. Tatsächlich kamen diese auch bald ins öffentliche Gerede, aber anders als ich erwartet hatte. Noch während meiner englischen Gefangenschaft, die bis Ende 1946 dauerte, gab die Besatzungsbehörde bekannt, daß gegen die Vernehmungsoffiziere der deutschen Luftwaffe wegen Kriegsverbrechen ein Verfahren eingeleitet würde. Erst nach meiner Entlassung bei einem Treffen mit Alfred Bohner, der sich auch unter den Verhafteten be-

funden hatte, erfuhr ich darüber Näheres. Für die Alliierten, wenigstens die Amerikaner, waren aber die Probleme der Kriegszeit gegenüber den neuen Aufgaben, besonders die der Bearbeitung von Kriegsverbrechen, offenbar zweitrangig geworden.

Bohners Vernehmer, der amerikanische Captain Friedheim, brachte einen Fall vor, demgemäß ein Gefangener im Dulag Luft ungebührlich lange in seinem engen Barackenraum ohne jede Zuwendung festgehalten worden sei, dann habe der Vernehmende, um ihn aussagewillig zu machen, durch die Betätigung eines Hebels auf dem Korridor die Heizung in Gang gesetzt, wodurch die Hitze im Raum so hoch anstieg sei, daß der Gefangene vor Atemnot auf dem Boden gelegen habe, um sich durch die Ritze unter der Tür Luft zu verschaffen. Als Bohner entgegnete, damit habe er gar nichts zu tun gehabt und könne daher darüber auch nichts aussagen, brach der Captain die Vernehmung ab. Bald darauf wurde Bohner ein zweiter, ihm unbekannter Gefangener zugesellt, den er aber bald als Spitzel erkannte, der ihn aushorchen sollte. Ihm gegenüber drückte er ausgiebig seinen Ärger darüber aus, daß man ihn nach Dingen frage, von denen er gar nichts wisse, doch nicht nach solchen, von denen er wirklich Interessantes berichten könne. Daraufhin erschien sein Vernehmer wieder und hörte ihm auch ruhig zu. Jetzt begann er, sich eifrig Notizen zu machen, hocheifrig, in einem umfangreichen Bericht aus der denkbar besten Quelle seinen Vorgesetzten die Aufklärung der leidigen Angelegenheit darbringen zu können. Da der Gegenstand ein in Luftwaffekreisen bekanntes Gesprächsthema war, schrieb er einen zweiten Bericht, den er in einer Zeitschrift veröffentlichten ließ. A. Bohner (er ist einige Jahre nach Kriegsende verstorben) kam in den Besitz eines Exemplars, fertigte eine Abschrift an und schickte sie mir zu.

Nachdem ich mich bemüht habe, oben eine wahrheitsgetreue Darstellung der Arbeit von Dulag Luft zu geben, folgt nun in Übersetzung der Text des Berichtes, wie er im September 1945, wohl erstmalig, von Alfred Bohners Vernehmer Captain Friedheim der amerikanischen Öffentlichkeit dargeboten wurde:

Artikel von Captain Friedheim über das Durchgangsgefangenen-Lager der Luftwaffe (Dulag Luft), Oberursel, während des letzten Krieges (jetzt Camp King), erschienen in der amerikani-

schen Luftwaffenzeitschrift „Air Force“ im September 1945, übersetzt von Ludwig Elberskirch, ehemals Beutepapier-Auswerter in „Dulag Luft“

Willkommen in Dulag Luft

von Captain Friedheim

in „AIR FORCE“ („Luftwaffe“)
September 1945

Ein Flugzeugführer des Typs P-47, der gerade aus dem Kriegsgefangenenlager entlassen war, fragte sich fast ernstlich, wieso die Deutschen den Krieg verloren hätten.

„Sie schienen alles über unsere Luftstreitkräfte zu wissen“, sagte er. „Über den größten Teil unserer geheimen Ausrüstung waren sie genau unterrichtet, und sie konnten angeben, wie viele Flugzeuge und Besatzungsmitglieder wir in praktisch jeder Kampfeinheit in England hatten. In „Dulag Luft“, ihrer Hauptvernehmungsstelle in Frankfurt, konnten sie sogar voraussagen, welche Ziele wir als nächste angreifen würden.“ „Als ich gefangengenommen war, grüßte mich der Vernehmungsoffizier in Dulag Luft wie einen lange vermißten Bruder. Er sagte, sie freuten sich, mich zu sehen und hätten mich schon seit einiger Zeit erwartet.“ „Und das wollen Sie vielleicht nicht glauben, dieser Spaßmacher erkundigte sich doch tatsächlich nach der Gesundheit meiner Mutter in Terre Haute und fragte mich, wie es meiner kleinen Schwester in der Schule ginge.“

Für unsere Nachrichtenoffiziere war an dieser Geschichte des Piloten nichts bemerkenswert. Während der letzten paar Monate hatten sie dasselbe von Hunderten anderer amerikanischer Flieger, die durch das Vernehmungslager der Luftwaffe gegangen waren, gehört. Ihre eigenen Nachforschungen während des Krieges hatten sie seit langem zu der Überzeugung gebracht, daß den Deutschen nur Weniges über die Verfahrensweise alliierter Luftwaffen verborgen geblieben war. Unser Führungsstab war sich schmerzlich bewußt, daß eine Menge unserer strengstens gehüteten Geheimnisse oft innerhalb weniger Tage, gar Stunden ihren Weg in die Akten des feindlichen Nachrichtenstabes fanden.

Die meisten unserer gefangengenommenen Flieger waren verwirrt, wenn deutsche Verneh-

mungsoffiziere sie mit einem anscheinend umfangreichen Wissen an Tatsachen und Zahlen über den mannigfaltigen Entwicklungsstand der alliierten Luftwaffen konfrontierten.

„Sie müssen in jeder amerikanischen oder britischen Luftwaffeneinheit ihre Spione gehabt haben“, berichtete der Kommandant einer „group“ (amerikanische Einheit von etwa 30 viermotorigen Bombern). „Als ich zu Dulag Luft kam, kannten sie nicht nur den Namen meines Adjutanten und meines Casino-Offiziers, sondern auch die Tatsache, daß ich ihn erst drei Tage vorher befördert hatte.“

Es gibt keinen Beweis dafür, daß die Deutschen ihre Spione in alliierten Kampfeinheiten untergebracht hatten. Nach der Auffassung unseres Nachrichtenstabes würde das nur Zeitverschwendung gewesen sein. Tatsache ist, daß die Deutschen den größten Teil ihrer Erkenntnisse unmittelbar aus alliierten Quellen bezogen, einen großen Prozentsatz davon durch die Unvorsichtigkeit und Laxheit in der Beobachtung unserer Sicherheitsvorschriften.

In den Archiven von Dulag Luft verstaut sind Tausende von Dokumenten, Fotos, Briefen, Zeitungsausschnitten und Papieren aller Art – sorgfältig registriert und katalogisiert. Diese umfangreiche Sammlung gab den Deutschen den Schlüssel, der ihnen die Tür zu vielen unserer Militärgeheimnisse öffnete.

Eine gehörige Portion dieser umfangreichen Aktenbündel floß nach Dulag Luft aus den Taschen gefangengenommener Flieger oder aus abgeschossenen Flugzeugen. Ein Teil davon stammte auch aus amerikanischen oder britischen Zeitungen, Büchern, Zeitungen oder von Rundfunksendungen. Praktisch nichts davon rührte von deutschen Untergrundagenten auf alliiertem Staatsgebiet.

In diesen Akten sind viele merkwürdige Sachen zu finden: Ein Eisenbahnbillett, gültig für eine Hinfahrt zwischen zwei englischen Dörfern; eine amerikanische Kantinenrationskarte, die mit einem weichen Bleistift markiert ist; das zerknitterte Foto eines Mannes in einem karierten Anzug; ein angekohltes Tagebuch mit zahlreichen Eselsohren, voll von anscheinend harmlosem Geschreibsel.

Die Aufgabe der in Dulag Luft nachrichtendienstlich Beschäftigten bestand darin, alles nur Mögliche über die alliierten Luftstreitkräfte herauszufinden. Daß sie darin bemerkenswerte Erfolge erzielten, wird zum erstenmal in einem

Stabsbericht von Captain Gordon F. De Fosset, Gegenspionage-Corps der Strategischen US-Luftstreitkräfte in Europa, festgestellt. Es ist ein erstaunlicher Bericht scharfsinniger und geschickter Detektivarbeit, mit der der Feind die Auswertung der Papierbeute mit dem Gefangenenverhör verband, um über die Entwicklung der alliierten Luftstreitkräfte auf dem laufenden zu bleiben.

Viele tausend alliierte Flieger gingen durch Dulag Luft und wurden den verschiedenen Formen des Verhörs unterworfen. Es gab keine Folter oder andere harte körperliche Mißhandlungen. Im Gegensatz zur Gestapo beachtete die Führung von Dulag Luft im allgemeinen die Genfer Konvention und suchte die Zungen der Gefangenen mit feineren Methoden als dem Gummiknüppel zu lösen. Es ist ein Verdienst der amerikanischen Flieger, daß der größte Teil der in Dulag Luft zusammengekommenen Informationen nicht direkt von ihnen kam.

Der gewöhnliche Gefangene weigerte sich, sich in eine Diskussion über seine Tätigkeit in der Königlichen Luftwaffe oder ein anderes Thema militärischer Art locken zu lassen. Aber es gab natürlich einige, die aus dem einen oder anderen Grunde frei redeten. Von allem, was unser Nachrichtenstab erfahren konnte, stammten 80% aller von Dulag gewonnenen Erkenntnisse aus Beutepapieren und der Rest aus dem Gefangenenverhör.

Die Abteilung „Beutepapierauswertung“ in Dulag Luft war von Experten besetzt. Die Menge an wertvollen Informationen, die sie aus einem anscheinend harmlosen Stück Papier ziehen konnten, zeugt von ihrer Tüchtigkeit und Findigkeit. Nichts, was es an Dokumenten gab, sei es geschrieben oder gedruckt, war für sie so unbedeutend, daß es nicht einer eingehenden Untersuchung für würdig befunden worden wäre. Sie pflegten über einem amtlichen Nachrichtenblatt oder einer Offiziersrationskarte zu brüten, als ob es sich um Blaupausen für irgendeine neue Geheimwaffe der Alliierten handelte, und nicht selten wurden ihre gewissenhaften Bemühungen belohnt.

Da war der Fall des Eisenbahnbillets. Die Umstände, unter denen es gefunden wurde, gaben den Deutschen einen wichtigen Hinweis auf die bevorstehende Verlegung von Fliegereinheiten der britischen Wellington-Bomber-Group von einem Teil Englands nach einem anderen. Aufgrund dieser Information erfuhr die deutsche

Luftwaffenführung, daß die Königliche Luftwaffe eine Anzahl dieser Flugzeuge verlegte, um sie in der Anti-U-Bootaufklärung einzusetzen. Dann war da der Fall eines Piloten einer Fliegenden Festung, der über Deutschland absprang. Er wurde sofort zu einem nahen Flugplatz gebracht, um einer vorläufigen Durchsuchung und Vernehmung unterzogen zu werden. Der Mann weigerte sich, irgend etwas mehr als seinen Namen, Rang und Erkennungsnummer preiszugeben, und, nachdem man ihm seine Uhr und Brieftasche abgenommen hatte, schickte man ihn zu Dulag Luft.

Hier wurde ihm ein Formular vorgelegt, auf dem sich 27 Fragen, wie etwa nach seiner Einheit, seiner Religion oder seiner Heimatanschrift, befanden. Wie es sich gehörte, weigerte sich der Pilot, diese Fragen zu beantworten.

„Warum weigern Sie sich, Ihre Group anzugeben?“, fragte der Vernehmer. „Ich brauche nichts als Name, Rang und Erkennungsnummer anzugeben“, erwiderte der Pilot hartnäckig. „Ihr Amerikaner müßt uns doch für dumm halten“, entgegnete der Vernehmer. „Wir wissen schon alles über Sie. Wir wissen mit Sicherheit, daß Sie der 100. Bomber-Group angehören. Wenn Sie das überrascht, dann hören Sie mal zu!“. Aus dem Büchlein las der Vernehmer ihm vor, nicht nur, wo sich sein Flugplatz befand, sondern er beschrieb auch die englische Landschaft darum herum. Grinsend nannte er ganz richtig den Namen seines Kommandanten, und dann ließ er sich mehrere Minuten lang über Einzelheiten der Bar im Offiziersklub der 100. Group aus. Da schmolz der Widerstand des erstaunten Piloten dahin. Mit so vielen Einzelheiten über seine Einheit konfrontiert, sah er keinen Grund mehr, weiter zu schweigen. Wenn er sich noch weiter den Kopf darüber zerbrach, wie die Deutschen herausfanden, daß er der 100. Group angehörte, so hätte er die Antwort in den Akten von Dulag Luft finden können. Unbewußt verriet er sich durch die Rationskarte, die er in seiner Brieftasche hatte. Obgleich derselbe Kartentyp an jeder amerikanischen Militär-Dienststelle ausgegeben wurde, konnten die Experten von Dulag Luft die Fliegerinheit des Gefangenen an der Art, wie sie entwertet worden war, feststellen. Der Kantinewirt der 100. Group gebrauchte immer denselben dicken weichen Bleistift, wenn er die Karten entwertete. Dort bestand der Tisch des Ausgabeschalters aus einem harten Brett, und alle Karten dieser Gruppe zeigten als Folge der

Bleistiftmarkierung den Abdruck einer und derselben groben Maserung.

Die amerikanischen Flieger wurden vor dem Einsatz immer wieder davor gewarnt, irgendwelche Papiere mitzunehmen, aber, wie einer der Dulag-Luft-Offiziere sagte, „ihre Freude an persönlichen Souvenirs kam immer wieder zum Ausdruck – zum Vorteil der Deutschen.“

Eines Tages wurde ein frisch beförderter amerikanischer Group-Kommandant über Frankreich tödlich abgeschossen. Ein Notizbuch, das neben dem Wrack lag, kam zu Dulag Luft. Obgleich es teils verbrannt war und die Eintragungen kaum zu lesen waren, brachten die deutschen Spürnasen doch bald eine im wesentlichen genaue Interpretation zustande. Von diesem Büchlein gewannen sie ihre erste authentische Information über die Zahl der Bomberbesatzungen, die in Amerika im Training standen und ebenso, wieviele Bomber dafür vorhanden waren. Wichtiger noch, das Notizbuch enthielt höchst geheime Einzelheiten über das Einsatzprogramm schwerer Bomber und auch die sehr interessante Tatsache, daß zu dieser Zeit nicht genug B 29 (Liberators) zur Verfügung standen.

Ein anderes Mal geriet eine Marauder-Group (zweimotorige Bomber) auf dem Wege von Amerika nach England in schlechtem Wetter und überquerte versehentlich die Küste der Normandie. Drei Flugzeuge wurden abgeschossen und einige Flieger gefangengenommen. Unter den Dokumenten, die in die Hände der Deutschen fielen, befand sich das Tagebuch des Flight-Führers, in dem die Namen aller Besatzungsmannschaften der Group, ebenso wie die letzten Prüfungsberichte über die Einsatzfähigkeit jedes Flugzeuges zu finden waren.

Dies sind extreme Beispiele, die es glücklicherweise nur vereinzelt gab. Meistens mußten die Auswerter der Dulag Luft jedoch ihre Ansatzpunkte und Hinweise in beträchtlich weniger aussagekräftigen Zeugnissen finden.

Eine reiche Quelle, die Einheit von Gefangenen zu identifizieren, waren die Fotos, die die alliierten Flieger bekamen, um ihre Flucht durch den Untergrund zu erleichtern. Scharfsinnige Auswerter in Dulag Luft konnten Gefangene als Angehörige der 91. Bombergroup leicht erkennen, wenn diese ein solches Foto in der Tasche hatten. Diese wiesen eine besondere braune Tönung auf. Fotos von der 95. Group ermöglichten ebenfalls eine sichere Identifizierung. Jeder Angehörige dieser Group hatte bei der Aufnahme den

gleichen karierten Anzug angehabt. Die Rationskarten gaben den Deutschen auch oft hilfreiche Hinweise. Diese zeigten untrüglich, wo die Gefangenen stationiert waren, und manchmal, wo sie ihre Ausbildung bekommen hatten. Eine Karte von Langley Field oder Boca Raton zeigte, daß ihr Besitzer wahrscheinlich im Blind-Bombenabwurf ausgebildet worden war. Natürlich suchten die Deutschen diesen in besonderer Weise auszuquetschen.

Für die Ausbildung alliierter Flieger hatten die Deutschen immer ein besonderes Interesse. Sie zeigt an, was die Gegenseite Neues in Planung hat. Sie gibt verlässliche Anzeichen für baldige Änderungen in den Methoden des Luftkampfes und liefert auch Aussagen über neue Waffen und Taktiken. Die Vernehmungsoffiziere von Dulag Luft fanden bei vielen Gefangenen eine gewisse Bereitschaft, in Sachen Ausbildung auszusagen. Diese glaubten nicht, daß diese von militärischer Wichtigkeit wären, da während der ersten Jahre des Krieges in der Öffentlichkeit über das Trainingsprogramm so viel diskutiert worden war. In Anbetracht der ausgedehnten Mengen an geheimsten militärischen Informationen, die dauernd im Dulag Luft hineinfließen, ist es verwunderlich, daß die Verluste der Alliierten im Luftkrieg nicht größer waren. Häufig enthielten die Beutepapiere nicht nur die in der Einsatzbesprechung bekanntgegebene Planung eines Angriffs, sondern auch Bemerkungen über die Wirksamkeit der Flak oder von Einnebelungen und anderen Abwehrmaßnahmen des Feindes, die während des Fluges festgestellt wurden. So erwiesen sich diese Papiere für den deutschen Nachrichtendienst als eine äußerst wichtige Lektüre, denn sie gaben Aufschluß von der Wirksamkeit der deutschen Luftabwehr.

Beutepapiere gaben oft die Lage der von den Alliierten geplanten Angriffsziele an. Wenn die Deutschen auch nur einmal in den Besitz der britischen Landkarte kamen, auf der die geplanten Ziele gekennzeichnet waren, so wurde Dulag Luft doch immer wieder durch anfallende Einzelerkenntnisse weithin auf dem laufenden gehalten. Für große deutsche Industriefirmen war es nichts Ungewöhnliches, bei der Luftwaffe anzufragen, ob ihre Fabriken auf der Liste waren, und wenn ja, wann sie eine Bombardierung zu erwarten hätten.

Beim Verhör suchten die Deutschen mit größter Mühe die Gefangenen durch die Tatsache zu beeindrucken, daß sie durch ihre Aussage nur we-

nig zu dem umfangreichen Wissen beitragen könnten, das die Deutschen über die alliierten Luftstreitkräfte hätten. Das geschah in der offenkundigen Absicht, die Gefangenen zum Sprechen zu veranlassen. Die meisten abgeschossenen Flieger, die durch Dulag Luft geschleust wurden, hatten schon nahe der Abschußstelle eine vorläufige Vernehmung durch irgendwelche Offiziere erfahren. Das Ergebnis davon wurde gewöhnlich an Dulag Luft weitergeleitet, ehe der Gefangene dort ankam.

Bei seiner Ankunft in Frankfurt kam ein gewöhnlicher Gefangener normalerweise in Einzelhaft, während der Vernehmungsoffizier von Dulag dort alle über ihn vorliegenden Erkenntnisse studieren konnte. Dulag Luft hatte eine ausgedehnte Dokumentensammlung, deren Material aus verschiedenen Quellen stammte, einschließlich amerikanischen und britischen Zeitungen sowie Dienstvorschriften, die in abgeschossenen Flugzeugen und den Taschen der Gefangenen in reichem Maße gefunden worden waren – immer eine fruchtbare Grundlage für die Erkundung der Personalverhältnisse gefangener Flieger.

Die historische Abteilung des Dulag Luft (Buna) besaß umfangreiche Erkenntnisse über die verschiedenen alliierten Luftkampfeinheiten, die alle dem Vernehmenden, der einen bestimmten Gefangenen zu verhören hatte, zur Verfügung standen. Meistens sagten die alliierten Flieger während des Verhörs nicht aus. Die Vernehmenden drohten ihnen dann oft, die Gestapo hereinzuholen. Gefangene, die in Dulag Luft ohne Ausweismarke ankamen, wurden gewarnt, sie würden als Spione erschossen, wenn sie nicht mitmachten.

Diese Behandlungsart war für Gefangene niedrigen Ranges allgemein die Regel. Höhere Offiziere, vom Oberstleutnant an, wurden höflicher behandelt. Für sie reservierte Dulag Luft die „Wein, Wein und Gesang“-Methode. Es war üblich, sie in die Offiziersmesse oder in ein Jagdhaus nahe bei Frankfurt einzuladen, wo ihre deutschen Gastgeber in diskreter Weise versuchten, sie bei freundschaftlicher Unterhaltung und gutem Essen auszuwöhnen. Manchmal zeigten die Deutschen jedoch keine Bedenken, ihre hochgestellten „Gäste“ in Einzelhaft zu halten, wenn sie das Gefühl hatten, daß sie vielleicht ihren Widerstand noch brechen könnten. Oberst Hubert Zemke, Kommandant der renommierten 56. Jagdflieger-Group, sagte, er habe fast drei

Wochen in Einzelhaft verbracht, wobei die Deutschen vergebens versucht hätten, ihn zu Aussagen über die sowjetische Luftwaffe zu veranlassen. – Aber gegen Ende des Krieges als die Niederlage dicht bevorstand, verbrachten einige von Dulags Spitzenpersonal mehr Zeit damit, sich bei hochrangigen Gefangenen beliebt zu machen, als Geheimnisse der Alliierten auszuschnüffeln. Einem amerikanischen Oberst wurde sogar die Möglichkeit einer Flucht nach Schweden angeboten, wenn er die beiden Söhne eines wichtigen Luftwaffenoffiziers mitnehmen wolle. Bei einer anderen Gelegenheit fragten mehrere Offiziere ihre „Gäste“ um Rat, wie sie bei einer Kapitulation einer Bestrafung entgehen könnten.

Der Leiter von Dulags Papierauswertungs-Abteilung, jetzt selbst Gefangener, erklärte, daß die Gefangenen meist einfach nicht erkennen konnten, wie wichtig Informationen waren, die aus anscheinend harmlosen Papieren zusammengefügt werden konnten. In vielen Fällen, sagte er, hätte die Qual des Verhörs verkürzt werden können, wenn die Vernehmer nicht durch die zusätzliche Entdeckung eines Papiers mit einem unerwarteten Hinweis zu weiterem Nachforschen veranlaßt worden wären.

Eine Stellungnahme

Captain Friedheim begnügt sich in seinem für die Öffentlichkeit bestimmten Artikel nicht mit der Verwendung von Alfred Bohners sachlichen Aussagen, sondern er zieht auch das heran, was viele frühere Gefangene über ihr Verhör in Oberursel und das unglaubliche Wissen der deutschen Vernehmungsoffiziere zu erzählen wußten. Zu einem Falle, bei dem der Gefangene hatte feststellen müssen, daß sein Vernehmer sogar über seine Familienverhältnisse im Bilde war, bemerkt Captain F.: „Für unsere Nachrichtenoffiziere war an dieser Geschichte des Piloten nichts mehr bemerkenswert. Während der letzten paar Monate hatten sie dasselbe von Hunderten anderen amerikanischen Fliegern, die durch das Durchgangslager der Luftwaffe gegangen waren, gehört.“

Hierzu ist zu sagen, daß es solche Fälle zweifellos nur in beschränktem Umfange gegeben hat. Daß solche überzogenen Vorstellungen bei amerikanischen Nachrichtenoffizieren entstehen konnten, ist aber verständlich. Wenn der Gefan-

gene nach dem Verhör ins Lager entlassen und von seinen Mitgefangenen mit Fragen bestürmt wurde, stand er noch ganz unter dem verwirrenden Eindruck seiner Vernehmung und suchte sich bei seinen neuen Kameraden zu orientieren. Diese sagten ihm, sie hätten ähnliches erlebt, manche noch Erstaunlicheres, das Erstaunlichste aber wußte man vom Hörensagen, war im Lager von Mund zu Mund gegangen, wußte also jeder. Da fast täglich weitere Gefangene eingeliefert wurden, wurde das Thema immer wieder neu aufgerührt, vor allem, wenn von besonders auffallenden Fällen die Rede war. Diese wurden dann, obwohl nur von wenigen erlebt, von vielen an die Nachrichtenoffiziere weitergegeben. Captain F. kommen solche Aussagen offenbar sehr gelegen, denn er setzt sie, sehr effektiv, an den Anfang seines Artikels, so daß dieser sich wie ein typischer amerikanischer Thriller (Reißer) ausnimmt und eine breite Leserschaft anlockte. Um dieses zu erreichen, geht er sehr weit, denn, wenn er schreibt, „unser Führungsstab war sich schmerzlich bewußt, daß eine Menge unserer strengstens gehüteten Geheimnisse oft innerhalb einiger Tage, gar Stunden ihren Weg in die Akten des feindlichen Nachrichtentabes fanden“, so wird schwerlich festzustellen sein, welche Möglichkeiten die Deutschen dazu hatten, sicherlich nicht durch Dulag Luft. Die in weiten Kreisen kursierende Meinung, die Deutschen müßten in jeder amerikanischen oder britischen Luftwaffeneinheit einen Spion gehabt haben, kann Captain F. nun zurückweisen, denn er hat des großen Rätsels Lösung gefunden und bietet sie nun, bestens fundiert, der Öffentlichkeit dar. An Stelle von Spionen und Agenten tritt jetzt die von den Deutschen systematisch betriebene Auswertung von Beutepapieren und deren Ausnützung durch die Gefangenenvernehmer. Bei deren Darlegung aufgrund von A. Bohners Aussagen bekommt nun der Artikel seinen wirklichen Informationswert. Nachdem ich oben unsere Arbeit in Dulag Luft dargestellt habe, brauche ich darauf im einzelnen nicht einzugehen. Ein Vergleich zeigt aber, daß der Autor es wie ein Journalist ausgezeichnet versteht, seinen Stoff publikumswirksam zu gestalten und auch vor Übertreibungen nicht haltmacht. Das gilt auch für die Charakterisierung der Deutschen. Er greift auf die bei den Angelsachsen gängige Klischeevorstellung von den fleißigen und tüchtigen Deutschen zurück, womit er bei seiner Leserschaft gut ankommt.

Weitere Aufklärung für die Alliierten

Wenig später, Ende 1945, gewannen auch die Engländer über die Auswertung der Beutepapiere durch die Deutschen volle Klarheit. Das geschah in einem Prozeß, der von einem britischen Kriegsgericht vom 26. November bis zum 3. Dezember 1945 in Wuppertal gegen den Kommandanten der Dulag Luft, Oberstleutnant Killinger, seine zwei Stellvertreter, die Majore Junge und Böhringen, und zwei Vernehmungsoffiziere wegen Kriegsverbrechen durchgeführt wurde. Alfred Bohners Verhör fand nicht bei diesem Prozeß statt, sondern das war in einem vorhergehenden Ermittlungsverfahren geschehen. Von der Klageerhebung in derselben Sache, nämlich Überhitzung von Zellen, um Gefangene zu Aussagen zu zwingen, hatten sich die Amerikaner abgesetzt.

Der Prozeß erfuhr „auf Geheiß des Army Councils“ durch den Rechtsanwalt Eric Cuddon eine Veröffentlichung³, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Zur Aufnahme der Verhandlungen waren Stenografen hinzugezogen worden, und die Verlautbarungen und Aussagen aller Prozeßbeteiligten, vom leitenden Richter bis zu den Zeugen, waren aufgrund der Protokolle in direkter Rede in den Druck gegangen. Das Gericht begnügte sich nicht damit, die Schuldigen laut Klageerhebung festzustellen, sondern es suchte auch Dulag Luft in seiner Organisation und in allen seinen Betätigungen genauestens zu erfassen. Dabei interessierten sich die Richter auch für die Frage, ob Dulag Luft noch andere Informationsquellen gehabt habe als die Gefangenenvernehmung. Killinger antwortete auf die gezielte Frage, ob die Einheitszugehörigkeit von Gefangenen auch schon vor der Vernehmung bekannt gewesen sei, „alle englischen Flugzeuge hatten auf ihrem Rumpf einige Buchstaben stehen, die die Zugehörigkeit zu der Einheit angaben; wir hatten eine vollständige Liste dieser Buchstaben“. Major Junge antwortete auf die Frage, ob sie die Einheitsnummer manchmal aus Beutepapieren feststellen konnten, „in den meisten Fällen“. Die Frage, ob alle Informationen, die Dulag Luft bekam, auf Gefangenenverhör beruhten, beantwortete er mit „nur etwa die Hälfte, der Rest stammte von der Auswertung von Beutepapieren“, und auf die Nachfrage „So war die Auswertung von Beutepapieren mindestens so wichtig wie das Verhör!“, kam die Antwort „Ja“. An Major Böhrin-

ger wurde die Frage gerichtet, ob es außer dem Gefangenenverhör und der Papiereauswertung noch weitere Informationsquellen gegeben habe. Er gab die Presseabteilung an, die täglich amerikanische Zeitungen auswertete, den deutschen Luftwaffe-Operationsstab und den deutschen Horchdienst, mit denen eine dauernde Verbindung bestanden habe.

Befriedigende Auskunft bekam das Gericht über das, was es offensichtlich in diskreter Weise noch nebenher klären sollte, von dem Vernehmungsoffizier Leutnant Bauer-Schlichtegroll. Er sollte darlegen, wie er sich vorbereitete, wenn ihm ein Gefangener zum Verhör zugewiesen war. Dieser gab rückhaltlos Auskunft und schilderte eingehend und offenbar genüßlich, welche reiche Möglichkeiten ihm zur Verfügung standen, sich über die Einheit des Gefangenen und manches dazu Passende zu informieren. „Und wie nutzten Sie dieses Wissen aus, wenn Sie ersten Kontakt mit dem Gefangenen nahmen?“, war die letzte Frage. Bauer-Schlichtegroll: „Wir suchten, wenn möglich, den Anschein von Allwissenheit vorzuspiegeln.“ Danach erschienen mehrere Gefangenenvernehmer des Gerichts nacheinander und ließen sich von Bauer-Schlichtegroll in gleicher Weise aufklären.

Für die britische Kriegsführung hatte damit dieses bedrängende Problem endlich seine Erledigung gefunden; ob auch sofortige Maßnahmen für die Zukunft getroffen wurden, ist uns nicht bekannt.

Bei den Amerikanern muß aber diese durch Capt. Friedheim gewonnene überraschende Erkenntnis die Gemüter stark erregt haben. Wie aus dem hier anschließend behandelten und unten zitierten Buch von Toliver und Scharff zu erfahren ist, reagierte die oberste Luftwaffenführung sofort, indem sie in einem am 7. Juli 1945 erschienenen geheimen Mitteilungsblatt⁴ die Truppe über die Methoden der deutschen Vernehmung aufklärte. Darin wird auf die Bedeutung der Beutepapiere hingewiesen, „durch deren Ausnützung der Gefangene überrascht und verwirrt wird“. Dazu nahm sogar der Oberkommandierende der Streitkräfte, General Eisenhower, das Wort. In einem dringenden Appell ermahnte er die Flieger, auch in der Gefangenschaft den Anordnungen ihrer Vorgesetzten zu gehorchen. In einem Verhaltenskodex von neun Punkten führte er dann im einzelnen an, was zu fordern sei. Der fünfte Punkt lautet: „Bei einem

Verhör darf ich nur Name, Rang und Dienstnummer sowie Geburtsdatum angeben. Mit allen Mitteln werde ich allen weiteren Fragen ausweichen. Ich werde keine mündlichen oder schriftlichen Angaben machen, wodurch ich meinem Land treulos werde oder den Verbündeten, ebensowenig wie ich seinen Alliierten und ihrer Sache schade.“

Dulag Luft, dargestellt von einem ehemaligen Gefangenenernehmer

Im Jahre 1978, dreiunddreißig Jahre nach Kriegsende, kam in den Vereinigten Staaten ein Buch von 384 Seiten heraus, dessen Inhalt fast ganz unsere Dienststelle Dulag Luft behandelt. Es stammt von dem Deutschamerikaner Hans Scharff. Dieser war vor der Einwanderung in sein neues Heimatland bei Dulag Luft als Gefangenenernehmer tätig gewesen. In den Vereinigten Staaten kam er als Schöpfer großer Mosaikgemälde zu beträchtlichem Reichtum und schrieb nun als Einundsiebzigjähriger, unter Beihilfe von F. Toliver, den er als „Autor“ bezeichnet, seinen Lebensbericht⁵. Es ist die wechselvolle und vorwiegend von Erfolg bestimmte Geschichte eines hochbegabten Mannes. Das Hauptgewicht legt er dabei – und das kommt schon in dem eigenartigen Buchtitel zum Ausdruck – auf die Schilderung der hervorragenden Rolle, die er bei Dulag Luft als Vernehmer gespielt hat. Schon mit 25 Jahren war er in seinem alten Heimatland im Dienste der „Adlerwerke“, einer Großfirma der Autobranche, zum Verkaufsdirektor des Zweigwerkes in Johannesburg, Südafrika, aufgestiegen. Bei einem Urlaubsaufenthalt mit seiner Frau in Deutschland wurde er vom Kriegsausbruch überrascht und zur Wehrmacht eingezogen, fand aber erst im Winter 1943/44 aufgrund seiner Sprachkenntnisse den Weg zu Dulag Luft.

Durch seine Erfolge als Autoverkäufer aufmerksam geworden, schloß der Kommandant, Oberstleutnant Killinger, er müsse die Kunst der Menschenbeeinflussung beherrschen und wies ihn der Abteilung „Vernehmung“ zu, obgleich bis dahin für deren Eintritt Offiziersrang Voraussetzung gewesen war und Hans Scharff es bei der Panzerwaffe nur zum Obergefreiten gebracht hatte. Ich erinnere mich noch deutlich an sein erstes Auftreten in unserem Kreise und wie

er durch sein offenes und jungenhaftes Wesen auffiel. Begeistert erzählte er uns von einer seiner ersten Vernehmungen, der eines amerikanischen Jagdfliegers, mit dem er in ein Gespräch gekommen sei und der mächtig auf seinen früheren Vorgesetzten schimpfte. Als er ihm beipflichtete und sagte, er möge seinen Oberen auch nicht, habe dieser spontan hervorgestoßen: „You are my friend!“

In Dulag Luft ging man von Anbeginn von der Erkenntnis aus, daß bei der Vernehmung durch korrekte und höfliche Behandlung mehr zu erreichen sei als durch harte Zwangsmaßnahmen. Das ging wohl auch auf den Einfluß von Killingers Vorgänger im Amt, Major Rumpel, zurück, der im Rufe eines hervorragenden Vernehmers stand. Er lud einmal den oben mehrfach erwähnten Wing Commander Day zu einem Spaziergang zum „Forellengut“, einem bekannten Ausflugslokal im Taunuswald, ein. Wir erfuhren davon durch den Brief, den er anschließend an seine Frau schrieb, da die Gefangenenpost durch unsere Zensur ging. Als ich Rumpel nach dem Kriege einmal zufällig in Oberursel traf, erzählte er mir, er habe vor einiger Zeit von unseren früheren Gefangenen in England eine Einladung zu einem Treffen erhalten, der er natürlich keine Folge geleistet habe.

Hans Scharff fand bei Dulag Luft ein seinen Anlagen entsprechendes, passendes Betätigungsfeld. Seine Vorgesetzten hatten bald seine besondere Befähigung erkannt und wiesen ihm die Vernehmung der zu dieser Zeit in immer größeren Mengen einströmenden Amerikaner, und von diesen die der Jagdflieger zu. Das war damals eine höchst wichtige, aber auch schwierige Aufgabe, denn diese waren für uns noch Neulinge, und so war von ihnen in „Staffelgeschichte“ und in Indizienkartei wenig zu finden. Besonders galt das für die Jagdflieger, da diese als Abwehrwaffe normalerweise nur über eigenem Gebiet oder in dessen Nähe operierten und so selten als Gefangene anfielen. Das änderte sich jetzt etwas, da sie nun als Geleitschutz der Bomber immer wieder tief in deutsches Gebiet vorstießen und mit den deutschen Jägern in heftige Scharmützel verwickelt wurden.

Daß H. Scharff über seine nur kurze Zeit währende Tätigkeit in Dulag Luft ein so umfangreiches Buch schreiben konnte, ist erstaunlich. Ein Tagebuch hat er sicher nicht geführt. Aber sein Gedächtnis muß so voll von interessanten, meist für ihn erfolgreichen Erlebnissen gewesen sein,

daß diese in allen Einzelheiten haften blieben. Gestützt wurde es durch die zahlreichen Bildaufnahmen, auf denen manche bemerkenswerte Gefangene – er hatte bald vorzugsweise höhere Offiziere zu vernehmen – aber auch deutsche Fliegerasse, die Dulag Luft besuchten, zu sehen sind. Er selbst tritt dabei in seiner Gefreitenuniform oder in dem ihm wahlweise zugestandenen Zivilanzug auf. Der von ihm als Autor vorgeschobene F. Toliver könnte für eine sprachlich einwandfreie Darstellung gesorgt haben, hob aber das Buch durch hin und wieder zwischen-geschaltete Kommentare von allgemeiner Bedeutung auf eine höhere geistige Ebene. Daß dieser seinen Auftraggeber im Titel als Meisterverhörer bezeichnet, ist wegen der Starrolle, die er unter den Vernehmungsoffizieren spielte, durchaus berechtigt, zielte aber gewiß auch auf eine dem Buch zu sichernde größere Volkstümlichkeit hin.

Die Art und Weise, wie die Vernehmung bei Dulag Luft betrieben wurde, sagte Hans Scharff sehr zu, doch entwickelte er sie nach seiner Weise weiter. Gewöhnlich stellte er sich seinem Gefangenen als „Corporal Hans Scharff“ vor und sagte, er habe ihn zu verhören. Psychologisch geschult, wußte er sich in seine Lage zu versetzen, als dieser noch unter der Schockwirkung seines Absturzes stand und menschlicher Zuwendung bedurfte. Die Forderung seiner heimischen Vorgesetzten bezüglich „Nummer, Rang und Name“ mußte da dem Gefangenen als absurd vorkommen. Wie konnte er sich etwa gegen den freundlichen Vorschlag sperren, in Anbetracht des umständlichen Behördenweges seinen Angehörigen die Mitteilung seiner Gefangennahme gleich auf einer bereitliegenden Karte zukommen zu lassen, auf der er nur noch deren Anschrift einzutragen brauchte! Wegen der noch immer in geringer Zahl eingelieferten Jagdflieger hatte H. Scharff gegenüber den anderen Vernehmern den Vorteil, daß er reichlich Zeit für seine Vernehmungen hatte und auf Spaziergängen im Taunuswald seinem Gefangenen in Gesprächen näherkommen konnte. Eine besondere Atmosphäre schuf er auch dadurch, daß er ein „Gästebuch“ anlegte, in dem sich „seine Besucher“ eintrugen und auch noch Platz für besondere Bemerkungen vorfanden.

Bei alle dem verlor er aber seine Aufgabe nicht aus dem Auge. Er sammelte fleißig Material für die Ordner der „Staffelgeschichte“ und gewann

manche militärisch wichtige Erkenntnis, die der Gefangene ihm, meist unbewußt, lieferte.

Bezüglich der Durchführung der Vernehmung hatte der Vernehmer volle Freiheit. Er konnte entsprechend seinen eigenen Vorstellungen und seinem Temperament vorgehen: Der Erfolg allein zählte. Es war noch in seiner Zeit als Anfänger, so berichtet H. Scharff, als er einen Oberst, Kommandeur einer Jagdfliegergroup, zugewiesen bekam. Ein solcher Gefangener war wegen seines umfangreichen Wissens sehr interessant. So wollte H. Scharff ihm eine besondere Behandlung zuteil werden lassen. Da unsere Vernehmungsoffiziere mit einem Nachtjagdgeschwader, das bei dem nicht weit entfernt liegenden Eschborn stationiert war, geselligen Verkehr pflegten und gerade von dort eine Einladung vorlag, kam er beim Leiter der Vernehmung, Major Junge, darum ein, seinen prominenten Gefangenen dahin mitnehmen zu dürfen. Der Major war doch sehr überrascht, antwortete dann aber: „Warum nicht?“ So kam es zu einer höchst eigenartigen Begegnung. H. Sch. diente dabei als Dolmetscher und wußte eine Unterhaltung in Gang zu bringen, bei der die deutschen Jäger viele Fragen zu stellen hatten, deren Beantwortung der Gast aus Höflichkeit nur schwer ausweichen konnte. Die Gastgeber waren aber auch großzügig und luden ihn zu einer Besichtigung ihres Flugzeugs vom Typ Messerschmitt 109 ein. Er durfte auch darin Platz nehmen, um sich von dessen Qualitäten zu überzeugen. H. Schl. hatte seine geliebte Leica mitgebracht, und so sehen wir in seinem Buch, neben vielen anderen Bildern, wie während des Krieges ein gefangener amerikanischer Oberst von oben in ein deutsches Jagdflugzeug einsteigt. Aber die Deutschen taten noch mehr. Ob darum im Scherz gebeten, oder aus freien Stücken – sie gestatteten dem Oberst, in dem Einsitzer einen Rundflug über die weite Umgebung zu machen. Natürlich war dafür gesorgt, daß die Treibstoffzuladung nicht weiter als bis zur Kanalküste reichte.

Seinem Bericht zufolge wußte Hans Scharff auch durch seinen außergewöhnlichen Fleiß bei der Vorbereitung seiner Vernehmungen die Wertschätzung des Kommandanten zu gewinnen. Die oben geschilderten Möglichkeiten innerhalb des Hauses und die von Major Böhringen bei seinem Verhör vor Gericht angegebenen Informationsquellen schöpfte er voll aus. Nichts erschien ihm so gering, daß er ihm nicht Beach-

tung schenkte. So etwa wollte er alle Umstände des Absturzes, wie der Gefangene ihn erlebt hatte und wie es mit ihm weiterging bis zu seiner Einlieferung in Dulag Luft, und gar dort auch, bis zu seiner Vernehmung, genau kennenlernen. Dafür wandte er sich an unseren Mitarbeiter, der die telefonischen Meldungen der Abschnüsse entgegenzunehmen hatte. Diese waren nacheinander mit einer „Abschußnummer“ zu versehen, unter der sie weiterliefern und bearbeitet wurden. Es mußte sichergestellt werden, daß jeder Abschluß nur einmal aufgenommen und dazu genau identifiziert wurde. Hier waren zu erfahren: der genaue Zeitpunkt des Aufpralls auf den Boden, wie das Flugzeug zum Absturz gebracht wurde, der Typ, die Aufschriften auf dem Rumpf, wo der Pilot mit dem Fallschirm auf den Boden kam, wo er gefangengenommen wurde, ob er verletzt war und alle weiteren Besonderheiten. Erst wenn H. Sch. sich in ähnlicher Weise überall informiert hatte, war für ihn der Gefangene reif für eine Vernehmung.

Wie die Hauptstellen von Dulag Luft zusammenarbeiten und „wie das System funktionierte“, hat H. Sch. in seiner besonderen Art bildnerisch dargestellt. Auf einer Fotomontage, die durch Zeichnungen ergänzt ist, ist zu sehen, wie Kommandant Killinger vor seinem Orchester den Taktstock schwingt. Vor ihm in der Mitte sitzt seine Sekretärin, rechts und links neben ihr sind seine beiden Stellvertreter, die Majore Junge und Böhringer, zu sehen, drumherum ein Teil der Vernehmungsoffiziere und zwei Vertreter der Buna, alle darunter mit Namen angegeben. Dem Gewicht dieser unglaublichen Informiertheit, das er dem Gefangenen gegenüber einsetzen konnte, schrieb H. Sch. es zu, daß nur ganz wenige ihm widerstehen konnten. Er schreibt darüber angesichts eines verstockten Gefangenen: „In kürzester Zeit wird er mir alle Informationen geben, die ich brauche, ohne daß ich die schlimmsten Methoden anwende, die es gibt, Brutalität ist nicht notwendig. Ich sammle vorher eine Masse Informationen und Beweisstücke und wenn ich sie darlege mit einer Überredungskunst, die vorwiegend an den gesunden Menschenverstand appelliert, dann werde ich ihn dazu bringen, mir Dinge zu erzählen, die ich noch nicht gehört habe.“

Für einen seiner Vernehmungsberichte bekam er vom Luftwaffenführungsstab eine besondere Belobigung. Sein Bericht wurde dabei als vorbildlich bezeichnet. Kommandant Killinger lei-

tete das Lob an ihn weiter, indem er das Anerkennungsschreiben vor dem versammelten Offizierskorp verlas.

So war H. Sch. bei der vorgesetzten Behörde kein Unbekannter, und bald kündigte der Kommandant eine Inspektion durch Generalmajor Schmidt, Kommandant des II. Korps, an. Dieser interessierte sich besonders für die Vernehmung und wollte einige Gefangene sehen und mit ihnen sprechen. Am Abend der Inspektion besuchte er mit seiner Begleitung und dem Kommandanten Hans Scharff in seinem Zimmer, denn er wollte „eins der besten Pferde in Dulags Stall“ sehen und seine Arbeit kennenlernen. Danach sprach er den Wunsch aus, einmal bei einem Verhör zugegen zu sein. H. Sch. hatte nichts dagegen einzuwenden, so ließ er einen Gefangenen kommen, der noch im Anfangsstadium seiner Vernehmung stand und sich als stur erwiesen hatte. Er bat ihn höflich, Platz zu nehmen, dann begann er mit den üblichen Fragen, nach seiner Einheit, seiner Flugzeugnummer, dem Flugplatz usw. Aber der Gefangene reagierte unentwegt immer nur mit derselben Antwort: „Rang, Name und Nummer!“ Die Situation begann peinlich zu werden. Doch, ehe H. Sch. beginnen konnte, seine Kunst zu zeigen, tat der Gefangene etwas Überraschendes: Er erhob sich, stellte sich mit dem Gesicht zum Fenster und gab in einem Zuge auf alle gestellten Fragen die Antwort. – Die Sensation war vollkommen. Die Gäste erhoben sich, um den Raum zu verlassen, der General murmelte: „Bemerkenswert! Höchst bemerkenswert!“ und der Kommandant warf dem Vernehmer noch aus der Tür heraus einen bewundernden Blick zu. Als sie allein waren, sagte der Gefangene: „Habe ich Dich da nicht fein herausgehauen!“ – Hiermit will H. Scharff zeigen, daß er es zuwege brachte, in kurzer Zeit die Sympathie eines Gefangenen zu gewinnen.

Gefangener „Leutnant Richard Price“

Ähnliche Episoden hatte H. Sch. noch mehr zu bieten. Aber er betrachtete es als seine Aufgabe, einen umfassenden Bericht über seine Vernehmungstätigkeit und alles, was damit in Zusammenhang stand, zu liefern. Da er fürchtete, den einen oder anderen seiner früheren Gefangenen durch Erwähnung seines Namens in Verlegen-

heit zu bringen, ersetzte er deren Namen alle durch einen einzigen erdachten, den eines „Leutnant Richard Price“. Was von diesem fiktiven Leutnant vom Zeitpunkt des Absturzes an bis zu seiner Entlassung bei Dulag Luft berichtet wird, hatten viele andere Gefangene so in Wirklichkeit erlebt. Insgesamt ergibt sich daraus eine wesentliche Erweiterung der oben geschilderten dort üblichen Verfahrensweise.

Als erstes weiß H. Scharff von ihm zu berichten, daß er sich nach dem Absturz der Gefangennahme zu entziehen vermochte und bei einem französischen Bauern Unterschlupf fand. Dort wechselte er in Zivilkleider und warf seine Papiere mit seiner Erkennungsmarke weg, damit diese ihn auf seinem Fluchtweg nicht verraten könnten. Er hatte aber das Mißgeschick, von der Gestapo gefaßt zu werden. In einem schlimmen nächtlichen Verhör ihrer Art mußte diese sich aber über seinen wirklichen Status überzeugen lassen und übergab ihn der nächsten Luftwaffendienststelle zur Weiterleitung.

In Oberursel wurde R. Price von seinem Wachmann zugleich mit einem Schreiben seiner Dienststelle bei Dulag Luft abgeliefert. Ein Unteroffizier empfing ihn und trug Rang, Namen und Erkennungsnummer in eine Liste ein, mußte aber vermerken, daß der Gefangene behauptete, die Marke verloren zu haben, die Nummer aber kenne. Auf besorgte Fragen, wie er seine Identität sichern könne, reagierte dieser aber nicht. – Rich. Price zeigte sich anschließend doch sehr überrascht über dessen umfangreiche Kenntniss von den Nummern amerikanischer Luftwaffeneinheiten und weiteren Daten. Die Gefangenen wurden am Tage ihrer Einlieferung einer genauen körperlichen Durchsuchung unterzogen. Sie mußten ihre Taschen entleeren, und ihrer Uniform wurde auf der Suche nach versteckten Fluchtmitteln besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Bei dem in Zivil steckenden R. Price hätte das keinen Sinn gehabt, daher ließ H. Scharff den der Leserschaft als fiktiv vorgestellten für diesen Fall als frisch abgeschossenen Flieger auftreten. Paß, Taschenmesser, Schreibstift und Taschentuch wurden ihm abgenommen, dazu auch, gegen seinen Protest, seine Armbanduhr, die er als Privateigentum bezeichnete. Der Deutsche versicherte ihm, bei Verlassen des Durchgangslagers bekäme er sie mit allem anderen zurück. Die Frage, ob er irgendwelche Fluchtmittel bei sich habe, verneinte er. Darauf fuhr dieser mit einem Magnet über einen

bestimmten Teil seiner Uniform und fand einen eingenähten Kompaß. Dann nahm er ihm auch noch sein Geld ab, indem er es durch einen ziel-sicheren Schnitt mit einer Rasierklinge aus seinem Versteck freilegte. Darauf wurde der Gefangene dem Aufnahmeoffizier vorgeführt, der aber nicht als Offizier erkannt werden sollte und daher keinerlei Rangabzeichen trug. Dessen Aufgabe war es, die Gefangenen im Hinblick auf die kommende Vernehmung zu sortieren, manche, von denen wenig zu erfahren war, meist Bord-schützen, davon zu befreien und die andern zu charakterisieren. Er legte R. P. ein Aufnahmeformular vor, in dem eine Menge Fragen zu beantworten waren. Diese reichten von Rang, Name und Kennnummer über Alter, Familienstand, Heimatadresse, Religionszugehörigkeit, Abflugplatz, Einheits- und Flugzeugnummer zu weiteren verfänglichen und unverfänglichen Themen. Über dem Formular prangte ein rotes Kreuz. Unter ihm stand als Ausgabebehörde das Internationale Rote Kreuz, Genf. In Wirklichkeit war es ein deutsches Druckerzeugnis, aufgrund dessen man nicht nur der Verpflichtung nachkam, der Genfer Behörde die anfallenden Gefangenen zu melden, sondern auch eine weitere Informationsquelle gewann. Ein solcher Täuschungsversuch galt aber als zulässiges Mittel und fand beim Prozeß in Wuppertal keine Erwähnung.

R. Price war ein sturer Gefangener. Er gab nur Rang, Namen und Kennnummer an. Auf die Frage, ob er einen Arzt brauche, zaudert er eine Weile, dann sagt er, es gehe ihm gut. Zum Schluß nahm er noch die ihm vorher angebotene Zigarette aus der ihm weiter zur Verfügung stehenden Schachtel. – Gerne hätte er gewußt, was der Offizier zum Schluß auf der Rückseite des Formulars geschrieben hatte. H. Scharff sagt es uns: „Sagt nur Rang, Namen und Kennnummer – hartnäckig – ungefällig – starker Raucher – keine Papiere und keine Kennmarke – vielleicht Jäger?“

Hans Scharffs Vorbereitungen auf die Vernehmung

Welch reiche Möglichkeiten H. Scharff hatte, sich auf das Verhör eines Gefangenen vorzubereiten, ist oben geschildert worden. Aber hier mußte er sich doch fragen, was er mit einem Gefangenen anfangen konnte, der alles, was er an

Informationsquellen bei sich hatte, weggeworfen hat, Zivil trägt und sich als Franzose ausgibt. Dazu wußte er noch nicht einmal, ob er Jagdflieger war oder einer Bomberbesatzung angehörte. Vorerst ging er einmal zur „Staffelgeschichte“, in der Hoffnung, auf Grund des Namens „R. Price“ weiterzukommen. Aber die Verwalterin dieser Stelle, Frau B., konnte ihm nicht helfen und rief den Führer der Indizienkartei an. Dieser meldete aufgrund eines von der französischen Fluchtorganisation gefälschten kurz vorher hereingereichten Passes bzw. von dessen Foto: „R. Price, Angehöriger der 355. Jagdflieger-Group vom Typ Mustang, stationiert in Steeple Morden“. Der Empfangsoffizier hatte den Paß und den richtigen Namen gleich an die Abt. Buna weitergeleitet, wo anhand der Indizienkartei die Einheit des Gefangenen festgestellt werden konnte. Über diese gab es in der „Staffelgeschichte“ eine reiche Dokumentation, die von ihrer Betreuerin, Frau B., in bemerkenswerter Weise dargeboten werden kann. Hier sei daran erinnert, wie Hans Scharff die besonderen Qualitäten des Aufnahmeunteroffiziers und des Führers der Indizienkartei, den er als einen Experten in Sachen Beutepapiere bezeichnet, herausstellt. Wie er dies bezüglich Frau B. und der „Staffelgeschichte“ tut, sei mit seinen eigenen Worten dargestellt. Er schreibt: „Die Staffelgeschichte klärt uns über die kleinsten Einheiten aller alliierten Einheiten auf, die gegen Deutschland im Kampf entstehen. Frau B. ist eine unermüdliche, hilfsbereite und stolze Verwalterin, und sie muß es sein. Sie hat viele Gehilfen und weiß auf Fragen fast jede Antwort auswendig. Sie kann einem über jede Luftwaffe irgendeines Landes volle Aufklärung geben, ob sie in Afrika, England oder sonstwo stationiert ist. Sie kennt die Namen ihrer Kommandanten und ihrer Stäbe. Sie kann einem Fotos von Flugplätzen vorlegen und hat Textausschnitte vom letzten Stand der feindlichen Einheiten. Die vielfältigen Verbindungen der Militärorganisationen sind für sie kein Rätsel.“ Dann kann sie zu Einzelheiten übergehen, die sie durch wohlausgesuchte Stellen aus den vielen Ordnern belegen kann. Aber es kommt noch schlimmer! Vor dem Verhör bietet Hans Scharff noch eine Überraschung. Durch einen telefonischen Anruf bei einer geheimnisvollen Stelle, der „Gelben Kartei“, gelingt es ihm, Auskunft über die Ausbildung des Gefangenen zu bekommen. Ein Herr Gommann meldet sich, und es genügt die Angabe

von dessen Kennnummer, daß dieser nach einer Minute Antwort geben kann: „Lt. Price, Fl.(iegerschule) St. Antonio, bef.(ördert) zum Leutnant 5. Mai 1943, Jagdflieger.“ Dazu gibt H. Scharff folgende Erklärung: „Diese Angaben stammen von den „Gelben Karten“ und sind von vielen ausländischen Agenten in Gemeinschaftsarbeit erbracht worden. Er hat die Kennnummer von jedem USAAF-Offizier, von den niedrigen der Berufsoffiziere zu den Reservisten, den West-Pointern und Fliegerkadetten, Ziffern über Ziffern, wozu man für jede von ihnen von Gommann noch alle die Informationen bekommen kann, die er zusammengebracht hat – aber woher und wie? Seine Organisation ist geheim.“ Da kommt, viele Jahre nach dem Kriege, die alte, längst widerlegte Geschichte von den vielen Spionen, deren sich die Deutschen bedienen, wieder auf den Tisch! Solche Absonderlichkeiten, die sich auch bei der Beschreibung der kommenden Vernehmung vorfinden werden, verlangen nach einer Erklärung.

Eine weitere Stellungnahme

Wie gegenüber Capt. Friedheim, so ist hier nun auch bei H. Scharff eine kritische Stellungnahme und eine Klärung erforderlich. Die notwendigen Beanstandungen haben bei beiden ihren Grund in ihrem starken Bestreben, durch Übertreibungen ihren Darstellungen einen sensationellen Charakter zu geben und diese dadurch weitesten Volkskreisen zugänglich zu machen. Das geht so weit, daß sie, H. Scharff mehr noch als der Captain, es mit der Wahrheit nicht mehr ernst nehmen. Hierzu muß noch folgendes vermerkt werden: Beide sind Deutschamerikaner und haben ihr Heimatland, der eine wegen seiner Rasse, der andere aus wirtschaftlicher Not, verlassen müssen. Sie haben in den Vereinigten Staaten Fuß gefaßt und sind echte Amerikaner geworden. H. Scharff kennt die Veröffentlichung von Captain Friedheim und hält es nicht für unpassend, ihn an einer Stelle zu berichtigen. Zu dessen Behauptung, die Deutschen hätten gelegentlich auch die „Wein-Weib-Gesang-Methode“ angewandt, sagt er, die habe es bei der Dulag Luft nicht gegeben. Aber hier hat der Captain recht: Sie hat es gegeben. Die Durchführenden waren die oben erwähnten zwei fortschrittlichen Offiziere, und die weibliche Rolle spielte jene eifrige Frau B. von der

„Staffelgeschichte“. H. Scharff mag seine Behauptung guten Gewissens gemacht haben. Diese gewagten Versuche, Gefangene auszuweichen, mögen zu einer Zeit gemacht und wieder eingestellt worden sein, als H. Scharff noch nicht oder nicht mehr bei Dulag Luft tätig war. H. Scharff war ein Mann, der seine Ziele mit seltener Hartnäckigkeit verfolgte. Seine Fähigkeit, sich in die Mentalität anderer Menschen hineinzuversetzen und diese mit großem Geschick zu behandeln, brachten ihm seine spektakulären Erfolge ein. Der seltsame Titel seines Buches, in dem er sich in seiner unbekümmerten Art in den Mittelpunkt des Geschehens stellt, oder stellen läßt, zeigt, wie sehr es ihm um die Erhöhung seines persönlichen Prestiges geht. Dasselbe Bestreben – und das teilt er mit Captain Friedheim – zeigt er auch, zuletzt in peinlicher Weise, für die Mitarbeiter von Dulag Luft, mit denen er in nähere Berührung kommt. Verwundern muß aber, daß er die Mär von den vielen deutschen Spionen ernsthaft wieder vorbringt. Wie ein Romanschriftsteller sucht er hier seiner Darbietung noch den Schimmer des Geheimnisses zu verleihen. Die Frage ist, ob er nicht befürchten muß, auf öffentliche Kritik zu stoßen, da Catain Friedheim, allerdings über dreißig Jahre vorher, in diesem Punkte für Klarheit gesorgt hatte. Hier scheint sich die manchmal vorgebrachte Feststellung zu bewahrheiten, daß bei den Amerikanern oft eine sachliche Darstellung dicht neben einer im weitesten Sinne volkstümlichen zu finden ist.

Vor der Wiedergabe der Vernehmung sieht sich auch H. Scharff zu einer Stellungnahme veranlaßt. Er hält es für angezeigt, seinen amerikanischen Leserinnen und Lesern zu einem Verständnis für das Verhalten ihrer Flieger in deutscher Gefangenschaft zu verhelfen. Hier zeigt er sich wieder als großer Realist und Menschenkenner. Eine psychologische Studie über deren Bewußtseinslage vor der Vernehmung scheint ihm dazu dienlich. Er schreibt: „Der stärkste Charakter, der unbeugsamste Soldat ist durch die Tatsache der Gefangenschaft heftigsten psychischen Belastungen ausgesetzt. Es übt den heftigsten Druck auf Seele und Geist aus, auf jemand, der weiß, daß der nichts Böses getan hat. Man versuche daher, eine psychologische Erklärung für das Geheimnis zu finden, das jeder Gefangene kennt. Jene unausrottbare Stacheldrahtpsychose vermag einen Menschen zu einem Verhalten zu bringen, das gar nichts mit Furcht, Unbehagen

oder Zorn zu tun hat. Des Gefangenen Herz und Seele, die ihrer Welt mit ihrer Humanität verhaftet sind, werden durch die Psychose umgewühlt. Dieser plötzliche harte Freiheitsentzug trifft einen Amerikaner härter als irgendeinen anderen, denn diese jungen Leute sind nicht nur tapfer, sondern haben auch ein tiefes Gefühl für Freiheit und Ungebundenheit von Körper und Geist. Der gefangene Amerikaner ist unweigerlich mit einem Schuldgefühl belastet, obgleich er nicht durch seine eigene Schuld in Gefangenschaft geraten ist, sondern durch den Motor, der ihn in der Luft im Stich ließ, oder durch eine Kugel, die in seine Fokke-Wulf gekracht ist. Er fühlt sich schuldig, weil er von jetzt an bis zum Kriegsende auf ein Nebengleis des Lebens verbannt ist und nicht mehr mit seinen Kameraden kämpfen kann. Dieser Gedanke macht ihn verwundbar. Wer den Warnungen seines Hauptmanns kein Gehör schenkt, tut es, weil er sich für unfähig irgendeiner Infamie hält. Es gilt als unnormal, daß er Geheimnisse an den Feind preisgeben wird, aus welchem Grund auch immer.“

Die Vernehmung

Zu seiner Vernehmung empfängt Hans Scharff seinen fiktiven Gefangenen mit ausgesuchter Höflichkeit: „Darf ich mich vorstellen, Gefreiter Hans Scharff ... und Sie, Leutnant Price oder Herr Price?“ Aber sein Gefangener hat sich in dieser Situation auf seine Pflicht besonnen und antwortet nicht. „Setzen Sie sich bitte, ich soll Sie verhören und möchte Ihnen sagen, wie wir verfahren werden. Bedienen Sie sich bitte dieser West Points da, und glauben Sie nicht, daß ich Sie dopen will, wenn Sie sich etwas schwindlig fühlen, das passiert jedem Raucher, wenn er eine Weile nicht geraucht hat. Leider kann ich Ihnen nicht Ihre Marke anbieten, aber ich hoffe, Sie bekommen sie aus Ihren Rot-Kreuz-Paketen. Was ist Ihre Lieblingszigarette, Lucky Strike, Camel, Chesterfield?“ – „Sorry, Sir, ich bin Richard Price Nr. 0678543.“ „Ich weiß, aber Ihre Befehle taugen hier nichts! Meinen Sie, ich nähme die Verantwortung auf mich, Sie in unser Lager einzulassen, ohne vorher Ihre Person festgestellt zu haben? Sie kennen selbst Ihre Erkennungsnummer, von der ich hier sehe, daß Sie sie verloren haben sollen. Ich habe schon zu viele falsche Erkennungsnummern gesehen. Ich brauche

den Beweis, daß Sie der sind, der Sie zu sein vorgeben. Sie behaupten, amerikanischer Leutnant zu sein, dann müssen Sie die Zeitschrift ‚Stars and Stripes‘ kennen.“ Darauf zeigte er ihm einen Artikel, demgemäß anscheinend für Gefangene in seiner besonderen Lage andere Vorschriften bestehen. Er weist ihm auch ein Exemplar der Genfer Convention vor, dem zu entnehmen ist, daß er noch weitere Auskünfte geben muß als die von seiner Heimatbehörde erlaubten. Aber sein Gefangener reagiert auf diese Vorhaltungen in keiner Weise und beantwortet seine Fragen, die er ihm nach dem Vorbild des Fragebogens stellt, unentwegt mit „Rang, Name und Nummer“, und bald mit „Sorry, Sir!“ Und als er auf ihn eindringt und ihn fragt, ob dieses alles militärische Geheimnisse seien, kommt die Antwort: „Rang, Name und Nummer, und wenn ich bis zum Kriegsende hier bleiben muß!“ „Wissen Sie, wann das sein wird?“ fragt sein Vernehmer, „nein? ich weiß es – wenn die Briten so weit sind, daß sie Ratten fressen und wenn es auch Ersatzratten sind.“ Damit ist die Vernehmung zu Ende.

Das war aber keine Niederlage des Vernehmers, im Gegenteil! Daß der Gefangene von dem wohlbedachten starren Befehl seiner heimischen Obrigkeit abwich und zu dem entschuldigenden „Sorry, Sir!“ überging, zeigt, daß seine Widerstandskraft im Wanken war, besonders, da seine letzte Antwort nur noch als ein letztes verzweifeltes Aufbäumen zu werten ist. Der Vernehmer nimmt diesen Gedanken geschickt auf und erweitert ihn durch eine derbe sarkastische Bemerkung voller Selbstironie, denn vom Hunger geplagt waren weniger die Briten als die Deutschen selbst. Die Anwendung des der englischsprachigen Welt wohlbekanntesten Worts „Ersatz“ macht dieses auch deutlich.

H. Scharff wendet sich darauf einem anderen Gefangenen zu und läßt R. Price einige Tage Zeit, sich über das Erlebte Gedanken zu machen. Er weiß auch, welcher Art sie sind: R. Price ärgert sich, daß er in diese unmögliche Situation geraten ist, und sein Ärger richtet sich sowohl gegen ihn selbst als auch gegen seinen Vernehmer. Er muß nun feststellen, daß der heimische Befehl auch nicht diesem gegenüber einzuhalten ist.

Bei der nächsten Vernehmung behandelt H. Scharff den Gefangenen wieder mit besonderer Freundlichkeit. Aber dieser zeigt seine Verärgerung, indem er sich über das miserable Früh-

stück und die Flöhe beklagt, die ihn geplagt hätten. Solche mag es auch in einem Durchgangslager mit seinem dauernden Zugang von Menschen – manchmal auch von weither – gegeben haben. H. Sch. entgegnet dazu, das sei nicht sein Job. Dann wartet er mit einer Überraschung auf. Seine Frau, so erklärt er, die mit ihm nach Deutschland in den Urlaub gefahren war und sich in der Nähe niedergelassen hatte, reicht ihrem Manne ein Paket voll Gebäck herein. Das folgende freundliche Angebot weist der Gefangene nicht zurück, überläßt die Plätzchen aber bald seinem Vernehmer und wendet sich den langentbehrten Zigarretten zu. Ihre aufgeräumte Stimmung findet in einem langen Gespräch voller Witz und ironischer Anspielungen ihren Ausdruck und am Ende steht die Eintragung ins Gästebuch.

Hierzu ist zu bemerken, daß die Art, wie H. Sch. seine Frau in seine Vernehmungspraxis unterstützend eingreifen läßt, doch recht sonderbar erscheint, vor allem auch, wenn man bedenkt, daß dies im fünften Kriegsjahr geschehen sein soll, in dem die deutsche Bevölkerung mit recht kärglich bemessenen Grundnahrungsmittelrationen vorliebnehmen mußte.

Eine weitere Episode soll hier noch vorweggenommen werden: Hans Scharff macht mit seinem Gefangenen in freundschaftlichem Gespräch einen Spaziergang durch den Taunuswald. Da entschuldigt sich dieser wegen eines Bedürfnisses und schlägt sich seitwärts in die Büsche. H. Sch. geht langsam weiter, wundert sich aber bald, daß der Gefangene noch nicht wieder zum Vorschein kommt. Schließlich hat er wirklich Bedenken. Sollte es doch ein Fluchtversuch sein, der zwar keine Erfolgsaussicht hat, zu dem aber jeder Gefangene auf Befehl seiner Heimatbehörde verpflichtet ist? Ist es nicht seine Pflicht, jetzt Alarm zu schlagen? Endlich kommt der Amerikaner aus seinem Versteck heraus, wohl verschmitzt lächelnd, daß ihm dieser neckische Streich seinem Vernehmer gegenüber gelungen ist. – Wirklich geschehen oder erfunden? Auf jeden Fall soll dadurch dargetan werden, auf welch vertrautem Fuß Vernehmer und Gefangener schon miteinander stehen.

Doch bezüglich seiner Ziele macht Hans Scharff bei seinem Gefangenen keine Fortschritte, und so gehen seine Bemühungen weiter. Indem er ihn wieder als aufgegriffenen Zivilisten behandelt, ermahnt er ihn, zum Beweis seiner Zugehörigkeit zur amerikanischen Luftwaffe seine Ein-

heit anzugeben. Das verfährt bei diesem jedoch nicht, denn angesichts ihres persönlichen Verhältnisses ist er sicher, daß er keine Überstellung an die Gestapo zu befürchten hat. Nun erst läßt sein Vernehmer ihn wissen, daß er ihn selbst und seine Einheit längst kennt, und erzählt ihm alles, was er davon weiß. Dazu kann er ihm auch die ganze Gliederung seiner Gesamteinheit, des 8. Jagdfliegerkommandos, aufsagen. Noch etwas kann er ihm berichten: Einer seiner Kameraden ist abgestürzt und liegt mit schweren Verbrennungen im Lazarett, doch kann er ihm die Möglichkeit zu einem Besuch verschaffen.

Es dauerte noch einige Tage, bis der Gefangene ihm seine Heimatadresse kundtut, alles übrige braucht er ja nun nicht mehr auszusagen. Der Deutsche hat bei ihm eine wirksame Taktik angewandt, hat lange Zeit alles getan, ihm gegenüber Unwissenheit vorzugeben, um ihm dann unvermittelt seine umfangreichen Kenntnisse über ihn selbst, seine Einheit und die gesamte den Deutschen gegenüberstehende amerikanische Jägerstreitkraft zu enthüllen. Dadurch und durch die tiefe seelische Erschütterung, die er ihm durch den Anblick seines schwer darniederliegenden Kameraden vermittelte, ist dessen Widerstandskraft erschöpft. Für Hans Scharff ist der Gefangene jetzt reif für die eigentliche Vernehmung. Der Luftwaffenführungsstab stellte manchmal an Dulag Luft von fliegenden Verbänden herrührende Fragen, die durch die Gefangenenbefragung geklärt werden sollten. Eine solche gezielte Frage betraf das oben schon berührte Problem, wie sich die mit Zusatztanks belasteten Jäger grundsätzlich beim Erscheinen von deutschen Jägern verhielten. Das war eine Frage, die Hans Scharff nun seinem Gefangenen stellen konnte. Dieser sagte: „Befehl ist, diese erst abzuwerfen, wenn der Feind wirklich zum Angriff übergeht. In Wirklichkeit geschieht es aber viel früher, da das Flugzeug nachher noch genügend Zeit haben muß, um auf die nötige Geschwindigkeit zu kommen.“ –

Mit dieser gekürzt wiedergegebenen Darstellung Hans Scharffs dürfte eine hinreichende Vorstellung von dessen Vernehmungskunst vermittelt sein.

Das Ende

Mit dem Nahen der Front im Frühjahr 1945 ging die Arbeit in Dulag Luft zu Ende. Unsere letzte Tätigkeit bestand darin, alle Kopien von

Vernehmungsberichten und Materialauswertungen durch den Reißwolf zu drehen, was wohl auf allerhöchsten Befehl geschah. Die Belegschaft wurde in kleine Gruppen aufgeteilt und in rückwärtige Dienststellen verlegt. Jeder erlitt nun in der Gefangenschaft sein eigenes Schicksal, bevor er den Entlassungsschein aus dem Militärdienst erhielt.

Hans Scharff berichtet darüber. Die Amerikaner brachten ihn ausgerechnet in seine alte Dienststelle Dulag Luft. Sie benutzten diese nun ihrerseits unter dem Namen „Camp King“ zu Vernehmungszwecken. Die rauhbeinigen Amerikaner galten allgemein als wenig angenehme Besitzer, erst recht benahmen sie sich so gegenüber Untersuchungshäftlingen. Alfred Bohner hatte schon berichtet, daß unsere Offiziere über die von den Amerikanern erfahrene Behandlung empört waren. Hans Scharff schreibt nur, daß er bei der Aufnahme erbarmungslos gefilzt wurde. Man ließ ihm nicht einmal seinen Mantel, den er im Winter doch brauchte. Auch das Versprechen einer Rückgabe wurde nicht gehalten. Über sein Ergehen dort schreibt er kein Wort, offenbar nach seiner Meinung die beste Art, wie er seinen nun schon langjährigen Mitbürgern seinen Unmut zum Ausdruck bringen kann. Als er entlassen wird, befindet er sich in großer Not. Seine Ehe ist an den damit entstandenen Schwierigkeiten gescheitert, der reiche Familienbesitz befindet sich in der sowjetisch-besetzten Zone und ist verloren. Durch frühere Gefangene gelingt ihm die Übersiedlung nach den Vereinigten Staaten. Hier bringt er dann den dritten großen Aufstieg in seinem Leben zuwege. Auch deutsche Touristen haben die Möglichkeit, Erzeugnisse seiner künstlerischen Tätigkeit kennenzulernen. Bei einer Florida-Fahrt in den Vereinigten Staaten haben sie Gelegenheit, im „Disneyland“ seine großen Wandgemälde im Dornröschenschloß zu bewundern. Eine in den leuchtenden Farben der Mosaiktechnik zauberhafte Märchenwelt zeugt hier von dem hohen künstlerischen Talent des Meisters.

Eine Gesamtschau mit Kommentierung

Für eine erfolgreiche Arbeit bei der Dokumentenauswertung und Gefangenenernehmung in Dulag Luft gab es günstige Voraussetzungen, die nicht gering eingeschätzt werden dürfen. Die steigende Übermacht der Alliierten im Luftkrieg brachte diese bald endgültig in Angriffsposition. Die Folge war, daß die bei den Kämpfen in Verlust gehenden Flugzeuge, meist Bomber, aber auch Kampf- und Jagdflugzeuge, in deutsche Hände fielen. Wenn auch manche stark beschädigt waren, so lieferten sie doch durchweg, nicht nur die Aufschrift auf dem Rumpf und die in ihnen vorhandene Papierbeute, sondern auch durch ihre eigene Gestaltung des Baus und ihre Ausstattung mit Geräten und Waffen, wichtige Erkenntnisse für die Organisation der Abwehr. Dazu fiel durch die Möglichkeit des Fallschirmabsprungs ein hoher Prozentsatz der Flugzeugbesatzungen lebend in deutsche Hände. Dieser Anfall von Gefangenen und Beutematerial war während des ganzen Krieges ununterbrochen und in stets steigendem Ausmaße zu verzeichnen. Außerdem hatten die daraus gewonnenen Erkenntnisse meist einen frischen Bezug, da die zugrundeliegenden Ereignisse nur ganz wenige Tage zuvor stattgefunden hatten. Gefangenenernehmer und Auswerter von Beutepapieren waren dadurch auch dauernd beschäftigt und konnten die Weiterentwicklung des Luftkrieges in all ihren Einzelheiten verfolgen.

Ganz anders war die Lage für die Alliierten. Ihr Nachrichtendienst hatte nur spärliche Betätigungsmöglichkeiten, und ihre Bediensteten konnten sich keine Vorstellung davon machen, welchen Nutzen die Deutschen aus der Gefangenenernehmung in Verbindung mit einer systematisch betriebenen Beutepapierauswertung gewinnen konnten. Durch der Gefangenschaft entkommene Flüchtlinge wurden sie erst auf die Sachlage aufmerksam und bekamen eine Vorstellung von der Größe des erlittenen Schadens. Da sie aber nicht die Gründe kannten und daher keinen Ansatz für eine Abstellung dieser Verhältnisse finden konnten, war dies für die zuständigen Gremien ein Gegenstand von Verwirrung und steter Verärgerung.

Erst nach dem Kriege kam für sie die Aufklärung. Den Amerikanern mußte sie (wie oben geschildert) durch Alfred Bohner aufgedrängt werden. Da ihr Vernehmer die Erfolge der Deutschen in einem übertriebenem Ausmaße dar-

stellte, ist es nicht verwunderlich, daß General Eisenhower in große Erregung geriet und dann noch, als der Schaden nicht mehr gutzumachen war, den oben zitierten dringenden persönlichen Appell an die Fliegertruppe richtete. Die Engländer wußten sich in geschickter und diskreter Weise Aufklärung zu verschaffen. Sie benutzten den oben dargestellten „Wuppertaler Prozeß“, in dem eine Beschwerde wegen einer Gefangenemißhandlung besonderer Art behandelt wurde (der einzigen, die bei einer Vernehmung von Zehntausenden Gefangenen vorgebracht wurde), um Klarheit zu gewinnen.

Der große Gefangenenausbruch, der nur der Höhepunkt von vielen Fluchtversuchen war, bedeutete, wenn er auch in einer unvorhersehbaren Tragödie endete, ebenfalls in einem kleinen Teilbereich des Kriegsgeschehens für die Engländer einen großen Erfolg – für diese allein, da die Amerikaner in Sagan in eigenen Barackenblocks untergebracht worden waren. Bei einem Versuch, sich eine Vorstellung von dem Ausmaße der Fluchtversuche zu machen, muß auch bedacht werden, daß da noch die vielen englischen Gefangenen hinzukommen, die in anderen Blocks als in dem von P. Brickhill allein behandelten untergebracht waren. Bei einer groben Schätzung ergeben sich mindestens fünfzig Blocks mit je etwa siebenhundert Fliegergefangenen, die alle in gleicher Weise zu Fluchtversuchen motiviert waren. Die Spekulation, auf diese Weise Kräfte der Deutschen zu binden, hatten sich in ungeahntem Maße als richtig erwiesen. Himmler soll, auch entsprechend den Nachforschungen P. Brickhills, auf die Kunde von dem großen Ausbruch hin ärgerlich erklärt haben, daß er nun 70.000 Mann seiner Polizeitruppen für die Fahndung abzuweigen müsse. Der größte Schaden aber geschah der deutschen psychologischen Kriegsführung dadurch, daß sich Hitler dazu hinreißen ließ, seinen vielen Schandtaten noch eine weitere hinzuzufügen, die geeignet war, auch noch die letzten Neutralen, die dem deutschen Volk in der Welt geblieben waren, diesem zu entfremden. – Die englischen Fliegergefangenen hatten es zuwegegebracht, einen „zweiten Kriegsschauplatz“ zu schaffen, ein Ausdruck, den sie anfangs mehr scherzhaft gebrauchten, an dem sie sich aber später in verzweifelten Situationen untereinander aufrichteten. Im Endkampf hatten die wenigen den Deutschen einen solchen Schaden zugefügt, wie es ihnen als freien Kämpfern nicht möglich gewesen wäre.

Etwas Tröstliches hat hier aber P. Brickhill auch zu berichten. Trotz des erbitterten Kampfes, den die Gefangenen um ihre Freiheit führten, gab es auf beiden Seiten keinerlei Zeichen des Hasses. Diejenigen Deutschen, die menschliches Entgegenkommen zeigten, die „Zahmen“, genossen die volle Sympathie der Gefangenen, und den „Harten“, die sich gewissenhaft auf die Einhaltung ihrer Vorschriften beschränkten, zollten sie hohen Respekt. Es war im Lager auch üblich, daß die Offiziere höheren Ranges, gleich welcher Nationalität, begrüßt wurden. Davon, daß sogar die Regeln gutbürgerlicher Höflichkeit beobachtet wurden, zeugt auch folgende Begebenheit: Um irgendwelche Zeichen von Flucht-vorbereitungen festzustellen, pflegten die Deutschen zu unregelmäßigen Zeiten in Trupps in das Lager einzufallen. Um vor solchen Überraschungen gesichert zu sein, stellten die Gefangenen an geeigneten Punkten Posten auf, die den Lagereingang unter Kontrolle hielten. Eines Tages meldeten sie, daß der deutsche Kommandant und ein Offizier das Lagergelände soeben betreten hätten. Für eine förmliche Begrüßung war es nun zu spät. Aber die Spitzen der Gefangenen holten das bei deren Rückkehr am Toreingang nach und luden sie höflich zu einem Umtrunk ein, bei dem ein aus den Rosinen ihrer Liebespakete gekelterter Wein gereicht wurde. – Dadurch, daß man hierfür ausgerechnet die Baracke gewählt hatte, in der sich der Einstieg zum Stollen befand, glaubte man, diese von jedem Verdacht freihalten zu können.

Anmerkungen

- ¹ Franz Kurowski: Der Luftkrieg über Deutschland, Econ Verlag, Düsseldorf 1977
- ² Paul Brickhill: The Great Escape, Faber & Faber Ltd., London 1963
- ³ War Crimes Trials Vol. IX, The Dulag Luft Trial, Edited by Eric Cuddon. Barrister at Law, London/Edinburgh/Glasgow, W. Hodge and Co. Ltd.
- ⁴ „Air Ministry Weekly Intelligence“ Summary No. 305, publ. July 7, 1945
- ⁵ The Interrogator – The Story of Hans Scharff, Luftwaffe's Master Interrogator by Raymond F. Toliver in Collaboration with Hans Scharff, Library of Congress No. 78 10626 (Der Gefangenenvernehmer – Die Geschichte von Hans Scharff – Starvernehmer der Luftwaffe – In Zusammenarbeit mit F. Toliver – Kongreßbibliothek Nr. 78-106626)

Doppelheft für die Jahre 1993 und 1994

Die „Mitteilungen“ erscheinen seit 1963 in zwangloser Folge und sind für Mitglieder kostenlos.

Weitere Exemplare einzelner Hefte sind bei der Geschäftsstelle erhältlich.

Schutzgebühr für die Hefte Nr. 1–10: je DM 1,50, Nr. 11–15: je DM 3,-, Nr. 16–19: je DM 4,-, Nr. 20–30: je DM 5,-, ab Nr. 31: je DM 10,-, Doppelheft je DM 20,-.

Herausgeber: Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel (Taunus) e. V., Postf. 1140, 61401 Oberursel/Ts.

Geschäftsstelle: Hospitalstraße 9II, Altes Hospital, 61440 Oberursel/Ts.

Konten: Nassauische Sparkasse, Zweigstelle Oberursel, Nr. 258 016 246, Postgiroamt Frankfurt am Main Nr. 8027-604.

Schriftleitung: Dr. Karl-Friedrich Rittershofer, Adalbertstraße 6, 60486 Frankfurt am Main.

Abschriften oder Auszüge nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich.

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Oberursel und der Arbeitsgemeinschaft der historischen Vereine in Hessen, Marburg.

Druck von W. Kramer & Co. Druckerei-GmbH in Frankfurt am Main

ISSN 0342-2879



MITTEILUNGEN DIGITAL

Ausgabe Nr.1 bis Nr.55

DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
UND HEIMATKUNDE
OBERURSEL (TAUNUS) E.V.



Dieses ist ein digitales Dokument (.PDF)

- Man kann darauf jederzeit weltweit zugreifen
- Elektronisch ohne Fachbegleitung suchen
- Als Buch selbst ausdrucken



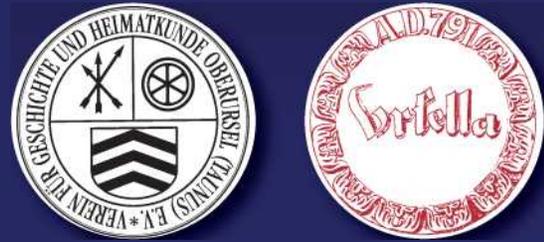
Suchen nach:
stadtarchiv im aktuellen Dokument

Ergebnisse:
1 Dokument(e) mit 5 Treffer(n)

Ergebnisse:

1

- Frankfurt, **Stadtarchiv** Oberursel, Internet zu Fritz Wichert.) 17 S. Auszug aus Gewereregister Oberursel
- Quelle: **Stadtarchiv** Oberursel, Mikrofilm. Camp hist. 122 Smelser, Ronald: Robert Ley – Hitlers Mann
- im **Stadtarchiv**) auf CD gescannt. Camp. hist. 512 Stedlungsförderungsverein Hessen e.V. (Hrsg.):
- Originale: **Stadtarchiv** Oberursel] Luftwaffenbauamt Wiesbaden 4 Bl. Pläne: Be- und Entwässerungsp
- im **Stadtarchiv** Oberursel, Erwerb über ebay, 2009] Camp mapp 4 Lagergelände an der Hohemarkstr.



*Der Verein
für Geschichte und Heimatkunde
Oberursel e. V.*

Unsere »Mitteilungen« sind nun komplett digital verfügbar

Die Hefte 1 (1963) bis 55 (2016) mit über 3.200 Seiten liegen jetzt digitalisiert vor. Dadurch wird deren Inhalt als Quelle der Geschichte und Heimatkunde erschlossen. Forschende können am Bildschirm den Volltext aller »Mitteilungen« lesen und mit einem Suchprogramm nach Fundstellen suchen. Die pdf-Datei ist somit lesbar, durchsuchbar, kopierbar und druckbar.

Die Preise für die Download-Datei:

Vereinsmitglieder	25,-	Euro
Nichtmitglieder	35,-	Euro
als DVD-Ausfertigung zuzügl.	8,-	Euro

Bestellungen richten Sie bitte an Herrn Erwin Beilfuss

Tel. 06171 - 912 408, Mail: mitteilungen@geschichtedigital.de
Zahlung mit Namen, Mitgliederstatus und Mail-Adresse an
Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel e.V.

**Konto bei der Nassauischen Sparkasse Oberursel
DE78510500150258 16 246 NASSDE55XXX**

Hinweise für die Verwendung der digitalisierten »Mitteilungen«

1. pdf-Datei [01-55_GuH_MO_2016_3283 download](#) wird als Download-Link oder auf DVD geliefert.
2. Zum Lesen der digitalisierten Mitteilungen Nr. 1-55 ist auf Ihrem Rechner das Programm »Acrobat Reader DC« zu installieren und zu starten.
Hinweis: Download-Datei des Programms »Acrobat Reader DC« ist im Internet vorhanden und darf auf Ihrem Rechner kostenlos installiert werden.
3. Programm »Acrobat Reader DC«, nach Installation, auf Ihrem Rechner starten. Bitte verwenden Sie für die Programmnutzung die »Hilfefunktion« des »Acrobat Reader DC«.
4. Die pdf-Datei »01-55_GuH_MO_2016_3283.pdf« mit dem per Email gesandten Download-Link herunterladen und auf Ihren Rechner speichern.
5. pdf-Datei im Programm »Acrobat Reader DC« aufrufen.
6. Mit dem »Acrobat Reader DC« kann nun am Bildschirm mit den Mitteilungen 1 - 55 gearbeitet werden :

1. **LESEN**
 - Mitteilungshefte können gelesen werden.
 - Mitteilungshefte können mit einem oder zwei Suchworten durchsucht werden.
2. **SUCHEN**
 - Ergebnisse der einfachen Suche im Text der Mitteilungen anzeigen lassen.
 - Ergebnisse der erweiterten Suche als PDF drucken. (Nur mit Adobe Acrobat DC Pro).
3. **TEXTE kopieren**
 - Texte aus den Mitteilungen (OCR-Text) am Bildschirm markieren und in andere Programme kopieren (nach Word, Datenbanken, Bibliothek-Programmen).
4. **DRUCKEN**
 - Einzelne oder mehrere Seiten der Mitteilungen können ausgedruckt werden.